HENNING FIKENTSCHER

ZUR ERMORDUNG FRIEDRICH SCHILLERS

Der heutige Stand der Forschung über Friedrich Schillers sterbliche Reste und die Ursachen seines Todes

VERLAG FÜR GANZHEITLICHE FORSCHUNG

HENNING FIKENTSCHER

ZUR ERMORDUNG FRIEDRICH SCHILLERS

Der heutige Stand der Forschung über Friedrich Schillers sterbliche Reste und die Ursachen seines Todes

VERLAG FÜR GANZHEITLICHE FORSCHUNG

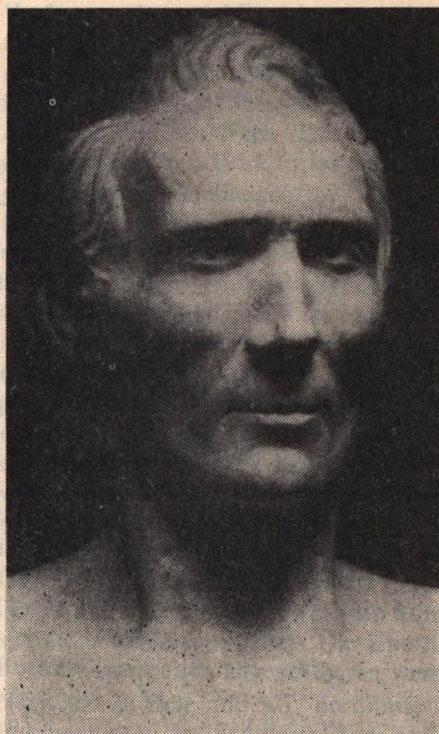
Lizenzausgabe
Verlag für ganzheitliche Forschung
Auslieferung: *Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger*
Freie Republik Uhlenhof
Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1
Druck: Eigendruck

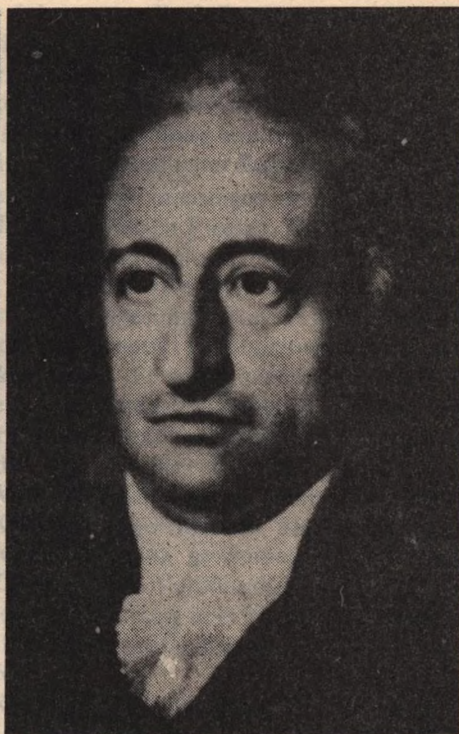
ISBN 3-932878-75-2

Inhaltsverzeichnis

1979

- *Herr Kollege - wie kamen Sie nur darauf, in Ihren Jahren sich noch um jene Fragen zu bemühen, an denen sich schon so viele Fachleute vergeblich versucht haben?*
- Nun, so abgelegen war das für mich nicht. Die Goethe- und Schillerzeit liegt für mich so nahe, wie für die meisten unserer Jahrgänge die Zeit Kaiser Wilhelms vor dem ersten Weltkriege.
- *Wie das?*
- Goethe verkehrte im Hause meines Großvaters, und ich kann z.B. noch sagen, was Opas Geschwister untereinander über den Herrn Geheimrat sprachen, mit dem "bezeichnend fikentscherischen scharfen Urteil", wie der Chronist das nannte.
- *Dann sind Sie ja förmlich dazu prädestiniert, die Schillerfragen aufzuarbeiten. Meinen Glückwunsch!*





Friedrich Christian Fikentscher *Johann Wolfgang v. Goethe*

An Friedrich Christian Fikentscher

Ihre reiche und höchst willkommene Sendung, mein Werthester, ist seiner Zeit glücklich bei mir angekommen und freut mich doppelt, da sie meine Sammlungen ergänzt und mich zugleich an die schönen Tage erinnert, die ich im Kreise Ihrer Familie zugebracht. - Empfehlen Sie mich allseits und nehmen die beifolgenden Stufen mehr als Zeugnis meines dankbaren Andenkens, als für ein Aequivalent Ihrer bedeutenden Gaben; erinnern Sie sich dabei eines aufrichtig Theilnehmenden der nichts mehr wünscht, als im nächsten Jahr abermals einige Zeit in Ihrer Nähe zu verleben und sich einer an Hand des theoretischen Studiums immer fortschreitender technischen Tätigkeit als Augenzeuge zu erfreuen.

Weimar, den 10. November 1822 ***Goethe***

Vorwort

Verfasser arbeitete Mitte der zwanziger Jahre unter Prof. Dr. Heinrich Münter am Anthropologischen Institut der Universität Heidelberg. Dort kam ihm die Arbeit von Hermann Welcker "Schillers Schädel und Totenmaske, nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants" von 1883 in die Hände, sowie August v. Frorieps Werk "Der Schädel Friedrich Schillers und des Dichters Begräbnisstätte" von 1913. Er las die Arbeiten mit jugendlicher Begier und verglich jene Gruftuntersuchungen mit seinen eigenen Exhumierungen und Gruftarbeiten, sowie mit denen seines Förderers, Prof. Dr. Eugen Fischer, Freiburg, nachmals Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, Menschliche Erbforschung und Eugenik, Berlin/Dahlem. Ein halbes Jahrzehnt danach kam ihm die Schrift der Kollegin Dr. M. Ludendorff "Der ungesühnte Frevel" in die Finger, in dem auch die Beisetzung Schillers in der Massengruft behandelt wurde. So anregend die behandelten Fragen waren, konnte ihn die wenig sachliche und allzu gemütsbewegte Darstellung nicht reizen, sich damit zu befassen. Leider! So entgingen dem Verfasser die Gegenschriften der Goethegesellschaft, aber auch die Erklärung von 137 Kollegen, die das sog. Huschke-Sektionsprotokoll für wissenschaftlich unhaltbar erklärten. Wenn Verfasser davon Kenntnis gehabt hätte, so hätte er sich dem Urteil der Kollegen angeschlossen und vermutlich mit frischeren Kräften der Schiller-Reste-Forschung gewidmet, als ihm das fünfzig Jahre später möglich war. Erst Gerassimows Veröffentlichungen stießen ihn darauf, über den gegenwärtigen Stand der Forschung über Friedrich Schillers sterbliche Reste zu arbeiten. Der Entschluß mußte aber erst ausreifen und andere Forschungsarbeiten abgeschlossen werden.

Nachdem so viele und z.T. berühmte Kollegen sich mit wenig Erfolg um die Echtheitsfrage der Schillerschädel und -masken bemüht hatten, und 1973 die quellenkritische Arbeit von Fritz Donges erschienen war, stand dem Verfasser für sein Vorhaben der Leitspruch seines Großohms Fritz Müller-Desterro vor Augen, den er 1844 seiner Doktorarbeit vorangestellt hatte:

Caeterum nullius in verba iurans, aliorum inventa consarcinare haud institui, quae ipse quaesivi, reperi, repetitis vicibus diversoque tempore observavi - propono. *)

Der Großohm ist seinem Leitwort als Naturforscher, Freund und Helfer Charles Darwins und Mitbegründer der Ökologie treu geblieben. Sein Arbeitsfeld war der unerschöpfliche Reichtum des Urwalds am Itajaha an Tieren und Pflanzen. Das neue Ackerfeld des Verfassers waren ein paar dürftige Totenmasken, ungewisse Haarbüschel in Museen, einige Kleidungsstücke und Schillergebeine, die bestimmt nicht von Schiller stammten und nicht einmal zugänglich waren. So mußte er notgedrungen auch *"inventa aliorum"* - die Werke der Vorgänger und einen Teil der allgemeinen Schillerliteratur verarbeiten. Dankbar gedenkt Verfasser der richtigen Ansätze und Wege der Vorgänger, aber auch ihrer Fehlwege und Irrtümer. Sie ersparten ihm so manchen Umweg.

In der Quellennutzung hielt sich Verfasser an die großväterliche Regel: "Eens Manns Rede is keens Manns Rede; man sall sei hüren alle beede."

*) *"Im Übrigen gebe ich nichts auf Worte. Ich habe mir vorgenommen, nicht die Funde anderer zusammenzufügen, sondern das, was ich selber erforscht, ausgemacht und zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen beobachtet habe - dies setze ich voraus."*

Außer den von der Goethe- und Schillergesellschaft anerkannten Quellen und Beurteilungen wurden auch die der Gegner herangezogen und damit verglichen. Es stellte sich heraus, daß auf beiden Seiten keine unfehlbaren Götter, sondern Menschen gedacht, geschrieben und - sich erzürnt hatten, auch wo ihnen bei entgegengesetzten Schlüssen und Urteilen dieselben Arbeitsfehler unterlaufen waren.

Auch dem Verfasser blieben Fehlwege nicht erspart, die er als eigener advocatus diaboli auszuräumen versuchte. Er stieß dabei auf das, was er füglich als "Gletschertal-Fehler" bezeichnen möchte, wie er Charles Darwin in seinen Lehrjahren begegnete:

13/281 *"Am nächsten Morgen brachen wir auf nach Langollen, Conway, Bangor und Capel Curig. Diese Tour war für mich von entschiedenem Nutzen, da sie mich ein wenig lehrte, wie man Geologie einer Gegend zu erforschen habe. Prof. Sedgwick veranlaßte mich häufig, einen mit dem seinigen parallelen Weg einzuschlagen und ließ mich Handstücke der Gesteine mitbringen und auf einer Karte die Schichtungsverhältnisse angeben. Ich bezweifle nicht, daß er dies in meinem Interesse tat, da ich zu unwissend war, ihm wirklich helfen zu können. Auf dieser Tour erhielt ich einen Beweis dafür, wie leicht es ist, Erscheinungen, wie augenfällig sie immer sein mögen, zu übersehen, wenn sie niemand vorher beobachtet hat. ... Keiner von uns sah die wundervollen Erscheinungen der Gletschertätigkeit, die uns rings umgaben: Wir bemerkten weder die deutlich geschrammten Felsen, noch die übereinander gehäuften Findlinge, noch die Seiten- und Endmoränen.*

Ein durch Feuer zerstörtes Haus hätte seine Geschichte nicht deutlicher erzählen können als dieses Tal. Wenn es noch mit einem Gletscher gefüllt gewesen wäre, wären die Erscheinungen weniger deutlich gewesen, als sie jetzt sind.

Commonly we only perceived, what we know all along. *)

Das ist so menschlich, daß man es niemanden verübeln kann. Wo sich gar mit dieser natürlichen Schwäche gruppengebundene Gefühlsurteile, womöglich aus langer Überlieferung, verbinden, da ist der Blick auf den Pfad der schlichten Wirklichkeit wie mit Gletschergeröll verschüttet. Es kostet Mühe, solchen ungangbaren Weg freizumachen, aber auch Achtsamkeit, um keine teilnehmenden Zuschauer oder gar willige Helfer mit dem Abraum zu verletzen.

Bei vorliegender Arbeit war das Mißverhältnis zwischen dem Sachgut auf der einen, den schriftlichen Quellen und Bearbeitungen auf der anderen Seite überwältigend. Allein das Literaturverzeichnis der Universitätsbibliothek Kiel über die aufliegenden Werke über Schillers Leben, Leiden, Ende und Reste umfaßt 352 Nummern und ist längst nicht vollständig. Viele Arbeiten mußten im Fernleihverkehr, einige aus dem Ausland beschafft werden. Dieser Papierflut gegenüber gab es, wie eingangs gesagt, nur ein paar schlechte Totenmasken, ungewisse Haarbüschel, Kleidungsstücke und zwei Schillergerippe mit Schädeln, die garnicht von Schiller stammen konnten und unzugänglich waren. Trotzdem glaubte Verfasser, daß er das ganze Gewicht auf die Untersuchung der

---

* *"Gewöhnlich nehmen wir nur wahr, was wir längst kennen"*

Fußnote: Was ist das Schwerste von allem? Was dich am leichtesten dünket: Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt!

Friedrich Schiller

Sachgüter legen mußte, und die Literatur als zweitrangig betrachten dürfe:

caeterum nullius in verba iurans

Diese Einordnung machte eine genaue Beurteilung entscheidender Quellen und Bearbeitungen nicht überflüssig. Sie werden an zweiter Stelle behandelt.
Die Sachgutforschung erforderte auch auswärtige Arbeit: fünf Besuche in Marbach, Besuch in Weimar und Halle, in Baden bei Wien, in Paris/Musée de l'Homme, einige achtzigmal in Kiel im Institut für Gerichtliche Medizin und in der Unibibliothek, ein dutzendmal in Minden in der Prosektur des Pathologischen Instituts.
Es war nicht vorauszusehen, wieviele Helfer sich zu solch ausgefallener Arbeit finden würden:

Verfasser dankt von Herzen:
Prof.Dr.med. Oskar Grüner/Kiel, als Forensiker
Prof. Hamilton Smith D.M. Glasgow, Scotland als Forensiker
Prof.Dr.med. Willi Bussani-Caspari/Minden, als Pathologen und Prosektor
Prof.Dr.med. Rudolf Rabl/Kiel, als Prosektor
Dr.med. Aribert Schwenke als Internisten und Lektor
Herrn Walter Bruder/Cannstadt, als Biologiedirektor des Landeskriminalamtes Baden-Württemberg
Prof.Dr. Gessain/Paris, Direkteur du Musée de l'Homme
Mlle Brigitte Senus, chimiste au laboratoire du Musée, Paris
Frau Renate Kümmell, als Graphologin in Nachfolge ihres Vaters
Herrn Prof. Dr. Bernhard Wittlich/Kiel, als Psychologen †
Herrn Prof. Dr. Alfred Frühwald/Baden b. Wien, Reg. Rat, Rollettmuseum
Herrn Prof. Dr. Hahn, Generaldirektor der nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur, Weimar
Herrn Dr. Herbert Krebs, 1. Stellvertreter ebenda
Herrn Dr. Gerhard Schmid
Herrn Dr. Dieter Eckardt, Direktor, Goethe-Nationalmuseum Weimar
Frau Marie-Luise Kahler, Goethemuseum, Weimar
Herrn Kurt Stöcker, Magazinverwalter, Goethemuseum Weimar
Frau Sibylle Stapff, Weimar
Herrn Walter Scheffler, Abteilungsleiter am Schillermuseum Marbach
Herrn Karl Heinz Kirkamm, Hausmeister des Schillermuseums
Herrn Heinz Georg Keppler, Bürgermeister von Marbach und Vorsitzender des Schillervereins
Dr. Jürgen Keidel/Heidelberg, als Pharmazeut
Prof. Dr. Erwin Mehl, Klosterneuburg/Wien †
Herrn Dr. Karl Neuzil, Bibliothekar, Chorherrenstift Klosterneuburg
Herrn. Dr. Jürgen Blunck, Bibliothekar, Kiel, Uni-Biliothek
Herrn Dr.med. Gunther Duda/Dachau, Internist
Herrn Dr.med. Dieter Kerner, Mainz, Internist †
Monsieur Prof.Dr. Morris Martin, Saint Vincent, Auvergne
Monsieur Jean-Luc Bredel/Kiel, Lektor
Herrn Paul Dybowski/Kiel, Lektor
Herrn Oberstudienrat Dr. Hermann Kaben/Lübeck †

Herrn Dr. Rolf Kosiek, Nürtingen, als Physiker
Herrn Fritz Donges, Bildhauer †
Herrn Oberstudienrat Lothar Stielau/Stöckheim, als Lektor
Frau Heidi Albin/Kiel, Inst.f.Gerichtl.Medizin, als Laborantin

Den Lichtbildern:
Herrn Mathias Müller/Marbach, Schillermuseum
Herrn Willi Koßmann/Minden
Herrn Uwe Weißenberg, Steinbergkirche
Herrn Arthur Suhl/Kiel, Inst.f.Gerichtl. Medizin
Monsieur J. Oster, Paris, Musée de l'Homme
Firma Ernst Leitz KG, Wetzlar-Stuttgart für die Überlassung eines Stereo-Mikroskopes
Firma Anschütz Co./Kiel-Holtenau, und
Firma Hahn und Kolb, Feuerbach, Präzisionsinstrumente, für die Überlassung elektronischer Mikrometer, wozu letztere gleich einen Ingenieur mitgab, um Verfasser in der Bedienung anzulernen.
Kriegskamerad Klaus Wels/Rönne-Kiel, als unermüdlicher und verlässiger Fahrer.
Damit ist die Zahl der Helfer keineswegs erschöpft. Beim Rückblick auf die Fülle der Helfer gründet das Gefühl des Dankes auf der Einsicht, daß die ganze Arbeit fast nur aus Fremdleistungen bestand, denen der Verfasser das einigende Band zu geben versuchte.

Hinweise

Randziffern bedeuten

einfache Zahlen	=	Seitenzahl
Doppelzahlen	=	Nr. u. Seitenzahl im Anhang
Zahlen mit L davor	=	Nr. im Schrifttum

I

Einführung

Wenig Menschen von Schillers Ruf und Stellung sind sechsmal amtlich beigesetzt worden, und wohl keiner außer Schiller, von dem noch in unserem Jahrhundert zwei vollständige Gerippe mit zwei Schädeln in derselben Gruft für echt aufbewahrt wurden. Die Beisetzungen von 1805 - 1826 - 1827 - 1913 - 1945 - 1962 forderten Fragen heraus, die nicht schlichtweg beantwortet werden konnten. Das war nicht nur das Ergebnis einer verwickelten hundertsiebzigjährigen Geschichte. Es hatte schon mit der ersten Beisetzung Schillers auf dem Jakobsfriedhof zu Weimar angefangen. Herbert Cysarz schrieb darüber in seinem Werke "Schiller":

"Die ungelösten Fragen, Abgründe und Widersprüche können nicht jäher ins Licht oder Zwielicht gesetzt werden, als durch einen Blick auf Schillers Beisetzung. Noch um diese Umstände geistert ein Geheimnis.
Daß das mitternächtige Pestbegräbnis Legenden erweckt hat, ist weniger verwunderlich, als daß der Vorgang bisher nicht eindeutig geklärt werden konnte, wenn anders keine Urkunden abhanden gekommen sind.
Wer es zulassen konnte, daß Schillers Schädel auf der Weimarer Bibliothek als Schaustück gezeigt wurde, nachdem er wochenlang in Goethes Schreibstube gestanden hatte, verdient auch in Sachen der Beisetzung keinesfalls unser Vertrauen."

Cysarz war 1935 nicht der erste, der Schillers Beisetzung mit einem Pestbegräbnis verglichen hatte. Wilhelm von Archenholz hatte das hundertdreißig Jahre zuvor gleich nach Schillers Heimgang in der Zeitschrift "Minerva" so ausgedrückt. Den Verdacht auf Urkundenverlust bestätigte eine Untersuchung von Fritz Donges, nach der achtzehn Dokumente verschollen, elf gefälscht und dreizehn zur Täuschung verwendet worden sein sollen. Donges gelang es, den Wortlaut einer Reihe verschollener Urkunden wieder ausfindig zu machen. Die ungelösten Fragen um Schillers Beisetzung waren damit aber noch nicht beantwortet.

Das zwiefache Schillergerippe in der Fürstengruft zu Weimar gab keine Antwort auf die schwebenden Fragen. Obwohl das eine der beiden Gerippe erst 1914 in der Fürstengruft beigesetzt wurde, reichte die Geschichte vom zweifachen Schiller bis 1805 zurück. Seitdem gibt es zweierlei Totenmasken des Dichters. Die vermutlich von dem Töpfer Ludwig Klauer gefertigten Masken sind sich zwar ähnlich, so daß man schon glauben kann, daß sie auf dieselbe Hohlform zurückgehen, aber sie sind verschieden groß. Und da in der Fürstengruft ein großer und ein kleiner Schillerschädel lag, war der Frage nicht auszuweichen, welcher der echte und welcher der falsche Schädel, welches die echte und welches die falsche Maske sei.
Es war eine Gleichung mit mehreren Unbekannten.

Mit Schillers Knochen hatte es folgende Bewandtnis:
Der Dichter war nach Mitternacht des 11.V.1805 im sog. Kassengewölbe, einer Massengruft für Adlige und höhere Beamte, beigesetzt worden.

Im März 1826 hatte der Bürgermeister C.L. Schwabe erfahren, daß die Massengruft geräumt werden solle. Er versuchte darum, Schillers Gebeine zu bergen, um sie in einer ehrbaren, gesonderten Grabstätte beisetzen zu können, wie das der tiefste Wunsch der Witwe, Charlotte v. Schiller, immer gewesen war. Schon bei der Vorbesichtigung unter Begleitung mehrerer Herren der Stadtverwaltung, und erst recht bei einer gesonderten Untersuchung der Gruft erkannte Schwabe, daß sein Vorhaben undurchführbar war: In dem Durcheinander der Reste von 23 Beigesetzten, von Knochen, Sargbrettresten in 3 cbm Gruftmüll waren Schillers Gebeine nicht auszusondern. Schwabe versuchte daher, wenigstens Schillers Schädel aus dem Moder herauszufinden. Er tat das so gut er konnte, sammelte alle 23 Schädel zusammen und legte sie drei Weimarer Ärzten zur Prüfung vor. Er hatte eine der Gips-Ganzkopftotenmasken Schillers zur Hand und ließ die Ärzte nach den damals bekannten forensischen Messungen der Durchmesser und Umfänge Vergleiche anstellen. Danach hielten die Ärzte den von Schwabe bestimmten Schädel für richtig.*)

Schwabes Vorhaben, wenigstens den Schädel in einem würdigen Grabe beizusetzen, dessen Platz er im Einvernehmen mit der Familie Schiller ausgesucht hatte und auf seine Kosten ein Denkmal darüber errichten wollte, wurde durch den Beschluß des Großherzogs Carl August und seines Ministers Goethe durchkreuzt. Schwabe mußte den Schädel am 16.IX.1826 an Goethe abliefern, und am 17.IX. wurde der Schädel in einem Staatsakt in der Großherzoglichen Bibliothek niedergelegt.

---

*\) *Hier wären zwei oft wiederholte Irrtümer auszuräumen.*
Bürgermeister Schwabe war bemüht, die Echtheit des von ihm gefundenen Schillerschädels zu erhärten. Er hatte alle 23 Schädel in seinem Hause aufgebaut und führte eine Reihe älterer Weimarer Bürger, die die Verstorbenen noch gekannt hatten, einzeln herein mit der Frage, ob sie Schiller unter den Schädeln erkennen könnten. Die Antworten lauteten einhellig auf den Schädel, den Schwabe als Schillerschädel bestimmt hatte. Schwabe hatte nicht bedacht, daß das Urteil dank seiner falschen Anordnung der Schädel so ausfallen mußte: Nur der Schillerschädel hatte einen Unterkiefer, alle anderen nicht. Die Betrachter konnten sich einen Schiller ohne Unterkiefer nicht vorstellen, und so mußte das Urteil einheitlich ausfallen, ohne etwas zu beweisen.

Umgekehrt wird das Urteil der drei Ärzte, denen Schwabe den Schillerschädel und die Gips-Ganzkopfmaske vorlegte, aus zwei Gründen fehlbewertet. Einmal soll die Kunst der Kopfmessung erst vierzehn Jahre später durch Anders Retzius "Om Formen af Nordboarnes Cranier" bekannt geworden sein, und zum anderen habe Schwabe den Ärzten nur die sog. "Schwabesche Tonmaske" als Vergleichsstück geben können, die den Kopf mit Haut und Weichteilen kleiner wiedergibt, als der "Schillerschädel" gewesen sein konnte.
Zum ersten war die Kunst der Kopfmessung mit Tasterzirkel und Bandmaß nicht nur den Bildhauern wohlbekannt, sondern auch den Ärzten. Schädeldurchmesser und -umfänge zu messen, gehörte zum Handwerk der Forensiker, lange bevor Retzius sie anthropometrisch -rassenkundlich anwendete. Zum anderen hatte Bürgermeister Schwabe die Weimarer Gipsmaske 200 in Händen, deren Besitzwechsel mit größter Wahrscheinlichkeit am 16.9.1826 vor sich ging. Da Goethe über die Schillertotenmasken nichts in seinem Tagebuch vermerkte, ist der Besitzwechsel zeitlich nicht zu belegen.

Einige Tage danach ließ Minister Goethe durch den Prosektor Schröter/Jena die übrigen Gebeine Schillers in der Massengruft aufsammeln.
Schröter brachte es binnen weniger Stunden fertig, etwa die Hälfte der Knochen, 19
die zu einem Skelett gehörten, zusammenzusuchen. Goethe hatte dem Prosektor einen Schädel gegeben, dessen Reinigung angeblich zwei Tage erforderte. Das war begreiflich. Schillers Schädel, den der Bürgermeister abgeliefert hatte, besaß noch das vollständige Gebiß bis auf einen fehlenden Mahlzahn. Dem Schädel, den der Prosektor herzurichten hatte, fehlten jedoch acht Zähne, oben 6 58
und unten zwei, so daß Schröter 7 falsche Zähne zurechtfeilen und einsetzen mußte, um den Schädel schillerähnlich zu machen. Diese Fälschung kam erst 1961 zu Tage, als der Biologe Herbert Ullrich als Dolmetscher des sowjetischen Anthropologen Gerassimow Gelegenheit hatte, die Schillerschädel zu untersuchen.
Den Schillerschädel aus der Bibliothek hatte Goethe schon acht Tage nach der feierlichen Niederlegung an sich genommen und in seiner Wohnung verborgen, 15/282
wo ihn Wilhelm v. Humboldt am 30.XII.1826 als einziger fremder Gast zu sehen 26/297
bekam.

König Ludwig I. von Bayern wiederum war der einzige Fremde, dem Goethe den gefälschten Schillerschädel im Sockelkasten der Schillerbüste der Bibliothek zeigte. Goethe konnte ihm den Wunsch nicht gut abschlagen, dessen Erfüllung ungefährlich war. Der König konnte einen gefälschten Schillerschädel vom echten nicht unterscheiden.
Durch den Vorwurf König Ludwigs, daß Schillers Schädel als Schaustück *"wie Münzen oder ähnliche Raritäten"* behandelt würde, sah sich der Großherzog genötigt, den Schillergebeinen einen Platz in seiner Familiengruft einzuräumen. Am 16.XII.1827 wurden sie dort in einem Staatsakt beigesetzt, wobei Bürgermeister Schwabe sich vor Verschluß des Sarges eigens überzeugte, daß auch wirklich der Schädel, den er geborgen und Goethe abgeliefert hatte, darin lag. Vor der 3. Beisetzung Schillers in der Fürstengruft wünschte der Großherzog, daß von dem Schädel eine Gipsabformung gemacht werde. Goethe ließ durch den Former Kauffmann einen vorzüglichen Abguß des Schädels mit den gefälschten Zähnen anfertigen, dessen Nachgüsse auf der ganzen Welt als "Schillerschädel" Verbreitung fanden.
Als der Schillersarg der Fürstengruft 1959 wegen angeblicher Fäulnisschäden geöffnet wurde, lag der Schädel mit den gefälschten Zähnen darin, der mit dem Kauffmannschen Gipsabguß genau übereinstimmte. Der echte Schillerschädel ist nie wieder zum Vorschein gekommen.

Der erste Anthropologe, der sich mit der Schiller-Schädelfrage befaßte, war Paul Broca/Paris. Er kannte aber nur den Kauffmannschen Gipsabguß des von Prosektor Schröter gefälschten Schädels, was Broca 1864 noch nicht wissen konnte.

Nach Broca entdeckte Hermann Welcker/Halle zwei Ganzkopfmasken, deren unterschiedliche Größe ihn vor die Frage nach der Echtheit stellten. Welcker fand, daß die größere, die sog. Weimarer Maske, aus Gips bestand, wäh-

rend die kleinere, die sog. Schwabesche Maske, von gebranntem Ton war. Er erklärte sich den Unterschied von 6% der Längenmaße durch das Schwinden des Tones beim Trocknen und Brennen. Da die Ganzkopftotenmasken wie alle guten, nach dem Leben gefertigten Bilder Schillers eine schmale, vorspringende Nase unter einer senkrechten Stirne zeigten, sah Welcker sie für echt an. Aber gerade deswegen mußte der Gipsschädel, der auf Goethes Anordnung gemacht worden war, falsch sein, denn er hatte eine um 14° fliehendere Stirne als die Totenmasken. Außerdem lag eine gewisse Schiefheit des Gesichtes bei den Totenmasken und dem Gipsschädel genau umgekehrt.

Nach Hermann Welckers wissenschaftlich gründlicher und bahnbrechender Arbeit von 1883 versuchte Prof. August v. Froriep/Tübingen, die Klärung um Schillers Schädel und Gebeine auf andere Weise weiter zu treiben. Er sagte sich, daß, wenn der Bürgermeister Schwabe nicht den richtigen Schädel gefunden hatte und der falsche in der Fürstengruft beigesetzt war, so müsse Schillers Schädel noch in der 1854 eingeebneten Massengruft liegen. Von der Schädelfälschung und dem Spiel mit zweierlei "Schillerschädeln" konnte v.Froriep noch nichts wissen. 1911 grub er die Massengruft aus, die seit 1821 nicht mehr belegt worden war.

v. Frorieps Aufgabe war schwieriger als die von Schwabe und Schröter von 1826, weil zu jenen 23 Leichenresten, die damals obenauf gelegen hatten, noch fast ein halbes Hundert Vorbestattete kamen, deren Reste tiefer vergraben worden waren, und alles zusammen unter dem Schutt des 1854 eingeebneten Oberbaues lag.

Unter 64 Schädeln fand v.Froriep einen, dessen Stirnwinkel in etwa zu der einen Kopftotenmaske paßte. Der Schädel war klein, während Schillers Schädel groß gewesen sein sollte. Es fanden sich bei solch großer Auswahl auch genug Langknochen, die zu einem Schillergerippe paßten. Schiller sollte angeblich der Größte aller Weimaraner gewesen sein. v. Froriep fand nun den zweiten "größten" Weimaraner in derselben Gruft.

Der Großherzog von Weimar war bereit, auch das zweite Schillergerippe von Prof.v.Froriep in die Fürstengruft aufnehmen zu lassen, so daß seit 1914 zwei Schiller in zwei Särgen darin liegen.
Der zweite Schillersarg wurde vorsichtshalber hinter einem Vorhang verborgen, wohl um unerwünschte Fragen von Besuchern zu vermeiden.
Prof. v. Froriep hatte sich in Ton- und Gipsfragen von Prof. Melchior v. Hugo/Stuttgart beraten lassen. Der erklärte den Größenunterschied der Masken umgekehrt als Welcker. Die Tonmaske gäbe die richtige Größe von Schillers Kopf wieder. Der Töpfer Klauer habe von einem solchen Tonabdruck durch Quellung eine Riesenmaske erzeugt, von der weiterhin die Weimarer Gipsmaske 200 stamme. Mit dieser Erklärung fand v. Hugo nicht überall die Zustimmung, wie man sie nach Frorieps Stellungnahme vermuten sollte.
Der Fachkollege Bildhauer Prof. Adolf Freund/Stuttgart lachte nur darüber und hielt mit seinem Aburteil vor Hofrat Klinckerfuß/Stuttgart nicht zurück.

Als Prof.v.Froriep sein Werk über Schillers Reste veröffentlicht hatte, hörte er von der Maske in Stuttgart und setzte darüber in die Zeitung. Hofrat Klinckerfuß schrieb ihm sofort, daß die Maske bei ihm sei, worauf Prof. v. Froriep und Prof. Neuhauß ihn umgehend aufsuchten, um die Maske zu erwerben. Dies schlug der Hofrat ab. Dafür vermachte er sie 1920 dem Schiller-Nationalmuseum in Marbach.
Die Kenntnisnahme der "Klinckerfuß-Maske", die in der Größe und Ausführung fast ganz mit der Weimarer Maske 200 übereinstimmte, aber nicht die gespaltene Nase und das Loch im Hinterkopf aufwies, hätte für v.Froriep zur Überholung seiner Behauptung von dem künstlich gequollenen Zwischenglied führen müssen. Das brachte er nicht mehr über sich.

Gegen Ende des zweiten Weltkrieges wurden Goethes Sarg und der alte Schillersarg zur Bewahrung vor Bombenschäden ausgelagert. Nach Irrfahrten unbekannten Weges wurden beide Särge in Jena entdeckt und am 12. Juni 1945 durch den U.S.-amerikanischen Platzkommandanten Mr. Brown mit militärischen Ehren auf ihren alten Plätzen in der Fürstengruft wieder beigesetzt.

1959 wurden die Schillersärge geöffnet und der Inhalt neu geordnet. Der
sowjetische Anthropologe Prof. Michail Gerassimow wurde gebeten, festzu- 57 ff
stellen, welches der beiden Gerippe echt und welches falsch sei. Das war ver-
ständlich. Im Rahmen des DIAMAT* waren zwei Schillergerippe in einer Gruft
unerträglich. Der Professor erklärte das Froriepsche Skelett für unecht. Einmal,
weil die Knochen offenbar von verschiedenen Personen stammten, und
schließlich, weil der Schädel mit Sicherheit von einem weiblichen Wesen von
etwa 20 Jahren rührte. Über das alte Skelett von 1827 schrieb er:

"Ich war sofort beruhigt. Das Skelett eines sehr hoch gewachsenen Menschen lag in anatomischer Anordnung vor mir. Sogar ein flüchtiger Blick ließ keinen Zweifel daran, daß der Schädel, sein Unterkiefer und die übrigen Gebeine eindeutig einer Person angehörten. Der Schädel war überaus markant, ja ich möchte sagen, schön: eine herrliche Stirn, große Augenhöhlen, stark vortretende Nasenbeine, schöne, gleichmäßige Zahnreihen...... Das Skelett eines Menschen von sehr hohem Wuchs mit den Spuren einer schweren Krankheit, von Tuberkulose ....."

Als höflicher Gast und Russe konnte Gerassimow nicht über die gestellte Frage hinausgehen und den Gastgebern damit ins Gesicht springen, daß beide Gerippe falsch seien. Er sah *"mit flüchtigem Blick"* das Gegenteil von dem, was die deutschen Anatomen und Anthropologen seit achtzig Jahren sorgfältig erarbeitet hatten. Einmal in diese schiefe Lage gekommen, mußte er eine Lüge auf die andere setzen, um zuzudecken, was ihn entlarven konnte, und schloß damit:

"Welcker muß sich geirrt haben."

Gerassimow formte den Schädel, die Wirbel, den Schultergürtel und die Rippen in Kunstharz ab und stellte anatomisch fest, daß Schiller einen langen, flachen Brustkorb gehabt und die Schultern hochgezogen getragen habe.

---

*) *Dialektischer Materialismus*

Über dem Abguß des falschen Schädels, des Schultergürtels ohne Manubrium, des Rückgrats mit Wirbellücken und Rippen, die von irgendwelchen der im Massengewölbe Beigesetzten stammten, knetete Gerassimow die echte Schiller-
61 büste eines kerngesunden Holzhackers oder Viehhändlers trotz der schweren Tuberkulose. An welchen Knochen Gerassimow deren Spuren gesehen hatte, verschwieg er ebenso wie die 7 gefälschten Zähne, die sein Dolmetscher Dr. Herbert Ullrich entdeckt hatte. Am "Skelett in anatomischer Anordnung" hatte Gerassimow nicht vermerkt oder verschwiegen, daß Schiller beide Hüftbeine fehlten.

Gerassimow hatte zwar in den Augen der Laienwelt die Schiller-Reste-Forschung auf den Kopf gestellt und sogar das von Prof. Veil längst widerlegte Märchen von Schillers Tuberkulose wiederaufleben lassen. Trotzdem hat sein Wirken ungewollt der Forschung einen großen Dienst geleistet. Die Entdeckung der Zahnfälschung durch Dr. Herbert Ullrich an dem Schädel, an dessen Abguß Welcker einwandfrei bewiesen hatte, daß er nicht von Schiller stammen konnte, ließ den Werdegang der Fälschung und ihren Urheber erkennen, der sonst für immer im Dunkeln gelegen hätte. Daß Dr. Ullrich den Verdacht dem unschuldigen Juristen Dr. Carl Leberecht Schwabe unterschob, wird man ihm nicht verargen. Bei einem sachgerechten Hinweis auf Täter und Urheber hätte er seinen Bericht nicht veröffentlichen können.

1964 griff Prof. Joachim Hermann Scharf/Halle die Echtheitsfrage wieder auf, woran sich auch Bildhauer Hellmut Helwin/Halle beteiligte.

Helwin trat 1969 mit zwei Arbeiten an die Öffentlichkeit: "Die Profilanalyse - eine Möglichkeit der Identifizierung unbekannter Schädel" und "Die Identifizierung des Paulssen-Schädels".

1961 hatte sich schon Dr. Axel Simon als Forensiker in einem Kommentar zu dem Wiederherstellungsversuch der Schillerbüste durch Gerassimow geäußert und die Zweifelhaftigkeit von Gerassimows Beweisführung gezeigt. Die neuesten technischen Verfahren und Bemühungen führten zu keinem klaren Ergebnis über die Schiller-Schädel und die Schiller-Totenmasken. Zwei falsche Schädel ließen sich nicht mit zwei vielleicht echten, verschieden großen, mit Mängeln behafteten Totenmasken auf eine Person zurückführen, und nach Gerassimow erhielt kein Anatom mehr Einblick in die Schillersärge der Fürstengruft.

Glücklicher als Gerassimow hatte Zahnarzt Dr. Fritz Hildebrandt die Echtheitsfrage der Schillerschädel angefaßt. Zunächst zog er alle Urkunden heran, die etwas über Schillers Zähne aussagen konnten, und verglich damit die Gebisse der Gipsabgüsse des Fürstengruft- und des Froriepschädels. Dann ließ er deren Gebisse durch Bildniszeichner in gute Schillerbildnisse einzeichnen, die, auf lachenden Mund umgeformt, die Zähne erkennen ließen. Leider führte Hildebrandt seinen eigenen Grundgedanken nicht bis zum Ende durch, sondern brach da ab, wo er glaubte, seine vorweggenommene Vorstellung befriedigt zu haben: daß der Fürstengruftschädel der echte Schillerschädel sei. Hildebrandt starb, bevor Dr. Herbert Ullrich seine Entdeckung veröffentlicht hatte, daß am Fürstengruftschädel 7 Zähne gefälscht waren. So konnte Hildebrandt sich nicht mehr berichtigen und seinen schönen Ansatz zu Ende führen.

Verfasser versuchte dies an dem älteren Schillerbildnis der Frau Simanowitz nachzuholen.

So groß die Widersprüche und die Verwirrung in den anatomischen Fragen über Schillers Reste waren, waren die internistischen über Schillers Krankheit nicht geringer. 1927 hatte Dr. Erich Ebstein in einer breit angelegten Arbeit L/112
nachgewiesen, daß Schiller mit Sicherheit an Lungentuberkulose gelitten 113 114
hatte und eben daran nebst einer sekundären Darmtuberkulose starb. 1935 40/324
stellte Prof. Dr. Wolfgang Veil/Jena auf Grund derselben Dokumente einwandfrei fest, daß Schiller nie eine Tuberkulose gehabt habe und an einer Broncho- L/135
pneumonie mit Zwerchfellabszeß gestorben sei, den er schon 14 Jahre lang bei sich 136
getragen habe. - Die beiden Fachleute widersprachen sich restlos. Beide hatten versäumt, die Frage nach der Zuverlässigkeit der Quellen zu stellen.
Die Internisten Dr. Gunther Duda und Dr. Dieter Kerner konnten auf Grund L/109
bereinigter Quellen und unter Verwendung von Dokumenten, die Ebstein und Veil 110
noch nicht bekannt waren, eine schubweise Vergiftung mit Aconitum Napellus/- 111
Eisenhut, diagnostizieren. Mit dem Blick auf die Mangelhaftigkeit der Quellen war ihre Diagnose aber vorsichtiger als die der Vorgänger.

Der hundertjährige Streit um die Echtheit der Schädel und Masken hätte längst beigelegt werden können, nachdem Hermann Welcker die Falschheit des Fürstengruftschädels bewiesen und entdeckt hatte, daß die Hinterköpfe der Masken entstellt seien. - Die Masken brauchten nur sachgemäß vervollständigt zu werden, um den Welckerschen Beweis zu erhärten. Mit einem Vergleich der Querumfänge der Masken und Schädelabgüsse war auch der Froriepsche Schädel sofort als falsch zu erkennen.
Die fromme Scheu wäre gegenstandslos geworden, um derenthalben den deutschen Anatomen und Anthropologen die Untersuchung der Schillerskelette in der Fürstengruft verweigert worden war.
Wieviel unnütz bedrucktes Papier, wieviel unnötiger Streit, wechselseitige Vor- 9/276
würfe, ja Verunglimpfungen hätten damit vermieden werden können, um einer 33/311
nüchternen, ehrlichen Forschung und Geschichtsschreibung den Weg zu ebnen!
"Was kann der Mensch dem Menschen Höheres bieten als die Wahrheit?"
Friedrich Schiller

Schillers Schädel und Prosektor Schröders Knochenmann

Vom 19. — 22. März 1826 nachts von 12 — 3 Uhr ließ Bürgermeister C.L. Schwabe von drei Helfern die 3 cbm Gruftmüll des Kassengewölbes um- und umschaufeln. Er suchte die 23 Schädel der zuletzt Beigesetzten heraus, ließ die Langknochen auf einen Haufen legen und nahm von den Unterkiefern den mit, der genau in den Schädel paßte, den er für den Schillerschädel hielt.
Diesen Schädel mit dem Unterkiefer legte Schwabe drei Weimarer Ärzten vor, die durch vergleichende Messungen an der Gips-Ganzkopftotenmaske feststellten, daß der Schädel und die Maske auf denselben Menschen, also Schiller, zurückzuführen seien. Schwabe übergab den Schädel und die Gipsmaske am 16. September 1826 Goethe, und tags darauf wurde der Schädel in einem Staatsakt in der Großherzoglichen Bibliothek im Sockelkasten von Danneckers Schillerbüste eingeschlossen. Der Schlüssel des Behältnisses wurde Goethe zugestellt.
Drei Tage nach der Feierlichkeit, an der Goethe nicht teilgenommen hatte, schrieb Kanzler v. Müller an J.M.Chr. Färber:

"Ich soll Sie, lieber Herr Bibliotheksschreiber auffordern, in diesen Tagen mit dem Herrn Prosektor Schröter herüberzukommen und sich bei Herrn Minister Goethe anzumelden, der eine dringende und wichtige Angelegenheit mit Ihnen beiden zu besprechen hat. Richten Sie sich so ein, daß Sie erforderlichenfalls über Nacht hier bleiben können. Aus guten Gründen ist zu wünschen, daß nicht viel in Jena über diese Reise verlautbare. Sie brauchen ja nur Herrn Prof. Güldenapfel zu sagen, der Herr v. Goethe verlange Sie in einer Privatangelegenheit zu sprechen. Wenn Sie hier bei Goethe gewesen sein werden, dann ersuche ich Sie auch zu mir zu kommen,

Leben Sie recht wohl!
Weimar, den 20. Sept. 1826 *Kanzler v. Müller*

Es ist unbekannt, ob Goethe den Kanzler in sein Vorhaben eingeweiht hat, aber er hatte vorgesorgt, daß es möglichst geheim blieb und benutzte Kanzler v. Müller, um Prof. Güldenapfels Aufmerksamkeit abzulenken. Er wußte noch nicht, daß Prof. Güldenapfel vor dem Ableben stand und am 25. Sept. beerdigt wurde. Prosektor Schröter und Schreiber Färber mußten an der Beerdigung teilnehmen und verloren so einen halben Tag der Arbeitszeit für Goethes Auftrag. Am Sonnabend, dem 23. Sept. nachmittags, stiegen die beiden in die Massengruft des Kassengewölbes, um Schillers Gebeine aus dem Knochenhaufen herauszusuchen. Sie erledigten ihren Auftrag in den wenigen Stunden, in denen die Helligkeit in der Gruft das zuließ, und gaben fünf Tage später darüber das Protokoll:

"Zu Folge der am 20.ten d.M. uns durch Herrn Canzler und Ritter Dr. von Müller nach vorgenommener Rücksprache mit Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister und Ritter von Goethe gnädig zugekommener Aufforderung, in den nächstfolgenden Tagen von Jena herüber nach Weimar zu kommen, um die irdischen Überreste des im Cassengewölbe seit 21 Jahren ruhenden verewigten Hofrathes Friedrich von Schiller zu Tage zu fördern, begaben sich Endesbenannte den 23.ten in den Nachmittagsstunden in besagte Gruft, um dem hohen Verlangen Genüge zu leisten, und die Gebeine (der Kopf war schon einige Tage früher aufgefunden und herausgenommen worden) nach anatomischer Kenntnis und Regel auf kurze Zeit dem Licht wiederzugeben.
Das Resultat unserer Bemühungen war höchst erfreulich; denn obgleich keine Spur des Sarges mehr zu entdecken war, so fanden sich doch nicht allein alle Hauptstücke des Skelettes, sondern auch ein bedeutender Theil der kleinen Gliedmaßen desselben, wie aus beiliegendem Verzeichnis hervorgeht. Sämtliche Gebeine wurden von dauerhafter Consistenz befunden.
Nach hohem Befehl wurden selbige auf Großherzogl. Bibliothek geschafft um gereinigt und geordnet zu werden.
Auf diese Geschäfte, welche mit höchster Sorgfalt und Ruhe betrieben wurden, waren fünf Tage zu verwenden, nämlich von Sonnabend (den 23 ten des Monats) Mittag bis Mittwoch (den 27 ten) abends, wo die Gebeine in das eigens dazu bereitete Behältnis in Ordnung gelegt waren.
Die glückliche Vereinigung der Umstände, das Einem der Unterzeichneten welchen obige Geschäfte übertragen waren, das Glück beschieden gewesen, dem verewigten von Schiller mehrere Jahre lang persönlich nahe zu stehen, machte es zur unumstößlichen Gewißheit, daß hier kein Irrthum obwalten könne, indem nach anatomischen Kennzeichen und lebendiger Erinnerung an die Persönlichkeit Schillers dieses Geschäft mit höchster Gewissenhaftigkeit und Überzeugung geführt wurde. Die strengste Wahrhaftigkeit obiger Angaben bezeugen nach Pflicht und Gewissen mit ihres Namens Unterschriften,

Weimar, den 28ten Sepbr. 1826

Christian Friedrich Schröter — *Johann Michael Christoph Färber*
Prosektor zu Jena — *Museumsschreiber zu Jena*

05 Von den ersten Zeilen abgesehen, war das Protokoll ein einziger Schwindel. Goethe war nie im Leben in einer Gruft, um Schädel zu entnehmen, und Schröter konnte einige Tage vor Goethes Aufforderung noch nichts von einer Schädelsuche wissen. Aus dem Schreiben des Kanzlers v. Müller an Färber war auch nicht zu entnehmen, daß Schröter aus der Anatomie Jena einen Schädel hätte mitbringen sollen. Folglich konnte nur Goethe den Schädel beigebracht haben, und Schröter deckte den Schwindel mit dem blauen Dunst des *"einige Tage früher aufgefundenen und herausgenommenen Kopfes"* zu.
Mit der Wendung *"um dem hohen Verlangen Genüge zu leisten"* schob der Schreiber Goethe die Verantwortung für das zu, was er in der Gruft wider besseres Wissen und Können getan hatte.

"Nach anatomischer Kenntnis und Regel" bekräftigte den Schwindel, denn Schröter hatte seine Fachkenntnisse zwiefach übergangen: einmal als Mitwisser von Goethes Betrug mit dem Schädel, und dann bei dem Eulenspiegelstreich gegen Goethe mit dem Gerippe. Das *"auf kurze Zeit dem Lichte wiederzugeben"* war eine nichtssagende Beschwichtigung, die mit dem wirklichen Zweck der Exhumierung nichts zu tun hatte. Die Gebeine sollten nicht wieder bestattet werden.
"Das erfreuliche Resultat" war eine feiste Lüge. *"Alle Hauptteile"* waren 3/4 der langen Röhrenknochen, und *"ein bedeutender Teil der kleinen Gliedmaßen"* waren 3/7 der übrigen Knochen. Dabei wußte Schröter nur zu gut, daß von allen Knochen nur etwa 1/23, also 4-5% von Schiller stammen konnten. Für *"die Ruhe und Sorgfalt"* waren keine fünf, sondern nur drei Tage Zeit. Die Arbeit begann am Sonnabend nachmittag. Der halbe Montag ging durch die Beerdigung von Prof. Güldenapfel verloren, und niemand hätte von den beiden Männern verlangt, sonntags Knochen zu suchen oder zu reinigen.
Das protokollarisch bezeugte *"Glück, Schiller persönlich mehrere Jahre lang so nahe gestanden zu haben"* daß Färber *"nach anatomischen Kenntnissen und lebendiger Erinnerung"* nach einundzwanzig Jahren Schillers Knochen wiedererkennen konnte, war ein verlogener Schmus, der auch durch die Beteuerung *"strengster Wahrhaftigkeit, Pflicht und Gewissen"* um nichts glaubhafter wurde. Färber war seit 1804 Diener bei v. Wolzogen. Die einzige nähere Berührung mit Schiller stammte aus den letzten Tagen vor Schillers Tod, als er mit Schillers Diener Rudolph abwechselnd Nachtwache gehalten hatte.

Überreste des Schillerschen Knochenbaues.

Vorhandene Theile	Fehlende Theile
Der Schädel mit Unterkinnlade	
Sieben Halswirbel (Vertebrae colli)	
Acht Rückenwirbel (Vertebrae dorsi)	*Vier Rückenwirbel (Vertebrae dorsi)*
Vier Lendenwirbel (Vertebrae Lumbaes)	*Ein Lendenwirbel (Vertebra lumbalis)*
Das Kreuzbein (Os sacrum)	*Das Schwanzbein (Os coccygis)*
Das Brustbein (Os Sternum)	
Drey und zwanzig Rippen (Costae)	*Eine Rippe (Costa)*
Die beyden Schlüßelbeine (Os claviculae)	
Die beyden Schulterblätter (Os scapulae)	
Die beyden Oberarmbeine (Os humeri)	
Die linke Ellenbogenröhre (Ulna)	*Eine Ellenbogenröhre (Ulna)*
Vier mittlere Handknochen (Os metacarpi)	*Zwei Speichenröhren (Os radius)*
	Sämtliche Handwurzelknochen (Os carpi)
Drei Fingerglieder (Phalanges)	*Sechs Mittelhandwurzelknochen (Os metacarpi)*
Das unbenannte Bein (Os innominatum)	*Fünf und zwanzig Fingerglieder (Phalanges)*
Die beyden Schenkelknochen (Os femur)	*Ein ungenanntes Bein (Os innominatum)*
Die beyden Kniescheiben (Os patella)	
Die beyden Schienbeinröhren (Os tibia)	

Die beyden Wadenbeinröhren (Os fibula)
Ein Sprungbein (Os talus)
Die beyden Fersenbeine (Os calcaneus)
Die beyden kahnförmigen Beine (Os naviculare) *Sechs Fußwurzelknochen (Os tarsus)*
Das rechte Würfelbein (Os cuboideum) *Vier Linsenbeine (Os pisiforme)*
Die beyden ersten Keilbeine (Os cuneiforme)
Die beyden ersten Mittelfußknochen (Os metatarsi) *Vier Mittelfußknochen (Os metatarsus)*
Das erste Glied von der linken großen Zehe *Sieben und zwanzig Zehenglieder (Phalanges)*
(Phalanx)

Goethe eigenhändig:
Verzeichnet und bestätigt von
Museumsschreiber Färber und Prosektor
Schröter. *Durchgesehen von*
Weimar,
d. 30. Sept. 1926 *I. W. Goethe*

Goethe vermerkte in seinem Tagebuch von allen diesen Vorgängen nur:

"26.9.26. Schröter und Färber fuhren fort mit Reinigen und Aufstellen des Schädels.
27.9.26. abends die Gebeine in das Behältnis in Ordnung gelegt.
28.9.26. Schröter und Färber, das abgeschlossene Geschäft meldend. Gratifikation erhaltend."

Über den Auftrag Goethes an Färber gibt es keine schriftliche Urkunde. Der Sinn des Auftrages läßt sich aber aus den Geschehnissen erschließen. Dabei ist kaum denkbar, daß Goethe dem Prosektor den eigentlichen Grund der Schädelfälschung offenbart hat, wie er im Hauptteil XII S.85 ff behandelt wird. Ob wahr oder erfunden, so mußte Goethe seinen Auftrag dem Prosektor begreiflich machen. Vielleicht schrieb er so:

Mein lieber Schröter! Sie wissen ja, daß Serenissimus wünscht, Schillers Schädel in der Bibliothek aufzustellen. Unzählige Besucher werden dann kommen - den Schädel zu bewundern. Viele Menschen können etwas nur begreifen, wenn sie es mit den Händen anfassen. Wie leicht kann dann der Schädel herunterfallen und beschädigt werden! Wir müssen fürs Publikum einen Doppelgänger aufstellen. Den echten Schädel nehme ich in meine persönliche Obhut. Ich habe hier einen Schädel, der nach Größe und Form gut für einen Schillerschädel gehen mag. Nur fehlen ihm acht Zähne, wo Schiller eine einzige Zahnlücke hatte. Wollen Sie bitte dem Schädel die sieben fehlenden Zähne einsetzen? Das muß natürlich unter uns bleiben. Außer Ihrem ehrlichen Lohn erhalten Sie noch ein Gratial aus meiner Tasche. Nun machen Sie Ihre Arbeit bitte so gut und schön, wie Sie können!

Prosektor Schröter machte seine Arbeit so gut und schön, daß der Betrug erst nach hundertfünfunddreißig Jahren zu Tage kam. Um sieben fremde Zähne an den Wurzeln so kunstgerecht zu befeilen, daß sie genau in die leeren Zahnfächer des falschen Schädels paßten, ohne daß man die Fälschung von außen erkennen konnte, dazu brauchte Schröter zwei Tage.

Bürgermeister Schwabe hatte im März den echten Schädel der Gruft entnommen, drei Ärzten zur Messung vorgelegt und nach einem halben Jahr Goethe abgeliefert. Am 17. Sept. wurde der Schädel in einem Staatsakt in der Bibliothek feierlich eingeschlossen und kurz darauf von Goethe heimlich entwendet.
Nach dem graphologischen Psychogramm war Christian Friedrich Schröter nüchtern, gewissenhaft und ehrlich. Er war sicher nicht bereit, ohne Not einen wissenschaftlichen Betrug zu begehen. Das von ihm verfaßte Protokoll und das Knochenverzeichnis widersprach seinem Charakter. Vielleicht wird das Schriftstück verständlich, wenn man versucht, sich in seine Lage zu versetzen.
Als Schröter in die Gruft stieg, sah er mit einem Blick, was schon Bürgermeister Schwabe im Frühjahr erkannt hatte, daß es unmöglich sei, Schillers Gebeine aus dem Gemenge der Knochen und Sargreste in 3 cbm Gruftmüll auszusondern. Dazu hätte Schröter den ganzen Gruftinhalt ausbringen, verladen und an einen passenden Ort bringen müssen. Um die über viertausend Knochen zu sichten und auseinanderzuordnen, mußten die Angehörigen mindestens der Gruftinlieger v. Witzleben, v. Lichtenberg, v. Thüna, v. Koppenfeld, v. Felgenhauer, Engelhard, Goetze, Paulssen und Ridel befragt werden, um Geschlecht und Sterbealter durch Angaben über Körpergröße, Leiden und Mißbildungen zu ergänzen. Diese Vorarbeit hätte schon viele Wochen erfordert. - Eine solche fachmännische Suche nach Schillers Gebeinen war mit Goethes Wünschen nicht zu vereinigen. Die Fälschung des Fremdschädels war Goethe die Hauptsache, aber er wünschte sich auch ein echtes Schillerskelett zu dem echten Schädel in seinem Gewahrsam. Für Schröter war die Frage der Echtheit belanglos, ob zu dem gefälschten Schädel echte oder falsche Knochen kamen. Für ihn galt es, die peinliche Aufgabe möglichst schnell hinter sich zu bringen.
Als der Minister dem Prosektor mit dem Ansinnen kam, einen falschen Schädel als Schillerschädel herzurichten und die Fälschungsaufgabe noch durch die Form eines Geheimauftrages unterstrich, blieben für den Fachmann nur drei Möglichkeiten: entweder zu erklären, daß es handwerklich unmöglich sei, oder daß er sich zu einem Schelmenstreich nicht hergeben würde. Dies wäre einer Kriegserklärung gegen den Minister gleichgekommen, die ihm, Schröter, die Stellung gekostet hätte. Was nun? Schröter wählte den dritten Weg selbstgewisser Fachleute und Handwerker, die eingebildete Bönhasen mit unausführbaren Aufträgen oder gezielten Fehlleistungen auf den Arm nehmen. **Auf einen Schelm setz anderthalbe!**

So traf der Prosektor den unsterblichen Dichter und Minister da, wo er sterblich war: in seinem Nachruhm als osteologischer Kenner. Goethes Verhalten und die Fundlücken in der Gruft gaben die beste Gelegenheit dazu.

Goethe wußte, daß es in der Gruft keinen passenden Atlaswirbel zu seinem gefälschten Schädel geben konnte, nur zu dem Schädel, den er in seiner Wohnung verborgen hielt. Über das Weitere scheint er sich keine Gedanken gemacht zu haben. Er überließ es Schröters Fachkenntnis, seiner Findigkeit und seinem guten Willen. Daß Schröters Dienstbeflissenheit gespielt war, hat er nicht gemerkt.

Der Prosektor fand auf dem Gruftmüll noch nicht die Hälfte der Knochen die zu einem vollständigen Gerippe gehören. Die neunzehn Wirbel, die er obenauf fand, hatten vom Halse bis zum Kreuzbein fünf Lücken, also zehn Blindanschlüsse, was jeden Gedanken an eine Zusammengehörigkeit des obersten Endes mit dem untersten ausschloß. Unter den herumliegenden Hüftbeinen war zufällig kein zusammenpassendes männliches Paar, was sich ans Kreuzbein und an die Oberschenkel anschließen ließ. Weibliche Hüftbeine konnte er nicht nehmen, weil sie den Schwindel schnell offenbart hätten. Aus dem Haufen der langen Röhrenknochen, den Schwabe aufgestapelt hatte, konnte Schröter sechsundvierzig Oberschenkelbeine auslesen, um davon ein Paar für Schillerbeine gelten zu lassen. Schiller sollte angeblich mit seinen 6 Fuß 4 Zoll S.-Weimarisch der größte Weimaraner seiner Zeit gewesen sein. Die Wahrscheinlichkeit, Schillers Oberschenkelbeine getroffen zu haben, war sicher größer als 5%, aber trotzdem ungewiß, denn Prof. v. Froriep fand unter den Knochen des Kassengewölbes noch einen "größten Weimaraner."

Prosektor Schröter legte das Knochenverzeichnis scheinbar ganz wissenschaftlich an, indem er die gefundenen Knochen auf der einen, die noch vermißten auf der anderen Seite eintrug, und hinter jede deutsche Bezeichnung in Klammern die lateinische schrieb. Er fing mit dem (gefälschten) Schädel und Unterkiefer an, ging die Reihe bis zum Schwanzbein herab, um wieder bei den Rippen, Schlüsselbeinen und Schulterblättern die Arme abwärts bis zu den Fingern und dem Unbenannten Bein fortzufahren. Dann sprang er auf die Oberschenkelbeine über und die Beine herab bis zu den Zehen. So konnte er die Hüftbeine unterschlagen, ohne daß Goethe merkte, daß sie weder unter den gefundenen noch unter den vermißten Knochen genannt wurden. Nichtsahnend bescheinigte Goethe mit dem Vermerk: "Durchgesehen" und seiner Unterschrift, daß Schiller **keine Hüftbeine** besessen habe. - Schröter hatte die Schillerknochen in einem mit blauem Merino ausgeschlagenen Behelfssarg wohlgeordnet, aber so eingelegt, daß Goethe auch hier das Fehlen der Hüftbeine nicht sah.

Auch das Manubrium hatte Schröter im Knochenverzeichnis unterschlagen. Damit nicht genug, leistete sich der Prosektor noch den Spaß, von den 644 Fingergliedern der Gruftinlieger drei Schiller zuzuschreiben und dazu das erste Glied der linken Großzehe, so daß man wirklich von einem Schiller vom Scheitel bis zur Zehe sprechen konnte.
Goethe war zufrieden. Er schrieb an Kanzler Friedrich Theodor Adam Heinrich v. Müller:

"Nachdem die heiligen Reste, über unser Hoffen und Erwarten, nahezu vollständig zusammengebracht und beigelegt worden, so bitte ich die beiden Männer billig honorieren zu lassen; ich werde, wenn dieses geschehen, von meiner Seite noch ein Gratial hinzufügen. Mich des glücklichen Erfolges freuend.

W.d.28.Sept. 1826 *Goethe*
Herrn Kanzler v. Müller
Hochwohlgeb.

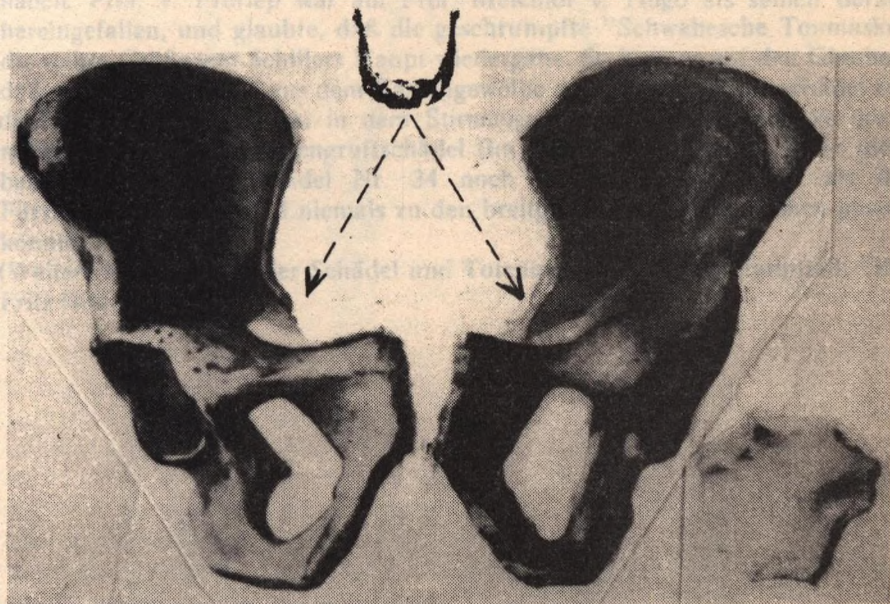
Goethe muß sich das am Donnerstag, den 28. Sept. noch anders überlegt haben, und gab den beiden die Sonderbelohnung für die Schwindelarbeit noch am nämlichen Tage.

Der Sohn des Bürgermeisters C.L. Schwabe, Dr. Julius Schwabe, veröffentlichte 1852 die Fundbeschreibung seines Vaters. Er hängte dem Schröterschen Knochenverzeichnis die Worte an:

"Nur der Anatom vom Fach wird in dem Verzeichnis der fehlenden Knochen das Zungenbein vermissen, welches, wie sich wohl denken läßt, nicht aufgefunden werden konnte."

Augenzwinkernd fügte Dr. Schwabe der Eulenspiegelei des Prosektors Schröter seinen Spott mit dem "sprechenden Zungenbein" hinzu. Man sollte glauben, daß doch der eine oder andere unter den zahllosen Quellenforschern Schwabes Hinweis und Schröters Spiel verstanden hat. Aber keiner scheint es bisher gewagt zu haben, Goethe als den gefoppten Fälscher in der Schiller-Schädelfrage zu bezeichnen.

das "sprechende" Zungenbein



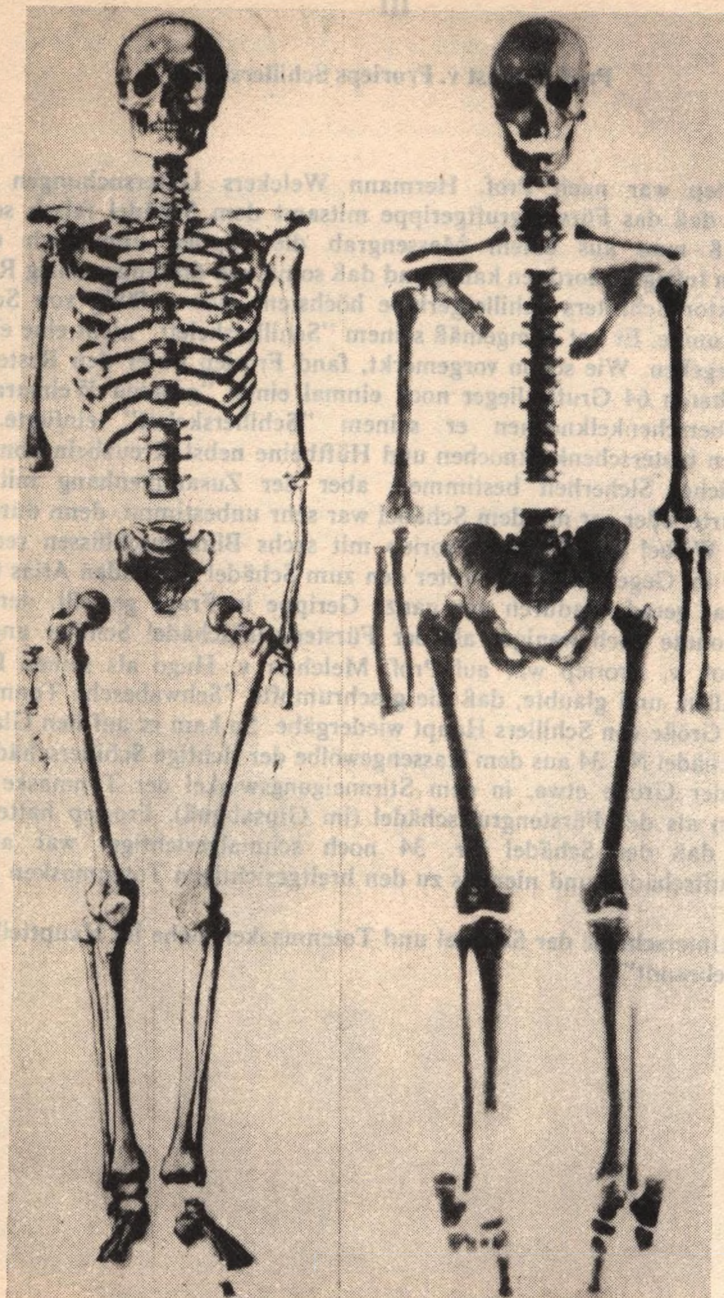
Die unterschlagenen Hüftbeine und das Manubrium

III

Prof. August v. Frorieps Schillerskelett

Prof. Froriep war nach Prof. Hermann Welckers Untersuchungen auch überzeugt, daß das Fürstengruftgerippe mitsamt dem Schädel falsch sei. Er wußte, daß man aus einem Massengrab die Rippen unmöglich einem bestimmten Inlieger zuordnen kann, und daß somit von dreiundzwanzig Rippen von Prosektor Schröters Schillergerippe höchstens eine zufällig von Schiller stammen konnte. Er hat demgemäß seinem "Schillerskelett" nicht eine einzige Rippe zugegeben. Wie schon vorgemerkt, fand Froriep unter den Resten der noch greifbaren 64 Gruftinlieger noch einmal einen "größten Weimaraner", dessen Oberschenkelknochen er seinem "Schillerskelett" einfügte. Die zugehörigen Unterschenkelknochen und Hüftbeine nebst Kreuzbein konnte er mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, aber der Zusammenhang mit dem Schultergürtel oder gar mit dem Schädel war sehr unbestimmt, denn durch die fehlenden Wirbel mußte auch Froriep mit sechs Blindanschlüssen rechnen. Obwohl er im Gegensatz zu Schröter den zum Schädel passenden Atlas finden konnte, war gerade dadurch das ganze Gerippe in Frage gestellt, denn der Schädel konnte noch weniger als der Fürstengruftschädel Schiller angehört haben. Prof. v. Froriep war auf Prof. Melchior v. Hugo als seinen Berater hereingefallen, und glaubte, daß die geschrumpfte "Schwabesche Tonmaske" die wahre Größe von Schillers Haupt wiedergäbe. So kam er auf den Glauben, daß der Schädel Nr. 34 aus dem Kassengewölbe der richtige Schillerschädel sei, da er in der Größe etwa, in dem Stirnneigungswinkel der Tonmaske etwas näher kam als der Fürstengruftschädel (im Gipsabguß). Froriep hatte nicht beachtet, daß der Schädel Nr. 34 noch schmalgesichtiger war als der Fürstengruftschädel, und niemals zu den breitgesichtigen Totenmasken passen konnte.

(Weitere Unterschiede der Schädel und Totenmasken siehe im Hauptteil: "Dr. Fritz Hildebrandt")



Prosektor Schröters Schillergerippe

Professor v. Frorieps Schillergerippe

IV

Dr. med. dent. Fritz Hildebrandt

wurde durch die Arbeit von P. Stad und E. Reicher "Physiognomische Bemerkungen zu Schillers Schädel" angeregt, die Frage der Echtheit der beiden Schillerschädel von der zahnärztlichen Seite her aufzurollen. Er hatte sich dazu zwei Arbeitsgänge vorgenommen: Einmal die rein zahnärztliche Untersuchung und dann die bildnerische. Er verarbeitete 154 Werke, Dokumente, die etwas über Schillers Zähne und Zahngesundheit sowie über den allgemeinen Gesundheitszustand aussagten und siebzehn zahnärztliche Werke. - An Sachgut standen Hildebrandt Gipsabgüsse beider Schillerschädel zur Verfügung, von denen alle Ab- und Nachgüsse des Fürstengruftschädels Zangenbißstellung zeigten. Entweder waren die Unterkiefer auf der Innenseite mit den Oberkiefern festgegipst, oder die Kiefergelenke waren mit 1 cm Abstand der Gelenkrolle von der Pfanne vergipst. Die Frontzähne waren bei allen um etwa 3 mm an den Kronen abgefeilt.

Beim Froriepschädel zeigte sich, daß die Abkauung der Zähne und der Kieferschluß nicht zusammenpaßten: Schädel und Unterkiefer hatten sicher zwei verschiedenen Menschen angehört. Beim Fürstengruftschädel brauchte das nicht der Fall zu sein, obwohl die abgefeilten Frontzähne keinen sicheren Schluß auf das einstige Zusammenpassen der Kiefer zuließen. Hier fehlte der r. obere 1. Mahlzahn, und das abgebaute Zahnfach ließ erkennen, daß der Zahn schon Jahre vor dem Tode zu Verlust gegangen sein mußte. Nach den Quellen hatte sich Schiller in der Tat einmal einen Zahn ziehen lassen. Die Berichte widersprachen sich aber, ob der Zahn bei dem 1826 durch Bürgermeister Schwabe geborgenen Schillerschädel im Oberkiefer oder Unterkiefer gefehlt hatte. Ob rechts oder links, war aus den Quellen überhaupt nicht festzustellen.

Für Dr. Hildebrandt konnte es keinen Zweifel geben, daß der Froriepschädel falsch war. Als Zahnarzt war ihm klar, daß dies lückenhafte Gebiß mit der unregelmäßigen Schiefzähnigkeit niemals in Schillers Munde gesessen haben konnte. Die Beschreibungen und die überlieferten Bildnisse und Büsten sprachen dagegen.

Merkwürdigerweise glaubte Dr. Hildebrandt ebenso gewiß, daß der Fürstengruftschädel der richtige sein müsse, obwohl er die Arbeiten Welckers kannte. Er scheint die Schlüssigkeit von Welckers Nachweisen nicht verstanden zu haben, daß der Fürstengruftschädel nicht von dem Menschen rühren könne, von dem die Ganzkopftotenmasken angefertigt worden waren.

Zu den Vorarbeiten der bildnerischen Untersuchung zog Dr. Hildebrandt den Maler Schüler der Meisterklasse der Weimarer Kunstschule bei.

Schüler mußte die Gebisse der beiden Schädel von vorn und von der Seite gesehen in die Umrisse des Fürstengruftschädels mit Weichteilen einzeichnen, so daß die Zähne bei lachendem Munde zu sehen waren.

Das Gebiß des Froriepschädels paßte auffallend schlecht in jenes Gesicht, und das des Fürstengruftschädels um so besser: Der Umriß des Gesichtes war ja nach dem schmal- und langgesichtigen Fürstengruftschädel gewählt. Hätte Hildebrandt die beiden Gebisse in das breitgesichtige Antlitz der Totenmasken

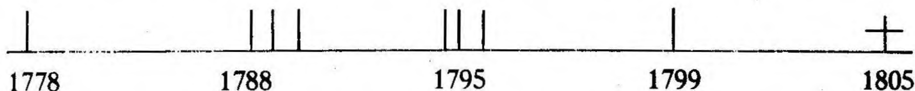
zeichnen lassen, so wäre auch das Fürstengruftgebiß als wenig passend aufgefallen. Der fehlerhafte Ansatz war eine Folge der vorweggenommenen Überzeugung, daß der Fürstengruftschädel der echte sein müsse. Dieser Fehler konnte noch beseitigt werden, weil Hildebrandt im weiteren versuchte, die beiden Gebisse in das Schillerbildnis der Frau Ludovike Reichenbach verh. Simanowitz einzupassen. Dies Bildnis ist unzweifelhaft das beste Schillerbildnis, das wir überhaupt besitzen. Diese Frau hat ihre hervorragende Beobachtungsgabe und treffsichere Darstellung auch anderweitig unter Beweis gestellt, wie bei dem Bildnis von Schillers Vater.

Von ihrem Schillerbildnis gibt es zwei Ausgaben: das im Herbst 1793 nach der Natur gefertigte Pastell-Brustbild, und das im Winter 1793/94 danach gemalte Kniestück als Werkstattarbeit. Dies ist ein klein wenig nach dem Zeitgeschmack abgewandelt: Das Gesicht spitzer, die Kiefer schmäler, die Nase länger und mit sanftem Bogen, wo das Originalbild Schillers Habichtsnase zeigt,- die Unterlippe minder voll und weniger vorstehend. Hildebrandt ließ nun die Berliner Malerin Elfriede Löffler nach dem Werkstattbild der Frau Simanowitz die beiden Gebisse in lachende Schillergesichter zeichnen. Frau Löffler zeigte sich der Aufgabe durchaus gewachsen, nur daß die Aufgabe in doppelter Richtung falsch gestellt war. Einmal durch die unzweckmäßige Wahl des Vorbildes, und dann durch Hildebrandts Wunsch, die Gebisse in Schillers Antlitz unterzubringen. Die Gebisse sollten so hinter die Lippen gebracht werden, wie sie passen konnten, und nicht, wie sie, nach der Länge der Kiefer anatomisch sitzen mußten. Selbstverständlich und mit Recht hatte Hildebrandt die 3 dem Froriepschädel fehlenden oberen Schneidezähne ergänzt, und auch die abgefeilten Frontzähne des Fürstengruftschädels um 3 mm aufgehöht. Ebenso hatte er den durch Kauffmann 1827 fälschlich in Zangenbißstellung gebrachten Unterkiefer in Scherenbiß gebracht, obwohl das dem Zangenbiß Schillers durchaus widersprach.
Die fehlerhafte Einstellung war bei dem Froriepgebiß gleichgültig: es konnte nie in einen "Schillermund" passen.
Trotz der fehlerhaften Scherenbißstellung des Unterkiefers lagen die oberen Schneidezähne beim Fürstengruftschädel so weit nach vorne, daß Frau Löffler Mühe hatte, sie in ein annehmbares Lageverhältnis zur Nase zu bringen. Der lachende Schiller zeigte ein "Pferdegebiß", das im Leben Schiller ungewollt gezwungen hätte, Angesprochenen "die Zähne zu zeigen". Frau Löffler konnte diese Pferdezähne nicht weiter zurücklegen, weil sonst die Nase zu weit ins Gesicht hinein gekommen wäre: Mit dem Umriß war sie ja an ihr Vorbild gebunden.
Der Versuch, Schillers Antlitz nach dem Pastellbild der Frau Simanowitz mit leicht geschürzter Oberlippe zu zeichnen, zeigt, daß die oberen Schneidezähne auch bei Zangenbiß etwa 7 mm weiter zurückgelegen haben müssen, als die Pferdezähne Frau Löfflers. Dieser Sitz der Schneidezähne deckt sich auch mit dem wahrscheinlichen Profil des knöchernen Antlitzes, soweit es sich nach den Totenmasken zeichnen läßt.

Leider starb Dr. Hildebrandt 1962, bevor er das Untersuchungsergebnis Dr. Herbert Ullrichs an dem echten Fürstengruftschädel aus dem Schillersarg erfahren konnte:

Der Fürstengruftschädel, dessen Abgüsse auch im Gebiß genau mit dem Original übereinstimmten, hatte **7 gefälschte Zähne.** Sie waren an den Wurzeln so fachmännisch zurechtgefeilt und eingesetzt, daß der Schwindel erst hundertsechsundvierzig Jahre nach der Beisetzung von 1827 entdeckt wurde. Es schadet nicht, daß Dr. Ullrich bei seiner Veröffentlichung den wirklich unschuldigen Bürgermeister Carl Leberecht Schwabe der Fälschung zieh, der als Jurist das weder fachmännisch gekonnt noch als aufrechter Charakter gewollt haben dürfte. Den wirklichen Täter bezw. Urheber durfte Dr. Ullrich nicht nennen, um seinen Befund überhaupt veröffentlichen zu können.

S. 223 - 247 stellte Hildebrandt alle Schillerbriefe zusammen, die Klagen über Zahnbeschwerden enthalten. Hieraus konnte er mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, daß Schiller vom neunzehnten bis zum vierzigsten Lebensjahre mehrfach an Wurzelhautentzündung gelitten hatte, die zweimal zu einem Abszeß führte und Schiller veranlaßte, sich einmal einen Zahn ziehen zu lassen. Die zeitliche Verteilung der Zahnbeschwerden zeigt, daß Schiller zwar gelegentlich

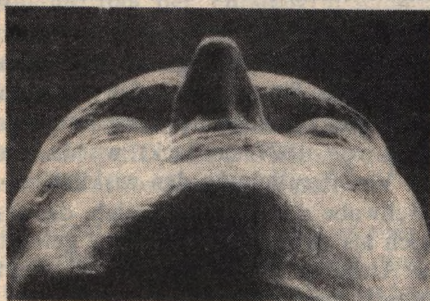


dadurch recht behindert war, aber insgesamt wenig darunter gelitten hat und keinen ernstlichen Dauerschaden davontrug. Die letzten sechs Jahre hatte Schiller keine Zahnschmerzen mehr. Die Ursache der Wurzelhautentzündungen lag nicht im Familienerbe, sondern in seiner verweichlichten Lebensweise und seiner damals schon verfeinerten Kost.

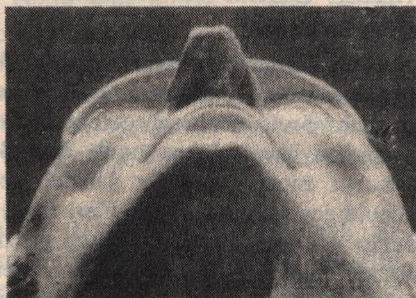
Hildebrandts Werk ist eine wertvolle Quellensammlung. Seine zahnärztlichen 23/294
Abhandlungen sind gut, auch wenn er zu ganz falschen Schlußfolgerungen kam. Bei seinem Mangel an Urteilskraft zog er aus den Quellen so viel falsche Schlüsse und erweiterte die Quellen mit einer Fülle uferloser Annahmen, so daß eine eingehende Besprechung die Leser abschrecken könnte. Dennoch darf man über diesen Mängeln den Wert der Quellen und Hildebrandts gute Grundgedanken mit der Bildnisprüfung nicht verkennen.

Klinckerfußmaske
Schiller

Totenmaske
Fr.Chr.F.



Breiter Zahnbogen



Schmaler Zahnbogen



Das Gebiß des Froriepschädels war nach Hildebrandts Versuch mit Schillers Antlitz nicht zu vereinigen.



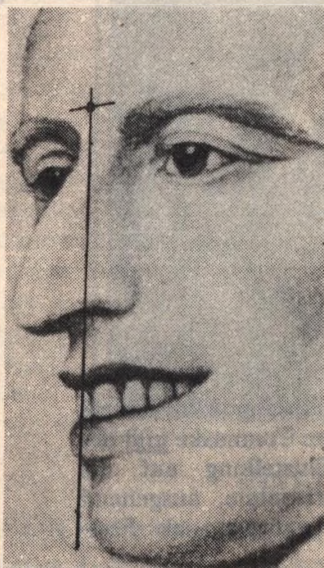
Das Fürstengruftgebiß in **Zangenbißstellung,** wie es Kauffmann festgegipst hatte. So hätte Hildebrandts Versuch des lächelnden Schiller ausgesehen.



Werkstatt-Ausführung des Schillerbildnisses als Kniestück vom Winter 1793/94, von Ludovike Simanowitz



Pastell-Brustbild Schillers nach der Natur vom Herbst 1793, von Ludovike Simanowitz



Das Fürstengruftgebiß in Scherenbißstellung mit den um 3 mm aufgehöhten Frontzähnen nach Hildebrandt. Schiller hatte kein "Pferdegebiß".

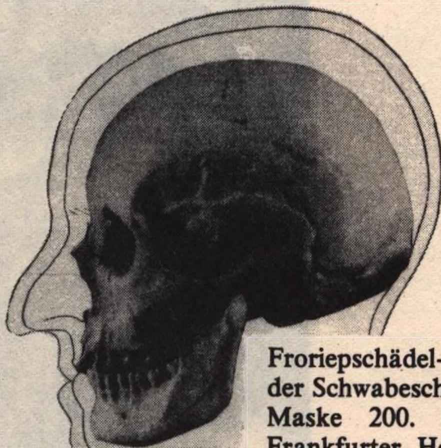


Das Pastellbild nach der Natur von Ludovike Simanowitz, hier mit geschürzter Oberlippe nach Fikentscher, zeigt die mögliche Stellung der Frontzähne bei Zangenbiß.



Fürstengruftschädel-Gipsabguß von Kauffmann im Umriß der Weimarer Maske 200.
Einstellung auf die Frankfurter Horizontale, ausgehend vom äußeren Gehörgang als Festpunkt.

Um den Schädel Schiller-ähnlich zu machen, feilte Former Kauffmann die Frontzähne um 3 mm niedriger und schob den Unterkiefer um 6-7 mm nach vorne. Dies Gebiß konnte weder in Zangenbiß- noch in Scherenbißstellung in Schillers Mund passen. 7 Zähne sind gefälscht!



Froriepschädel-Gipsabguß im Umriß der Schwabeschen Tonmaske und der Maske 200. Einstellung auf die Frankfurter Horizontale, ausgehend vom äußeren Gehörgang als Festpunkt.

Ober- und Unterkiefer haben keinen Schluß (Occlusion). Die stammen von verschiedenen Menschen. Das lückenhafte Gebiß des Oberkiefers mit der unregelmäßigen Schiefzähnigkeit hätte beim Sprechen den Gegenüber "angebleckt", aber nicht Goethe durch seine Schönheit und Regelmäßigkeit entzückt.

Die Totenmasken im Gestrüpp der Urkunden und Urteile



Carl Leberecht Schwabe

- Die Aufzeichnungen des Bürgermeisters Carl Leberecht Schwabe -

Die *erste Aufzeichnung* betraf die Begründung seiner Suche.
Die *zweite Aufzeichnung* schildert die Nachsuche mit Totengräber Bielke, Ratsdiener Knabe und drei Tagelöhnern, die er zum Stillschweigen verpflichtete. Am 17./18. und 19. März hatte Schwabe dreiundzwanzig Schädel geborgen, die Diener Knabe in einem Sacke nach Schwabes Wohnung tragen mußte.

"Ich stellte alle auf eine Tafel, kaum aber, daß dieses geschehen war, konnte ich auch schon ausrufen: Das muß Schillers Schädel sein!" Und nun holte ich die **Maske Schillers** *herbei und nahm Messungen mit dem Zirkel vor, die ergaben, daß* **Maske** *und Schädel in ihren Dimensionen ganz übereinstimmten. Auch hatte keiner der anderen Schädel so viele Zähne.*
Nun fehlte an dem Schillerschen Schädel die untere Kinnlade, daher ich gleich in der folgenden Nacht wieder mit dem Totengräber und dem Diener Knabe in das Grabgewölbe mich begab und unter den aufgeschichteten Knochen Kinnladen aussuchte. Die zum Schillerschen Schädel gehörende wurde auch gefunden. Sie paßte an keinen anderen Schädel, sie paßte mit ihren Enden vollkommen in die Pfannen unter den Ohren und hatte vollständige Zähne.
Ich habe einige Tage später den gefundenen Schädel mit der **Maske** *den Herren Geh. Hofrat und Leibarzt Dr. Huschke, Obermedizinalrat Dr. v. Froriep und meinem Bruder Geh. Hofrat und Leibarzt Dr. Schwabe vorgelegt, und sie haben die* **Gesichtsmaske** *und den Schädel als von einer und derselben Person nach vielfältigen Messungen einstimmig anerkannt. Alle anderen Schädel litten gar keine Vergleichung mit der Schillerschen* **Gesichtsmaske.-**

Dritte Aufzeichnung

"Im Besitz des in **Ton abgeformten Schädels** *von Schiller, den ich durch die Güte des Kaufmanns Friedrich M a r t i n i geschenkt erhalten hatte, stellte ich sogleich mit diesem und dem größten der dreiundzwanzig Schädel Messungen an, und erlangte die unendlich freudige Überzeugung, daß ich Schillers Schädel wirklich aufgefunden habe.*
".. Aber die untere Kinnlade fehlte dem Schädel. Darum begab ich mich, des regsten Eifers voll, gleich die nächste Nacht mit dem Schädel wieder in das Kassengewölbe, suchte unter dem Haufen der einzelnen Gebeine nach Kinnladen um, paßte gefundene dem Schädel an und fand endlich die in die Pfannen des Schädels genau passende, die, in meine Wohnung zurückgekehrt, an keinen der übrigen zweiundzwanzig Schädel anpaßte. Schon des folgenden Tages legte ich den Schillerschen Schädel und die **Tonform des Schillerschen Kopfes** *dem Herrn Geh. Hofrat und Leibarzt Dr. Huschke und meinem Bruder, dem Hofrat und Leibarzt Dr. Schwabe, und Obermedizinalrat v. Froriep vor.* **Sie verglichen durch Messungen mit Zirkel und Bändern** *beide und erklärten bald unumwunden, daß der eigentliche ihnen vorgelegte Schädel in dem in* **Ton abgeformten** *einer und derselben Person angehört haben müßte. Und da die* **Tonform** *unbezweifelt über Schillers Leiche gemacht worden sei, müßte auch der von mir im Kassengewölbe aufgefundene Schädel der Kopf von Schiller sein. Die Messungen, die die beiden Herren Ärzte vornahmen, betrafen vorzüglich die Höhe und Breite der Stirn, die Entfernung der Augenhöhlen voneinander und die Breite derselben bis an den äußeren Knochenrand jedes Auges, dann die Entfernung der Öffnung der Ohren, die Höhe des Gesichtes von der Nasenwurzel bis zum Kinn herab, die Größe des Nasenbeins, die Entfernung der Backenknochen voneinander, die Weite der beiden Pfannen, worin sich die untere Kinnlade bewegt ...... folgen Abschnitte a) und b)*

c) Der gefundene Schädel Schillers hatte alle Zähne bis auf einen, der vielleicht erst beim Aufsuchen des Schädels herausgefallen war.
Es war dies um so auffallender, als bei keinem einzigen der übrigen zweiundzwanzig Schädel dies der Fall war. Alle ermangelten der Zähne bis auf einzelne Stifte entweder ganz, oder sie waren doch höchst unvollständig."

Carl Leberecht Schwabes zwei ältere Handschriften entstanden unter dem Eindruck der Schädelsuche im Kassengewölbe und der Prüfung der Echtheit des Schillerschädels durch die drei Ärzte. Die dritte Aufzeichnung entstand viel später, vermutlich Anfang der vierziger Jahre. Sie ist ausführlicher, stimmt aber in Einzelteilen nicht mit der zweiten Niederschrift überein. C.L. Schwabe übergab vor seinem Tode 1851 alles seinem Sohn Dr. Julius Schwabe mit der Bitte, die Erlebnisse zu veröffentlichen, was dieser ein Jahr danach auch tat.

In Schwabes älterer Niederschrift ist fünfmal von "Schillers Maske" die Rede. Da seit eh' und je Totenmasken aus Gips gefertigt wurden, kann man aus dem Bericht nur entnehmen, daß Schwabe eine Gipskopfmaske von Schiller meinte. In diesem Sinne muß Schwabe später an Ernst v. Schiller in Köln geschrieben haben, worauf Ernst seinen Bruder Karl in Württemberg benachrichtigte:

"... da der Original-Gipsabguß, den der Bildhauer Klauer vom Kopfe des Leichnams gemacht hat, ..."

Als Carl Leberecht Schwabe den Schillerschädel durch die drei Weimarer Ärzte prüfen ließ, war sein Sohn Julius erst fünf Jahre alt. Was er 1852 darüber veröffentlichte, konnte er nur aus den Erzählungen seines Vaters und aus dessen Aufzeichnungen wissen. In seiner Arbeit über

Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine, 1805, 1826, 1827
heißt es:
"Von der wertvollsten Bedeutung war es, daß Schwabe im Besitze einer **Gipsabformung** *war, welche der Bildhauer Klauer kurz nach Schillers Tode nicht nur von dessen Gesichtszügen, sondern auch von dem ganzen Kopf genommen hatte. Diesen* **Gipsabguß** *holte Schwabe sofort herbei .....*

Sämtliche übrige zweiundzwanzig Schädel konnten kaum mit der Gestaltung des in **Gips geformten Kopfes** *in Vergleichung kommen...*
... Die drei Ärzte nahmen nun an Schädel und **Gipsabguß** *die sorgfältigsten Messungen vor ... einstimmig erklärten die drei sachkundigen Männer, daß der ihnen vorliegende Schädel derselbe sein müsse, über welchen die, vor ihnen mit diesem verglichene,* **Gipsabformung** *gegossen worden sei..... Da nun der* **Gipsabguß** *unzweifelhaft über Schillers Kopf gemacht worden...."*

Dr. Julius Schwabe setzte 1859 in die "Gartenlaube" Nr. 47, S. 683:

"Er (C.L.Schwabe) war im Besitz eines trefflichen **Gipsabgusses**, *welchen der bekannte Bildhauer Klauer am Tage nach Schillers Tode von dessen Gesicht abgenommen und meinem Vater verehrt hatte."*

Am 7.1.1882 schrieb Dr. Julius Schwabe an Prof. Hermann Welcker:

"Der Bildhauer Klauer... hat am Tage nach Schillers Tod nicht eine, sondern zwei Abformungen in **Gips** *gemacht... Diese beiden* **Abgüsse** *gingen nach Klauers Tod in den Besitz des Kaufmanns Martini in Weimar über, und letzterer, nicht Klauer selbst, verehrte meinem Vater einen der beiden* **Abgüsse**... *ich weiß nicht, zu welcher Zeit mein Vater den Abguß erhielt, jedenfalls mehrere, vielleicht viele Jahre vor dem Jahre 1826."*

Dem Wissenschaftler gegenüber drückte sich Dr. Julius Schwabe genauer aus als in der "Gartenlaube". Die Gipsmaske stammte zwar von Klauer und kam zuletzt in Schwabes Hände, aber über Klauers Schwager Martini. Dr. Schwabe schrieb nie anders als von einer **Gipsmaske.**
Bürgermeister Schwabe als der ursprüngliche Gewährsmann, schrieb jedoch in seiner letzten Abfassung über die Schädelsuche und die Prüfung viermal und ausschließlich von einem in **Ton** abgeformten Schädel und einer **Tonform.** Er bekundet ausdrücklich, daß er den Tonkopf von Martini bekommen und den Ärzten zur Prüfung vorgelegt habe.
Prof.Dr.Hermann Welcker erhielt 1882 von Dr. Julius Schwabe eine Ton-Ganzkopfmaske von Schiller, die er anfänglich für eine Gipsmaske hielt. Erst nach näherer Untersuchung entdeckte er, daß es sich um eine **Tonmaske** handelte. Nach dieser Entdeckung mußte er glauben, daß die drei Weimarer Ärzte Dr. Huschke, Dr.v. Froriep und Dr. Schwabe ihre Messungen hieran ausgeführt hätten und schrieb.
"Dies Votum der Gewährsmänner Schwabes ist mir schlechthin unbegreiflich. Dasselbe Exemplar der Klauerschen Masken, an welchen sie sie maßen, und welches augenblicklich durch die Güte des jüngeren Schwabe hier in meinen Händen ist, hätte... zu dem Ergebnis führen müssen: Die Maße des Schädels sind für die Maske überall zu groß.

So ging das den meisten Bearbeitern der Schiller-Masken-Schädelfrage.

Prof.Dr. Joachim Hermann Scharf als Anatom schrieb in Nova Acta 1964, daß die Ärzte-Gutachter Schwabes von Schädeln nichts verstanden hätten.
Entweder mußten jene Ärzte Stümper gewesen sein, oder Bürgermeister Schwabe hatte sich selbst widersprochen und Unsinn geschrieben. Prof. Max Hecker schloß in seinem Dokumentenwerk aus den Widersprüchen bei Schwabe auf dessen Unzuverlässigkeit, vielleicht auch bedingt durch den zeitlichen Abstand der Aufzeichnungen.
Es schadete nichts, daß die Beurteiler von der Größe des -gefälschten-Fürstengruftschädels ausgingen, da ja der echte Schillerschädel seit 1827 nicht mehr gesehen wurde. Die Größe des echten Schädels ist nach der "Klinckerfuß-Maske" ziemlich genau abzuschätzen, und stimmt in der größten Hirnschalenlänge und morphologischen Gesichtshöhe etwa mit dem Fürstengruftschädel überein.

Die Widersprüche von Schwabes Aufzeichnungen lassen sich aufklären, wenn man von den belegbaren Festpunkten ausgeht und den Vorgang aus Schwabes Verhalten zu verstehen sucht, wie er sich aus seinem Charakter, seiner Prägung, seinem Wissen und seiner Lage ergeben konnte.

Zunächst die Festpunkte:
Nach dem Zeugnis des Bürgermeisters Schwabe in der ersten Niederschrift, nach dem Zeugnis seines Sohnes Julius von 1852, 1859 und 82 sowie nach dem Meßergebnis der drei Ärzte von 1826 im glaubhaft richtigen Sinne muß Schwabe bis Mitte 1826 eine Gips-Ganzkopfmaske gehabt haben, aber später nicht mehr. Stattdessen müßte er anschließend eine Ton-Kopfmaske bekommen haben, die er 1851 seinem Sohne Julius hinterließ. Der Vorbesitzer beider Masken müßte Kaufmann Martini gewesen sein, der sie zu verschiedenen Zeiten dem Bürgermeister überließ. - Wann der Gipskopf seinen Besitzer gewechselt hat, ist nicht zu belegen, wohl aber wer ihn nach Schwabe in der Hand hatte. In den Akten, die Prof. Dr. Neuhauß 1914 von Dr. Julius Schwabes Tochter Toni erwarb, steht unter Nr. 12, S.8:

"Am 6. Dezember eröffnete Goethe sen. dem Bibliotheksekretär Kräuter in seiner Wohnung, daß fernerhin der Schlüssel zu der Lade, welche des sel. verstorbenen Hofrat Friedrich von Schiller Gebeine enthält, die in der Fürstengruft beigesetzt sind, auf der Großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt und vielleicht im dritten Zimmer des Kunstkabinetts in dem chinesischen Schrank, in welchem sich bereits die Gipsmaske Schillers und dessen Portrait von Jagemann, beide gleich nach dem Ableben gefertigt, befinden, oder sonst an einem passenden Ort deponiert werden sollen."

(Mit der Lade ist der eichene Sarkophag Schillers gemeint, dessen Schlüssel Goethes Sohn am 16.6.1826 zur Weitergabe an seinen Vater ausgehändigt wurde.)

Der nächste Vermerk steht in Schöll's "Weimars Denkwürdigkeiten" von 1857, S.117:

"Im dritten Gemach: ein Schrank... verschließt...drei Todten-Masken: Carl August, der Hofdame Luise von Göchhausen und Schillers, nebst einer Zeichnung von Jagemann: Schillers Antlitz im Tode."

Prof. Hermann Welcker entdeckte 1882 die Gipsmaske an dem genannten Orte. Auf diese Weise gelangten zum ersten Mal nach Kaufmann Martini beide Masken in eine Hand. Da Welcker den Werdegang der Besitzwechsel noch nicht klären konnte, glaubte er noch, daß die drei Ärzte den **Tonkopf** gemessen hätten. Da Goethe seinerzeit der Verwalter der Großherzoglichen Bibliothek war, konnte nur er den Gipskopf von Bürgermeister Schwabe erhalten und in der Bibliothek verwahrt haben. Über den Zeitpunkt der Übernahme gibt es keine Unterlage, da sich gerade Goethe über alles, was den Schillerschädel und die Masken betraf, in seinem Tagebuch ausgeschwiegen hat. Wie sehr Goethe damit hinterm Berge hielt, deutet das Erlebnis Wilhelm v. Humboldts vom 30. Dez. 1826 an, als er in Goethes Schreibstube saß und der Minister Schillers Schädel aus dem Schrank hervorholte. Goethe betonte dem Gast gegenüber, daß er der einzige Mensch sei, dem er den Schädel gezeigt habe, und bat ihn inständig, h i e r nichts darüber verlauten zu lassen. Humboldt tat das auch nicht, schrieb aber das Erlebnis am selben Abend noch seiner Frau nach Berlin.

Hermann Welcker mußte damals noch glauben, daß die von Dr. Julius Schwabe in dem Brief vom 7.1.1882 genannten Gipsköpfe, die Klauer von Schiller gemacht und Martini hinterlassen hatte, die beiden Köpfe gewesen sein müßten, die sich bei ihm, Welcker, wieder zusammengefunden hatten. Weder Julius Schwabe noch Welcker konnten wissen, daß hier eine an sich richtige Überlieferung nur halbrichtig weitergegeben worden war, denn Klauer hatte in der Tat drei Köpfe gefertigt, von denen zwei aus Gips und einer aus Ton bestand. Von dem zuerst gefertigten Gipskopf konnten weder Martini noch Schwabe etwas wissen, weil er aus Klauers Hand einen ganz anderen Weg genommen hatte und sich erst, angeblich, bei Jagemann befand, aber wirklich nachweisbar
12/280 erst 1836 bei Dannecker in Stuttgart auftauchte. Das war die spätere "Klinckerfuß-Maske", die 1920 dem Schillermuseum in Marbach vermacht wurde.
Die Klinckerfußsche Maske hatte eine dreißigjährige Dunkelzeit hinter sich. Aber auch die "Weimarer Maske 200", die 1817 von Martini übernommen wurde, hatte eine Dunkelzeit von etwa 10 Jahren.

Wie kam Bürgermeister Schwabe zu seinen sich widersprechenden Aufzeichnungen?
Carl Leberecht Schwabe hatte als Primaner am Weimarer Gymnasium den Direktor Carl August Böttger zum Lehrer gehabt, der als großer Schillerverehrer seine Schüler für den Dichter begeisterte. Schwabe muß das besonders beeindruckt haben. Er war und blieb nicht nur ein Schillerverehrer, sondern sah in ihm auch ein Vorbild des Verhaltens. Weder als junger Dr.jur., noch als Kommissionssekretär des Amtes, noch als Bürgermeister von Weimar ist er in die Loge eingetreten oder gar Illuminat geworden, im Gegensatz zu den meisten Honoratioren, die glaubten, ohne diese Rückendeckung und Hintertreppenhilfe nicht bestehen zu können. Damit stand Schwabe auch außerhalb der Hofkamarilla.
Kein Wunder, daß dieser aufrechte Mann als Achtundzwanzigjähriger kurzentschlossen und auf eigene Kappe gegen den Widerstand des Oberkonsistorialrates Günther durchsetzte, mit seinen Freunden zusammen Schillers Sarg zum Friedhof zu tragen. Zwei Jahrzehnte danach war er wiederum der einzige, der gegen das Verbot des Oberkonsistoriums Schillers Schädel aus der Massengruft rettete, obwohl er das nur heimlich und nach Mitternacht ausführen konnte.
Schwabe suchte auf dem neuen Friedhof einen hochgelegten Platz aus, wo er im Einvernehmen mit der Familie Schiller auf seine Kosten einen Grabplatz erwerben wollte, auf dem Schillers Schädel beerdigt werden konnte, Charlotte Schiller einmal ihre Ruhestätte finden und ein Denkmal auf Schwabes Kosten errichtet würde.
Dies Vorhaben war nicht heimlich durchzusetzen, wie die Schädelsuche, und Schwabe mußte Minister Goethe und den Großherzog dafür gewinnen. Ziemlich spät, am 17. September 1826, wird die Unterredung mit Goethe stattgefunden haben, bei der Schwabe zunächst das Lob der Herrschaft erntete. Der Entscheid fiel gegen ihn aus, da der Herzog bestimmte, daß Schillers Schädel in

seiner Bibliothek niedergelegt und verwahrt werden solle. Der Bürgermeister mußte seine Erbitterung herunterschlucken. - Bei der Unterredung kam auch die Echtheitsbestimmung des Schädels durch die drei Ärzte zur Sprache, von der Goethe und der Herzog zweifellos schon vorher durch den Leibarzt Dr. Huschke erfahren haben werden. Mit der ärztlichen Bekundung war auch der Gipskopf im Gespräch. Goethes Einwurf kann nicht viel anders gelautet haben als:

"Wirklich? Sie haben die Gipsmaske von Schillers Kopf? Sie Glücklicher! Das ist bedeutend! --- Würden Sie die Güte haben, mir die Maske zu zeigen?"

Da wußte Schwabe, daß er die Maske nicht wieder zurückerhalten würde. Er wußte so gut wie Friedrich Heinrich Jacobi dreiunddreißig Jahre zuvor bei Goethes Besuch in Münster, der zur Fürstin Gallitzin gesagt hatte:

"Geben Sie ihm nichts mit. Er hat die Gewohnheit, Kunstsachen nicht zurückzugeben."

Worauf die Fürstin lachte, sie täte es doch. Die zu gewärtigende Erfahrung sei ihr mehr wert als die kostbare Gemmensammlung.–
Als Goethe bei der amtlichen Prüfung der Auslandspost eine Sendung des Zaren Alexander an Prof. Döbereiner geöffnet und das inliegende Platin - seiner eigenen Mineraliensammlung einverleibt hatte, antwortete der Großherzog auf die Beschwerde des empörten Professors: *"Was der alte Esel einmal in den Fingern hat, gibt er doch nicht wieder her. Ich verschaffe Ihm anderes Platin von Kaiser Alexander."*

Bürgermeister Schwabe mußte zurückstecken. Als Nicht-Logenbruder und Nicht-Illuminat kam er gegen Minister Goethe als Illuminatencensor und den Landesherren Carl August, Goethes Logenuntergebenen, nicht an. Er mußte die Schillergipsmaske holen lassen.

Kaufmann Martini hatte den Gipskopf aus dem Nachlaß seines Schwagers Klauer dem Carl Leberecht Schwabe geschenkt. Nun lag von Klauers Gipskammer noch der Tonkopf da, den Klauer als Versuchsabdruck gefertigt, und um den sich sonst noch niemand gekümmert hatte. Nichts lag näher, als daß Martini dem geschädigten Bürgermeister den Tonkopf als Trostpreis schenkte, wodurch der Tonkopf schließlich zu dem irreführenden Namen "Schwabesche Maske" gelangte.

Der böse Maskenhandel und das klägliche Geschick des Schillerschädels gingen dem Bürgermeister Schwabe gewiß oft genug im Kopfe herum, bevor er sich im vorgeschrittenen Alter noch einmal daran setzte, den Vorgang ausführlicher zu Papier zu bringen. Inzwischen war der Großherzog gestorben, Prof. Adam Weishaupt, Erfurt, der Illuminatengeneralissimus, ihm nachgefolgt, nachdem er schon lange allen Einfluß verloren hatte. Auch Goethe war tot und sein Ansehen im neuen "Geist von Weimar" gesunken.
Wenn Altbürgermeister Schwabe auch nicht alle Hintergründe um Schillers Ende und die schmähliche Behandlung seiner Reste wissen konnte, so hatte er doch einen Teil davon durchschaut und wußte, daß Goethe und der Landesherr

hineinverwickelt waren. Sollte er nun alles wahrheitsgemäß aufschreiben, was ihn seinerzeit so erbittert hatte, ohne es ändern zu können? Halbes zu schreiben, hätte sein Gewissen schwarz, und alles zu schreiben, die Tinte rot machen können. - **"De mortuis nil nisi bene."** hi

Und so ließ Schwabe weg, was Goethes gesunkenen Ruf noch hätte schmälern können. Er ließ den ganzen Gipskopfhandel aus und faßte den Bericht so ab, daß spätere Leser glauben mußten, Schwabe habe sich in seinen Aufzeichnungen selber widersprochen.

Dr. Julius Schwabe hatte diese Hemmungen gegenüber Goethe nicht wie sein Vater, und versuchte in seinem Bericht dessen sachlich verkehrte Angaben richtigzustellen, ohne Goethe geradezu bloßzustellen. So ließ er die drei Ärzte den Gipskopf untersuchen, wie es den Tatsachen entsprach.

Bürgermeister Carl Leberecht Schwabe hatte Goethes Spiel mit zwei Schädeln durchschaut. Sonst hätte es für ihn keinen Grund gegeben, bei der dritten Beisetzung Schillers in der Fürstengruft am 16.12.1827 morgens um 6 Uhr etwas zu prüfen, an das keiner der anwesenden Staats- und Stadtvertreter in Goethes und des Großherzogs Abwesenheit dachte:

"Ich hatte mich an den oberen Theil des Sarges gestellt und überzeugte mich durch Augenschein, daß es derselbe Schädel war, den ich in dem Gotteskastengewölbe als den Schillerschen aufgefunden und auf der Großherzoglichen Bibliothek abgeliefert hatte."

Damit war Schwabes Möglichkeit einer Überwachung des Schädels beendet:

"Der Sarkophag wurde wieder verschlossen, ... und der Geh. Kammerrat von Goethe aber nahm den Schlüssel wieder zu sich, da derselbe bei seinem Herrn Vater verwahrt bleiben sollte."

Bei der Öffnung des Schillersarges im Jahre 1959 konnte Carl Leberecht Schwabe leider nicht mehr zugegen sein. An der Stelle, wo Schwabe hundertzweiunddreißig Jahre zuvor den echten Schädel noch hatte liegen sehen, lag nun der von Prosektor Schröter in Goethes Auftrag gefälschte Totenkopf.

Vielleicht gibt es noch mehr Möglichkeiten, die Widersprüche in den Aufzeichnungen des Bürgermeisters Schwabe zu klären. Verfasser versuchte sie auf die schlichteste Weise begreiflich zu machen.

VI

Gall und Schiller

Eine Untersuchung der Gall/Dumoutierischen Büstensammlung im Musée de l'Homme/Paris und im Rollettmuseum zu Baden/Wien zur Klärung der Fragen:

1) Hat Gall die Abformung Schillers vom 10. Mai 1805 veranlaßt?
2) Hat Gall sich den Töpfer Klauer als Abformer gewünscht?
3) Kann Gall sich im Mai 1806 Schillers Ganzkopfmaske gewünscht haben, wenn er sie im August 1805 in Weimar gesehen hatte?

Am 9. Mai 1805 verstarb Friedrich Schiller nach kurzem Krankenlager, unerwartet für seine Angehörigen und seine Freunde. Am 10. Mai wurde er auf 38/320
dem Totenbette von Prof. Jagemann gezeichnet, ihm vom 23-jährigen Töpfer Ludwig Klauer eine Gesichtsmaske abgenommen, und am Nachmittage obduzierte ihn der Leibarzt des Herzogs Dr. Wilh.Ernst Huschke. Darnach wurde er von dem Tischler Engelmann eingesargt. Es ist unbekannt, wann der Töpfer Klauer die Gesichtsmaske zur Ganzkopftotenmaske ergänzte. Unbekannt sind die Auftraggeber Jagemanns, Klauers und Huschkes. Die Familie Schillers hat nichts davon erfahren, und die Tatsache der Abzeichnung Jagemanns und der Totenmaske von Klauers Hand wurde der Witwe, Charlotte v. Schiller, zeitlebens, 21 Jahre lang verheimlicht.

Im August 1805 weilte der Wiener Arzt und Phrenologe Franz Joseph Gall in Weimar, wo er im Hause des Verlegers, Druckers und Legationsrates Fr.Joh. Justin Bertuch mehrere Vorträge über seine Schädellehre hielt. Gall reiste nach Berlin weiter. Im Juli 1805 veröffentlichte ein Mitarbeiter Bertuchs, Prof. Joh. Gottfr. Gruber: "Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter." Darin heißt es S. 56: 22/291

"Für Gall hat man einen genauen Abdruck seines Schädels genommen." Zweifellos hat Gall in Weimar von der Abformung Schillers erfahren, und so schrieb er am 18.5.1806 an Bertuch:

"Jagemann hat mir doch Schillers Abguß zurückgelassen?"

Im Oktober 1807 war Dr. Gall von Paris aus wieder in Weimar. Er konnte die gewünschte Schillermaske von Jagemann nicht bekommen, weil dieser sich in Paris aufhielt. Gall hat die Schiller-Ganzkopfmaske **nie** erhalten.

Prof. Dr. August v. Froriep bearbeitete von 1911/14 die Fragen um Schillers Gebeine und Totenmasken. Er schrieb über letztere:

"Die Anfertigung einer Totenmaske wurde nach dem Ableben des Dichters nicht, wie es sonst üblich ist, von den Verwandten veranlaßt, sondern sie geschah infolge eines von dem bekannten Phrenologen Franz Joseph Gall gegebenen Auftrags."

v.Froriep schloß dies aus der 109 Jahre zuvor von Gruber aufgestellten Behauptung, daß m a n für Gall eine Abformung gemacht habe. Er war überzeugt, daß Gall in den Besitz der Ganzkopftotenmaske Schillers gelangt sei, weil Gall in seinem

fünfbändigen Werk über die Anatomie der Nerven und des Gehirns/IV. Bd. S. 189 geschrieben hatte.

"Je trouvai la même organisation ... chez Schiller, dont je possède le plâtre."

Wenn er die 1500 Seiten von Galls Werk gelesen hatte, um die einzige Stelle zu finden, wo von Schiller die Rede ist, so mußte er auch auf der Vorseite 188 bemerkt haben, daß Gall nur von der Stirnform schrieb. aus der er auf die dichterische Begabung geschlossen hatte. Von einem Hinterkopf war nicht die Rede. Trotzdem beharrten Froriep und sein Berater, Prof. v. Hugo als Bildhauer darauf, daß Gall die Ganzkopftotenmaske besessen haben müsse. Darum überprüften 1914 Prof. Nicolas/Paris und Dr. Neuhauß die Gallsche Gipsbüstensammlung im Jardin des Plantes/Paris. Sie konnten weder im Verzeichnis noch unter der Gipsen eine Schillermaske entdecken. v. Hugo bemühte sich in der Gallschen Sammlung in Baden/Wien, die gesuchte Maske zu finden. Es fand sich nur die überall käufliche, überarbeitete Gesichtsmaske Schillers, von der nicht festzustellen war, ob sie durch Gall oder später in die Sammlung gelangt war.

Die von Gruber 1805 aufgebrachte Behauptung, daß m a n für Gall Schiller abgeformt habe, und die von v. Froriep erweiterte Annahme, Gall habe den Auftrag zur Abformung gegeben, wurde bis heute in der Schillerliteratur weitergetragen, und damit wurde die Frage zugedeckt, wer den Auftrag zur Abzeichnung durch Jagemann und zur Obduktion durch Huschke erteilt hat.
Um die Zweifel um die Abformung zu beseitigen, untersuchte Verfasser die Sammlung von Franz Joseph Gall und Dumoutier im Musée de l'Homme/Paris zur Beantwortung der Fragen:

1. Hat Gall die Abformung Schillers am 10.5.1805 veranlaßt?
2. Wünschte Gall den Töpfer Klauer als Abformer Schillers?
3. Hat Gall im August 1805 Schillers Ganzkopftotenmaske gesehen und deshalb um ihre Überlassung gebeten?

Die Sammlung

Da die literarischen Unterlagen zur Beantwortung der gestellten Fragen den Verfasser im Stich ließen, versuchte er ihnen durch einen sachlichen Vergleich der Schiller-Ganzkopfmasken mit den Gipsabformungen Dr. Galls und Dumoutiers näher zu kommen.
Die Namensliste der Gall/Dumoutier'schen Sammlung, die 1955 von Ackerknecht neu geordnet wurde, umfaßt 459 Personen, von denen Schädel, Schädelausgüsse, Büsten, Kopfabgüsse und Gesichtsmasken vorliegen. Davon wurden 402 Büsten, Kopf- und Gesichtsmasken untersucht.

Sie stammten von 107 geköpften und gehängten Verbrechern
14 Selbstmördern
53 Geisteskranken und Mißbildeten
51 Unauffälligen
188 Hervorragenden u. Berühmten
46 Weltberühmten, Staatsmännern u. Fürsten.

Es versteht sich, daß die Masken geschichtlich vergangener Zeiten oder nach Bildwerken, wie von Sokrates, Jean sans Peur, Dante Alighieri, Henry IV., Charles IX., Francis Bacon, Thomas Cochrane oder Isaak Newton ausscheiden, und die von Foyatier nicht selber Abgeformten, wie Marat, Voltaire, Lafontaine, Napoleon I. oder Kaiser Joseph II., nicht das gleiche Gewicht haben. Es verblieben immer noch dreieinhalb hundert Masken und Gipsköpfe, die sich voll zum Vergleich mit Ludwig Klauers Schillermasken eignen, weil sich daran ablesen läßt, wie Galls Former Foyatier arbeitete und welche Ansprüche Gall und Dumoutier an Gipsabformungen legten, um als Wissenschaftler phrenologische Schlüsse daraus ziehen zu können.

Die Persönlichkeiten und ihre Arbeitsziele.

Von Ludwig Klauer ist nicht allzuviel bekannt. Er hatte Töpferei gelernt. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des Bildhauers Martin Gottlieb Klauer, 1801, übernahm der Legationsrat Bertuch die Vormundschaft des neunzehnjährigen Sohnes Ludwig Klauer, der zur Zeit von Schillers Tod noch Mündel war. Es gibt keinerlei urkundlichen Hinweis, wer Ludwig Klauer den Auftrag zur Abformung Schillers erteilte, so wenig wie etwas über das Ziel der Abformung bekannt ist: ob zur wissenschaftlichen Dokumentation, aus bildnerischen Gründen, aus Verehrung oder Zuneigung. Immerhin muß Klauer geglaubt haben, ein Geschäft daraus machen zu können. Er setzte in die Nov. Nr. 1805 des "Journal des Luxus und der Moden"/Verlag Bertuch, S.736:

"Büsten von Schiller und Wieland; von Klauer.
"Gewiß ist es den Kunstfreunden eine angenehme Nachricht, daß Hr. Bildhauer Klauer in Weimar soeben die Portraitbüsten von Deutschlands Lieblingen, Schiller und Wieland, in Gips geendigt hat. Der unvergängliche Schiller wurde gleich nach dem Tode abgeformt und nach dieser Maske ist die Büste verfertigt, die uns das Bild des so früh entrissenen Sängers der Nation treu aufbewahrt."
Jede der Büsten solle 4 Rhthr. oder 7 Fl.12.Kr. kosten.

Trotz dieses Angebotes, in dem sich der Töpfer Klauer als Bildhauer empfahl, hat er keine Schillerbüste verkauft. Sein Vormund Bertuch scheint das Kunstwerk in der Urfassung an sich genommen zu haben, denn aus seinem Besitz gelangte es in die Hände seines Schwiegersohnes Dr.med. Friedrich Froriep, Obermedizinalrat in Weimar, dessen Enkel es 1908 dem Großherzoglichen Museum in Weimar schenkte. Die von Klauer angekündigte Gipsbüste war eine Tonbüste geblieben, der wenig dokumentarischer Wert zukam. Klauer hatte von der Gesichtsstückform einen Tonabdruck gemacht, die Augen ausgeschnitten und einen beliebigen Lockenkopf angefügt.
Wenn Klauer auch am 10.5.1805 Schillers Gesichtsmaske abnahm, so ist durchaus unbekannt, wann er sie zur Ganzkopfmaske ergänzte. Die Stückformen könnte er zwischen dem 11. und 18.5. abgenommen haben. Wenn die Stückformen dagegen vom Kopfe eines beliebigen Inkulpaten abgenommen worden sind, so kann das Jahre später stattgefunden haben. Die Entscheidung, ob die Gesichtsmaske und der Oberkopf und Nacken von derselben Person, hier von Schiller, stammten, ist noch nicht gesichert. Eine so späte Fertigstellung der

12/280 Ganzkopfmaske würde auch erklären, warum Dr. Gall genau wie der Bildhauer Dannecker/Stuttgart, jahrelang vergeblich versuchte, in den Besitz einer Ganzkopfmaske zu kommen. Erst ab 1836 ist nach einem Bericht einer Engländerin Trollope vom 1.8.1836 ersichtlich, daß sich Schillers Maske in Danneckers Werkstatt befunden haben muß.
Die Ganzkopfmasken Schillers könnten bis 1815/17 in Klauers Gewahrsam verblieben sein. Seitdem ist Klauer verschollen. Der Nachlaß ging an Klauers Schwester bezw. an deren Mann, Kaufmann Martini über. Aus Martinis Besitz gelangte eine der Gips-Ganzkopfmasken noch vor 1826 an den Bürgermeister Carl Leberecht Schwabe, der spätestens 1827 die Tonbüste erhielt, die fortan als "Schwabesche Maske" in die Literatur - seit 1883 - einging. Die zweite Ganzkopf-Gipsmaske gelangte vermutlich 1826 in Goethes Hände und von da mit dem Nachlaß in die Großherzogliche Kunstkammer. - Alle Besitzer haben sich der Öffentlichkeit gegenüber ausgeschwiegen, so daß die Masken erst nach 1883 wenigstens einem beschränkten Kreis von Wissenschaftlern bekannt wurden.

Dr.med. Gall und sein Schüler Dumoutier legten ihre Sammlung zu rein wissenschaftlichen Zwecken an. Sie war die Grundlage von Galls schädelkundlichen Forschungen. Es kam darauf an, möglichst naturgetreue Abformungen ganzer Köpfe und Schädel oder von Kopfteilen zu gewinnen.
Die fast gleichzeitig entstandene Büstensammlung der Madame Tussaud/Paris, später London, umfaßte ähnlich naturgetreue Abformungen in Wachs, die aber weniger die Schädelformen als die Gesichter bewahrte. Die Schädelformen wurden nur festgehalten, soweit es sich um kahlgeschorene Verbrecher oder politische Opfer der Guillotine handelte. Bei Madame Tussaud kam es darauf an, auch die Spuren des Fallbeils, der Schüsse oder Hiebe, die Strickmarken genau festzuhalten, wie es die Aufstellung im Chamber of Horrors erforderte. Auch in Galls Sammlung wurden die Spuren gewaltsamer oder unschöner Todesarten nicht vertuscht, aber auch nicht zur Schaustellung hervorgehoben. Vielmehr wurden diese Spuren durch sorgfältiges Aufpassen auf die Sockel der Büsten und leichtes Überwischen des feuchten Gipses mit einem nassen Tuch oder Schwamm unauffällig und augengerecht gemacht. Trotzdem kann man den Abformungen immer noch ansehen, auf welche Weise die 107 Verbrecher hingerichtet wurden, ob die Masken gleich nach dem Tode oder später abgenommen wurden, ob Leichen schon jahrelang in Grüften gelegen hatten oder ob sie in gutem oder abgezehrtem Ernährungszustand verstorben waren. Die Gesichtsmasken sind unverändert, und die Narben der Variola bei Mirabeau, bei Marat oder bei einem abgeformten Neger sind genau wiedergegeben.
Die Köpfe der Verbrecher sind, wie üblich, gerichtlich kahlgeschoren worden. Die Köpfe Verstorbener und Lebender sind meistens kahlrasiert. Gerade die zwei Dutzend Kollegen scheinen sich der Wissenschaft halber dieser Vorbehandlung unterzogen zu haben. Einzelne waren davon nicht so erbaut. Sie bekamen die Haare mit einer dünnen Haube bedeckt, oder Foyatier strich sie mit Vaseline oder Schmierseife ein und modellierte die Haare geradezu

künstlerisch, lockig oder schlicht, aber so dünn, daß die Kopfform trotzdem genau zu sehen blieb. Es bedarf keines Blütentraumes, um sich die Unterhaltung Foyatiers etwa mit Jean-Baptiste Jourdan, Maréchal de France, zu denken, der nicht wie einst Gaius Julius Caesar, den Senat um Erlaubnis bitten mochte, sein kahles Haupt mit dem Imperatorenkranz bedecken zu dürfen. Foyatier konnte solche Sonderwünsche erfüllen, ohne den Zweck der Abformung zu vereiteln, wenn auch mit erhöhtem Zeit- und Arbeitsaufwand.

Wo die Abzuformenden kahlgeschoren wurden, blieben die Nackenhärchen und z.T. die kurzen Schläfenhaare stehen. Sie wurden wie die Brauen und Wimpern mit Schmierseife oder Vaseline eingestrichen, um ein Ausreißen zu verhüten, sich aber im Gips genau abzeichneten.
Die rasierten Kopfabformungen wurden, wie oben erwähnt, mit nassem Tuch oder Schwamm übergewischt, so daß der Abdruck der Hautporung größtenteils verloren ging. Durch diese Nachbearbeitung wurde das Gesamtbild vereinheitlicht und ließ zum Vergleich die Kopfformen deutlicher werden, ohne die Augen abzulenken. Als Dr. Richard Neuhauß 1914 die Gallsche Gipssammlung untersuchte, nahm er irrig an, daß Gall und Dumoutier die Köpfe mit Modelliereisen nachgearbeitet hätten. Verfasser konnte jedoch keine Spur eines Modelliereisens an den Köpfen entdecken.
Bei Klauers Schiller-Ganzkopfmasken ist dagegen der ganze Oberkopf mit Modelliereisen überarbeitet und vor allem die 4-6-8 mm hohen Treppen der Stückformanschlüsse teilweise abgekratzt. Bei einem der Gallschen Abgüsse sind die Stückformanschlüsse auch nicht ganz genau hingekommen. Die entstandenen Treppen sind jedoch nur 2-3 mm hoch und nicht abgekratzt, sondern nur durch das Überwischen mit nassem Tuch in den Kanten abgerundet worden.

Das Verfahren der Abformung.

Sowohl Klauer wie Foyatier gossen ihre Köpfe nicht in "verlorener Form", sondern in Stückformen ab. Dabei wird in der Regel zuerst die Stückform der Gesichtsmaske gefertigt - sei es mit oder ohne Sprengfäden. Dann gießt man die Stückformen der Ohren, des Scheitels und Hinterhauptes mit dem Nacken.
Bei genauer Arbeit des Formers kann man am Ausguß nicht immer unterscheiden wo er die Stückformen mit dem Sprengfaden trennte, oder sie hintereinander angoß, wie das Klauer bei Schiller machte.

An einer Maske ist nachzuweisen, daß Foyatier die Gesichtsmaske für sich vorweg abformte, da ihm der nämliche Fehler unterlief wie Klauer, wenn auch in geringerem Ausmaß. Er strich den Ton, mit dem er die Hinterschneidung der Ohrmuschel ausgefüllt hatte, aus Versehen nach unten entlang der Hinterkante der Gesichtsstückform, so daß sich der Ton im Gips der Nackenstückform abdrückte.
Foyatier hat durchweg seine Stückformteile eines Kopfes mit einer bzw. zwei Mantelformen zusammengehalten und so einen genauen Sitz der Stückformen untereinander erhalten. Nur in einem Falle sind die Stückformen ein wenig gegeneinander versetzt.

Beim Abnehmen einer Mutterform des Gesichtes muß der beabsichtigte Rand eine Begrenzung erhalten, damit der Gipsbrei nicht rund um den Kopf herabfließt. Man legt dazu um das Gesicht der auf dem Rücken liegenden Leiche eine nasse gerollte Twehle oder einen Zeugstreifen, ein Bleiband oder einen passend zugeschnittenen Papprahmen, oder knetet einen Streifen Modellierton auf. Der gewählte Ausschnitt kann sich auf den unbehaarten Teil des Gesichtes beschränken. Meistens wird der Bogen mit über die behaarte Stirne gelegt und bei den Masken von Foyatier sogar oft über die Mitte des Scheitels. Bei Napoleon I. reichte die Gesichtsmaske bis zum Hinterkopf, wobei die Ohren mit abgeformt wurden. - Wo die Haare noch in der Abgußfläche liegen, müssen sie entweder geschoren, mit Ölpapier oder einer Haube bedeckt oder mit Schmierseife oder Vaseline ausgestrichen werden.
Von 37 vergleichbaren Gesichtsmasken Foyatiers reichen die meisten bis weit über die Haargrenze. Nur bei einer ist der Teil mit den Stirnhaaren ausgeschnitten. Es ist die von Gall erworbene Maske eines unbekannten Musikers (Gall Nr. 71).Diese Eigenheit zeigen alle Schillermasken Klauers, die Gesichtsmaske und die Ganzkopfmasken. Bei ihnen ist der ausgeschnittene Teil mit den Stirnhaaren durch das nachträgliche Angießen der Scheitelstückform ersetzt worden. Warum Klauer den behaarten Teil der Stirne ausgeschnitten hatte, konnte noch keiner der bisherigen Bearbeiter, seit Hermann Welcker 1883, erklären, weil keiner erwogen hatte, ob Klauer die Abformung nicht zweizeitig vorgenommen haben könnte, nachdem er am 10.5. nur die Gesichtsmaske **mit Haaren** abgenommen hatte. Bei der Abnahme des kahlgeschorenen Oberkopfes mußte er den Stirnteil der Maske dem Scheitel angleichen und er schnitt zuvor die Stirne aus. - So erklärt sich auch der eigenartige Verlauf der Gesichtsmaske vor den Ohren, weil Klauer auch hier die Teile mit den Schläfenhaaren ausgeschnitten hatte.

Hälse und Sockel

Außer bei zugekauften und älteren Masken geschichtlicher Persönlichkeiten, die zum Aufhängen vorgesehen waren, sind sämtliche Köpfe und Gesichtsmasken von Gall und Dumoutier auf Sockeln befestigt. Nur vereinzelte Köpfe mit angeformten Schultern oder verlängerten Hälsen stehen ohne Sockel frei und im Gleichgewicht. Die Sockel sind entweder Würfel oder Quader oder klassizistische Rundknäufe.
Ein Teil der abgeformten Hälse ist im Nacken etwas kürzer als vor der Kehle, wie das bei künstlichen Büsten meist der Fall ist. Hier sind die Hälse so verlängert, daß sie fugenlos auf den Sockeln aufsitzen. Der Übergang der Hälse zu den Sockeln ist so gehalten, daß die Flächen in gleicher Flucht weitergehen. Dabei sind die Schnittkerben des Fallbeils, sei es mit eingerollten Hautkanten oder mit freiliegenden Weichteilen **nicht** verdeckt, aber unauffällig gemacht.
Der Unterschied zu den Schillermasken springt in die Augen.
Um die sog. "Schwabesche Tonmaske" unzerdrückt aus der Mutterform herausbekommen zu können, hat Klauer die nach zwei Seiten abgeschrägte Halskante mit Modellierton an der Leiche verlängert und die Schrägung seitlich ausgeglichen,

so daß er beim Abnehmen der Stückformen den Kopf auf einem schiefen Brett gleit- und umfallsicher aufsetzen konnte. Im gebrannten Zustand konnte die "Schwabesche Maske" nicht auf ihrer schrägen Halskante stehen, ohne bei der kleinsten Erschütterung nach hinten umzufallen. Die von Klauer aufgeknetete Ton-Halskrause deckt die Halskante zu. Man erkennt genau, daß er sie mit den Fingern aufgeknetet hat. Zum zweiten Ausguß mit Gips mußte Klauer die Stückformen der Ohren und des Nackens noch einmal machen. Wiederum knetete er die Tonkrause um den Leichenhals, aber diesmal mit dem Modellierholz. Trotz des Versuchs, die Halskante mit Ton abzudecken, ist ihm das Vertuschen an einer Stelle mißlungen. An der Art der Faltenbildung kann man erkennen, daß die Nackenhaut tief eingeschnitten gewesen sein muß. - Der Verlauf der Halsbegrenzung im Nacken der Klauerschen Masken läßt den Schluß zu, daß der Hals der Leiche mit einem kürzeren Gerät von der Kehle aus schräg durchtrennt worden ist, wobei das schneidende Gerät am Widerstand der Wirbel, wohl 3./4. Halswirbel, abgelenkt wurde, so daß der Schnitt im Nacken in einer S-Form verlief.
An Foyatiers Köpfen der Hingerichteten kann man genau verfolgen, wo die Inkulpaten den Kopf scharf zur Seite drehten, so daß das Fallbeil die gedrängten Hautfalten oberhalb des Schnittes durch Muskeln und Wirbel traf und so einen gezackten Verlauf des Hautschnittes bewirkte.
Manche Hinzurichtende zogen den Kopf auch zurück, so daß die Unterkieferwinkel abgetrennt wurden oder der Schnitt gar durch Atlas und Nasenboden ging, so daß die Kiefer am Halse verblieben.
Einige der abgeformten Verbrecher und bei Umstürzen Getöteten zeigen Stich- bezw. Schußverletzungen, Hiebmarken, Schlagspuren, Brüche der Schädelkappe, Strangmarken bei Erhängten, Schnürfurchen von Bindfäden, mit denen der Kopf offenbar zur bequemeren Beförderung verschnürt war. Kein einziger zeigte einen Eindruck am Hinterkopf oder unter der Linea nuchae sup., der sich mit der Impression an Klauers Schillerköpfen vergleichen ließe. Da Klauer den Nackenschaden an der Leiche mit Tonschlieker grob überstrich, ist die genaue Tiefe und der Rauminhalt nur annähernd zu bestimmen. Nach dem Randwinkel der Impression muß sie mindestens 13 ccm, kann sie höchstens 26 ccm betragen haben. Klauers Versuch deutet darauf hin, daß es etwas zu verstecken gab. Auf diesen Gedanken hätten Froriep und Neuhauß schon 1914 kommen müssen. Aber Froriep glaubte blindlings seinem Berater für Abformungen, Prof.v.Hugo, der behauptete, Klauer habe die Impression mit dem Handballen erzeugt, als er den Tonkopf aus der "feuchten Kammer" nahm, wie die Kleberippen in der Impression beweisen würden.
Neuhauß wiederum erklärte das für reinen Unsinn, weil die Impression schon an der Leiche gewesen sei, die auf einem unregelmäßig geformten Holzklotz gelegen habe. Bei dieser halbrichtigen Annahme übersah er, daß v. Hugo mit den Kleberippen genau recht hatte. Keiner hatte sich die Mühe gemacht, seine Meinung am Tonmodell und an der Leiche im Reihenversuch zu prüfen. Keiner konnte zugeben, worin auch der Gegner recht hatte, und daß sie nur die richtigen Hälften ihrer Annahmen zusammenzufügen brauchten, um dem Sach-

befund gerecht zu werden und zu einer klaren Lösung zu gelangen.

Im ganzen betrachtet sind die Gall-Dumoutierschen Abformungen werkmäßig einwandfrei, fachmännisch dem Arbeitsziel entsprechend gefertigt, obwohl die Köpfe sich in den allerverschiedensten Zuständen befanden und die Abformung mitunter unter schwierigen Umständen vor sich gehen mußte.
Die werkmäßige Leistung des Töpfers Klauer an den Schillerköpfen war Pfusch. Sie erklärt sich aus der fehlenden Erfahrung des jungen Töpfers, der die nötigen Maßnahmen höchstens bei seinem Vater - Jahre zuvor - hatte sehen können. Einen ordnungsmäßigen Gipsmantel hat er nicht um die Stückformen gelegt, höchstens zum Ausdrücken der zusammengesetzten Vorder- und Hinterschale die Formstücke in Ton gebettet. Dadurch sind die Stückformverschiebungen und Treppenbildungen bei dem Ton-Probenausdruck (der "Schwabeschen Maske") weniger grob als bei den Gipsmasken.
Zum Ausguß der Stückformen mit Gips hat Klauer sie vermutlich nur abgeschnürt, so daß sich die Ohrstückformen in den Kopf hineindrückten.

Da die Gesichtsmaske Schillers an der auf dem Rücken liegenden Leiche bis über den Kehlkopf abgenommen wurde, und zum Abformen des Hinterkopfes und Nackens nur ein zu kurz und schräge abgeschnittener Kopf zur Verfügung stand, hätte Klauer 8 cm Hals ankneten müssen, um dem Kopf einen natürlichen Stand zu verleihen. Er konnte an der Schnittkante nicht unauffällig weiterkneten, sondern mußte den Schnitt zudecken. Einen solchen dicken Hals in ganzer Höhe konnte er nicht machen: das wäre allzu auffällig gewesen. Er ließ den Nacken fast so kurz, wie er nun war.
Eine Aufstellung auf dem Halse mit der langen Kehlseite war nicht möglich. Klauer ließ es dabei bewenden, und sein Auftraggeber scheint damit zufrieden gewesen zu sein. Liegen konnte das Machwerk auch nicht, ohne die Ohren zu beschädigen. Versuchte man, es auf Hals und Hinterkopf zu legen, so rollte der Kopf zurück und dann nach rechts oder links auf die Ohren. Der Gipskopf war weder zum Liegen noch zum Hängen vorgesehen.

Erst der Anatom Hermann Welcker/Halle und der Hofrat Klinckerfuß/Stuttgart haben 78 Jahre später etwa gleichzeitig die sog. Weimarer Ganzkopfmaske wie die sog. Klinckerfuß-Gipsmaske auf Sockel aufgipsen lassen und so die Gefahr zufälliger Beschädigungen verringert.

Eine derart fahrlässige, ja schluderige Zurichtung einer Totenmaske war in der Sammlung Gall-Dumoutier undenkbar, bei der Räuber und Mörder genau so gewissenhaft und achtsam abgeformt und verwahrt wurden wie ein Maréchal de
55 France oder Franz Joseph Gall selber (Dumoutier numéro 104 et 376).

Schlussfolgerungen

Dr. Galls Schreiben an Jagemann vom 18.5.1806 und seine Nachfrage in Weimar im Nov. 1807 beweisen, daß er - vermutlich im August 1805 - von der Abformung Schillers gehört hat und daß er Wert darauf legte, Schillers Ganzkopftotenmaske seiner Sammlung einverleiben zu können.
Zu 1. Konnte Gall Schillers Abformung veranlaßt haben?
Gall konnte in Wien nicht voraussehen, daß Schiller im besten Mannesalter sterben würde. Wenn er, etwa angeregt durch die Zeitungsente, daß Schiller schon gestorben sei, und die Nachricht, er sei wieder wohlauf, Schillers Hausarzt Dr. Starck um ein Urteil gebeten hätte, ob Schiller wirklich gefährdet sei, konnte er von Starck eine Abschrift von dessen Attest erhalten:
"Daß Herr Johann Friedrich Schiller, Sachsen Meiningischer Hofrat und Professor der Philosophie allhier gegenwärtig eine solche gute körperliche Konstitution hat, welche keine gefährliche und tödliche Krankheit über kurz oder lang ahnden läßt, auch seine Gesundheit so beschaffen ist, daß er wirklich an keiner Auszehrung oder irgend einer anderen Krankheit laborierte, welche seinen nahen Tod befürchten ließe, kann ich als sein schon seit verschiedenen Jahren und auch gegenwärtigen ordentlich und beständiger Arzt durch meines Namens Unterschrift und mein beigedrucktes Siegel nach Wahrheit und gewissenhaft bezeugen:
Jena, den 15ten Merz 1793 *Dr. Johann Christian Starck Sächs. Weim. Hofrat wie auch Professor der Medizin allhier*
Daß Herr Hofrath und Professor Schiller uns wohlbekannt, das Gegenteil aber von dem, was dessen Arzt Herr Hofrath D. Starck wegen seiner Gesundheit attestiert hat, keinem von uns wissend ist, bezeugen wir durch unsere Namensunterschrift und Sigille.

Chr.G.Schütz, C.B.Reinhold, F.E.C.Mereau, H.E.Paulus".

Dr. Gall konnte in Wien Schillers unvermutetes Ableben nicht vorauswissen, um auf die Zukunft hin um eine Abformung im Todesfall zu bitten. Wenn er sich Ende 1804 an Dr. Stark gewendet hätte, so konnte dieser mitteilen, daß Schiller zwar recht krank gewesen, aber nun gottlob wieder gesund sei. - Wenn jemand aus Schillers Umgebung auf seine Erkrankung am 1. Mai 1805 hin nach Wien schrieb, so konnte im Zeitalter der Postkutschen und Meldereiter Galls Antwort und Bitte nicht vor dem 10. Mai zurück sein, abgesehen davon, daß Schillers Anverwandte und Freunde vor dem 6. Mai an keine Gefahr glaubten und kein Anlaß bestand, Dr. Gall wegen einer Abformung zu benachrichtigen. Schiller war erst dreieinhalb Tage vor dem Ableben bettlägerig geworden.

Es ist äußerst unwahrscheinlich, ja fast unmöglich, daß Gall Schillers Abformung angeordnet haben könnte. Schließlich war auch Schiller nur einer der zahllosen bedeutenden und berühmten Menschen, deren Kopfabgüsse und Schädel Gall für seine Sammlung zu erwerben wünschte.

Zu 2.
Hat Gall sich den Töpfer Klauer als Abformer Schillers gewünscht oder ihn bestellt?

Wenn Gall vorsorglich schon Jahre zuvor an eine Abformung Schillers im Todesfall gedacht hätte, so hätte er sich zweifellos an einen der Bildhauer und Gipsgießer, mindestens an Carl Gottlob Weißer, den nachmaligen Hofbildhauer, gewandt. Der Töpfer Klauer kam nicht in Frage, denn sein 1801 verstorbener Vater konnte ihm keinen guten Rat mehr erteilen, nicht mehr helfen.
Hätte Gall seinen Zukunftswunsch einem anderen der Weimarer Honoratioren nahegelegt, der dann im eingetretenen Notfall von sich aus den Töpfer Klauer, anstatt einen der Bildhauer, bestellte, so hätte er für Galls Anliegen wenig Verständnis bezeigt - oder Klauer aus ganz anderen Gründen bevorzugt. Diese Überlegung führt zu der Annahme, daß Klauers Vormund, der Verleger Bertuch, ob mit oder ohne Galls Anregung, seinem Mündel den Auftrag zugeschustert hat, obwohl er wissen mußte, daß Klauer der Aufgabe nicht gewachsen war.
Es ist ausgeschlossen, daß Dr. Gall den Töpfer Klauer beauftragt hatte.

Zu 3.
Die Annahme, daß Gall im August 1805 Schillers Ganzkopftotenmaske im Hause Bertuchs gesehen habe und deswegen noch zwei Jahre lang bemüht war, in deren Besitz zu gelangen, ist naheliegend, aber falsch. Diese Annahme setzt voraus, daß die Ganzkopfmaske für Gall brauchbar war und daß Gall an die Masken seiner Sammlung einen sehr bescheidenen Anspruch der handwerklichen Ausführung stellte. Beides war nicht der Fall. Gall stellte, wie die Untersuchung seiner Sammlung bewies, einen hohen Anspruch an die Gewissenhaftigkeit der Abformung, und Klauers Schillerkopf war handwerklicher Ausschuß.
Wenn Dr. Gall in Weimar die Schiller-Ganzkopfmaske zu Gesicht bekommen hätte, so hätte er gesagt:

"Was soll ich mit solchem Pfusch? Unerhört, daß Ihr zu diesem Werk nicht Tieck oder Weißer bestellt habt, sondern einen solchen Nichtskönner ohne Kenntnis und Erfahrung! Lassen Sie sich ihre Gala-Hofanzüge auch von einem jungen Flickschuster machen? Und dabei können Sie nach solchem Kunstbeweis immer noch einen Hofschneider beauftragen. Aber eine Totenmaske, und auch noch von einem Schiller, ist in alle Ewigkeit nur einmal abzunehmen.!"

Die Besitzer der Schiller-Ganzkopfmaske hatten allen Grund, sie vor den Augen eines Anatomen und Fachkenners zu verbergen. Wenn Gall sie zu Gesicht bekommen hätte, so wäre seine Hand prüfend über die Treppen der Hirnschale geglitten und in die Impression unter der Linea nuchae gelangt. Mit einem Blick hätte er gesehen, daß der Abdruck der Nackenhärchen bis in die Tiefe der Impression reichte, daß der Eindruck also niemals an der Maske oder einem Zwischenglied aus Ton, sondern nur an der Leiche erfolgt sein mußte:
"Was habt Ihr mit Schiller gemacht? Wer hat dem Toten den Kopf eingeschlagen - und dann das Loch mit Modellierton verschmiert?"

War das Mißtrauen des Fachmannes geweckt, so hätte er sich den Gipskopf von allen Seiten besehen und gesagt:

"Die Gesichtsmaske ist von ungeschickter Hand, aber doch an der Leiche abgenommen worden - aber mit dem Hinterkopf stimmt etwas nicht. Der ist doch von einem Geköpften —?!"
So etwas durfte nicht unterlaufen. Und deshalb hat Gall als Fachmann die Ganzkopftotenmaske nie zu sehen bekommen - vorausgesetzt, daß Klauer damals den Hinterkopf schon an die Gesichtsmaske angefügt hatte.
Irgendwann muß Klauer den Kopf vervollständigt haben. Frau Charlotte v. Schiller war kein Fachmann wie Gall. Sie konnte den Gipskopf nicht mit den Augen eines erfahrenen Anatomen betrachten, aber ihre Hände kannten Schillers Nacken besser als irgend ein anderer Mensch auf dieser Welt. Wenn sie schon erschreckt über den kahlgeschorenen Kopf strich, so mußte sie mit den Fingern in die Impression kommen. Und dann war ein neues Chriemhildendrama fällig. Um das zu vermeiden, wurde Schillers Ganzkopfmaske der Witwe genau so und lebenslänglich vorenthalten wie Dr. Gall.
Schon die Frage, wer denn die Erlaubnis zur Abformung gegeben habe, konnte gefährlich werden. Ebensowenig durfte Charlotte etwas von der Zeichnung Prof. Jagemanns und von der Obduktion erfahren. Wie bei der Abformung stand im Wege, daß die Ehefrau des Verblichenen nichts davon gewußt hat und nicht um die Erlaubnis gebeten worden war.

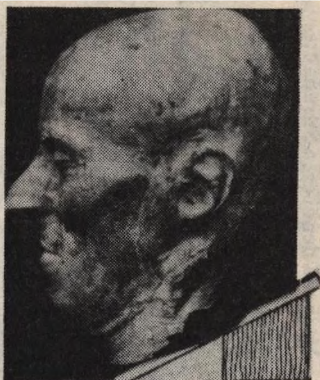
Faßt man den Gesamtvorgang um Schillers Ende, die verheimlichte Leichenzeichnung, Abformung, Obduktion, die mitternächtliche Beisetzung ohne Ankündigung - **alles unter Ausschluß der Familie** -, die Lüge von der Beteiligung Dr. Galls ins Auge, so erscheint es kaum denkbar, daß Legationsrat Bertuch und sein Mündel Klauer allein in den Vorgang verwickelt gewesen sein könnten. Ohne Bertuchs Wissen und Zustimmung konnte sein Mitarbeiter, Prof. Gruber den Schwindel betr. Gall nicht veröffentlicht, Klauer seine Anzeige des Verkaufs der Schillerbüsten nicht in Bertuchs Modezeitung gesetzt haben. Bertuch sah den Mißgriff beizeiten ein und gab: "Befehl zurück". Jagemann muß mit im Vertrauen gestanden haben, sonst wäre er weder ungebeten ins Haus Schiller gekommen, noch hätte er der Witwe gegenüber sich bis zu seinem Tode - noch 15 Jahre lang - ausgeschwiegen. Charlottes Schwager Wilhelm Ernst v. Wolzogen, Oberhofmeister, wußte von der Abzeichnung und von der Abformung schon am Tage darauf, ohne Bild und Maske gesehen zu haben, wie sein Schreiben vom 12.5.1805 an Verleger Cotta beweist. Auch er schwieg seiner Schwägerin gegenüber bis zu seinem Tode 1809. Alle Genannten außer dem jungen Klauer waren Mitglieder der Loge Alma zu den drei Rosen, zugleich Mitglieder der engeren Hofgesellschaft um Herzog Carl August, dessen Leibarzt der Obduzent Schillers, Dr. Huschke gewesen war, der seinem Herrn das unwahre Sektionsprotokoll nach Leipzig schickte.
Die Untersuchung der Gall-Dumoutierschen Gipsformsammlung und deren Vergleich mit den Schiller-Ganzkopfmasken zeigte, daß letztere weder einen wissenschaftlich-anatomischen noch einen historisch-dokumentarischen noch

einen künstlerischen Zweck gehabt haben konnten und daß die Abformung weder aus Verehrung noch aus Liebe veranstaltet worden war. Ebenso ist kein versehentliches Mißgeschick bei der Wahl des Formers oder ein ungewolltes Ergebnis eines wohlgemeinten Vorhabens in das Gesamtgeschehen einzuordnen. Somit bleibt als wahrscheinlicher Zweck der Abformung Schillers höchstens der einer Trophäe über einen überwundenen Gegner, eine Absicht, zu der Dr. Gall als allgemein glaubhafter Alibihalter herhalten mußte, um die Aufmerksamkeit der Nachwelt von den wirklichen Urhebern abzulenken.

Abformweite der Gesichtsmasken der Sammlung Gall - Dumoutier:

	ohne Untergesicht	ohne Haaransatz	Haaransatz nachtrag-lich ausgeschnitten	Mit Haaransatz	bis Kranznaht	bis Scheitel-Mitte	Bis Hinterkopf
Verbrecher							
Selbstmörder							
Geistesgestörte						+	
Unauffällige				+			
Begabte	+++	++	+	+++++	++++++	+++++ ++++	+
Weltberühmte				+++	+	++	+
Sa	3	2	1	8	8	12	2

Zum Auslösen des feuchten **Tonkopfes** aus den Stückformen mußte Klauer die Halsfläche soweit ebnen, daß der Kopf wenigstens auf einem schiefen Brette stehen konnte, ohne umzufallen. ⟶







Der Tonkopf konnte auf keiner wagerechten Unterlage stehen, ohne hintenüber zu fallen.
Die Gipsköpfe ohne Halsverlängerung rollten auf die Hinterköpfe und nach rechts oder links auf die Ohren. ⟶



Ludwig Klauer hatte die Stückformen weder mit Paßkegeln noch mit Mantelformen gegeneinander gesichert. Beim Verschnüren der Stückformen drückte er die Scheitelform gegen die Gesichtsform zu tief. Die Stückform des Hinterkopfes drückte er gegen die Scheitelform um 7-8 mm zu tief, ebenso die Ohrstückformen im oberen Teil.
(S. Tafel II/2 u. 3)

Als Phrenologe hätte Dr. Gall nur sagen können: Was soll ich mit solchem Pfusch?

Schwabesche Maske:



Mit Modelier-
eisen abge-
kratzt

Nachguß der oberen Stirnhälfte
mit der Scheitelmatrize des
kahlrasierten Kopfes

Oberstirne mit den
Stirnhaaren
ausgeschnitten

Abschluß der Gesichtsmaske

Eingedrückte
Hinterhauptsmatrize
Beim Abschnüren der
Matrizen eingedrückte
Nackenmatrize

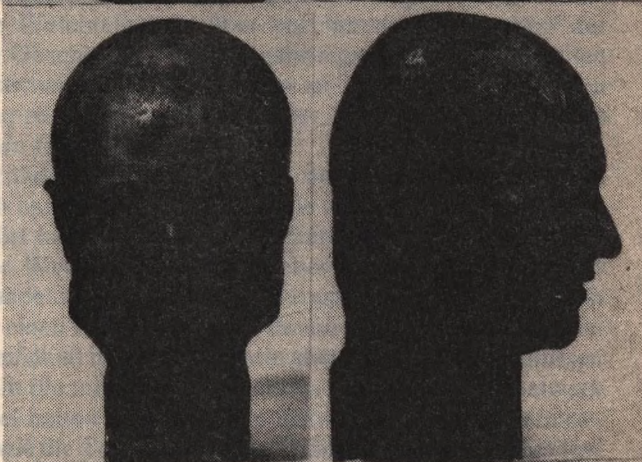


Klinckerfuß'sche Maske:
Beim Abschnüren
tief eingedrückte
Matrize des rechten Ohres

Dr. med. Franz Joseph Gall
Lebendmaske
Collection Dumoutier D 104
Haare mit Trennmittel
ausmodelliert



Delaporte François
Assassin
Collection Dumoutier D 263
(um 6° aus der Frankfurter
Horizontalen nach vorn
gesenkt aufmontiert)
guillotiniert
Haare geschoren



Brigitte Landon
Suicidée

Collection Dumoutier D 218



VII

Michail Gerassimow und die falschen Schillerschädel

Zwei Schillergerippe in derselben weitbekannten Gruft waren für die Vertreter des DIAMAT unerträglich. Es war gut zu verstehen, daß unter Walter Ulbricht das Bedürfnis wuchs, diesem mittelalterlichen Zustand ein Ende zu machen. Die Wahl fiel wohlbedacht auf keinen deutschen, sondern einen sowjetischen Anthropologen, Michail Gerassimow, um feststellen zu lassen, welches Skelett echt und welches falsch sei.
Gerassimow kam und erfüllte den Wunsch. Sein Verfahren bestand darin, fragliche Schädel mit Knetwachs zu überziehen, wie es der natürlichen Weichteilstärke entsprach, um das Ergebnis mit guten Bildern oder Gipsabformungen der gesuchten Person zu vergleichen. Die Weichteilstärke über bestimmten Meßpunkten der Schädel ändert sich je nach Geschlecht, Alter, Ernährungszustand, Krankheiten und Rasse. Die Durchschnittsmaße hatte Gerassimow an Tausenden von Leichen gewonnen. Zu welcher Gruppe ein zu untersuchender Schädel gehörte, mußte Gerassimow an den Knochen feststellen.
Bei dem Froriep'schen Schädel fand er, was die deutschen Anatomen am Gipsabguß längst festgestellt hatten, daß die Hirnschale einem weiblichen Wesen von etwa 20 Jahren angehört haben mußte. Der Unterkiefer paßte nicht dazu. Damit wurde eigentlich der Wunsch der Auftraggeber schon erfüllt: Nur das Fürstengruftgerippe mit Schädel konnte echt sein. Gerassimow prüfte aber auch diesen Schädel und überzog einen Kunstharzabguß davon mit Knetwachs. Die so entstandene Büste war unzweifelhaft naturgetreu, hatte aber mit Schillers Bildnissen und mit der Totenmaske nicht die mindeste Ähnlichkeit. Gerassimows Knetwerk und der abgegossene Schädel hatten eine fliehende Stirne über einer Adlernase, während Schillers Bildnisse wie die Totenmaske eine Habichtsnase unter einer fast senkrechten Stirne zeigten.
Als höflicher Gast und Russe konnte Gerassimow seinen Gastgebern nicht mit der unerwünschten Tatsache ins Gesicht springen, daß beide Schädel und Gerippe falsch seien. So erklärte er auf Anhieb das Fürstengruftskelett für echt und Hermann Welckers Beweisführung als Irrtum. Auf dieser schiefen Bahn angelangt, mußte er eine Lüge und Ausflucht auf die andere setzen, um das Gesicht zu wahren. Unglücklicherweise befand er sich in der märchenhaften Geschichte der Schiller-Krankheitsforschung noch im Rückstand und wußte nicht, daß Prof. Wolfgang Veil/Jena schon ein Menschenalter zuvor bewiesen hatte, daß Schiller nie eine Tuberkulose gehabt habe. Er konnte also auch nicht daran gestorben sein. Aus dem längst überholten Glauben heraus fand Gerassiimow an dem Fürstengruftskelett die Spuren einer Knochentuberkulose. Leider sagte er nicht, an welchen Knochen er die Spuren gesehen habe.
In seiner Lage konnte Gerassimow keine Schädelmaße veröffentlichen, weil seine Schwindeleien sonst den deutschen Anthropologen sofort offenbar geworden wären. Die Mutterformen und Kunstharzabformungen der Schillerschädel wurden vernichtet.

Die bedauerliche Lücke veranlaßte Minister Grimm vom Ostministerium, nach Moskau zu fahren und Prof. Gerassimow um die Schädelmaße zu bitten. Der Anthropologe lachte lauthals und versicherte, daß er nicht der Urheber der Geheimnistuerei sei und versprach, demnächst alles zu veröffentlichen. Er starb
1/226 am 21.7.1970. Die Schädelmaße sind nie bekannt gegeben worden.

Als Prof. Gerassimow den Fürstengruftschädel abformte, hatte sein Dolmetscher und Helfer, der Berliner Biologe Dr. Herbert Ullrich die Gelegenheit, den Schädel in die Hand zu nehmen. Er untersuchte die Zähne, von denen sich sieben aus den Fächern ziehen ließen. Sie waren an den Wurzeln so fachmännisch zurecht gefeilt, daß bis dahin noch niemand die Zahnfälschung erkannt oder verraten hatte. Dr. Ullrich veröffentlichte seinen Befund, war aber vorsichtig genug, den Bürgermeister von Weimar, Dr.jur.Carl Leberecht Schwabe der Fälschung zu verdächtigen. Mit einem Hinweis auf den wirklichen Auftraggeber und den Täter hätte Dr. Ullrich seinen Befund nicht gut veröffentlichen können.
Die abgefeilten Frontzähne des Fürstengruftschädels mit den gefälschten Zahneinheiten stimmten mit dem von Former Kauffmann 1827 gefertigten "Schillerschädel-Abguß" überein.
Gerassimows verunglückter Wiederherstellungsversuch der Schillermaske hat der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen. Und schließlich wäre auch der Verfasser ohne die Anregung des sowjetischen Anthropologen kaum noch zu der Schiller-Reste-Forschung gekommen.

---

*) *Für Bürgermeister Schwabe fehlten die Vorbedingungen zu einer Zahnfälschung. Der Schillerschädel, den er geborgen und ein halbes Jahr im Hause hatte, besaß das vollständige Gebiß bis auf einen Mahlzahn.*
Den gefälschten Schillerschädel, den Former Kauffmann abgießen mußte, hat Schwabe nie in Händen gehabt oder haben können.
Zur Zahnfälschung fehlte Schwabe die fachliche Übung, eine Zahnsammlung von vielen Dutzend Gebissen zur Auswahl der Zähne, der Anlaß und der entsprechende Charakter.

Professor Michail Gerassimow
"Ich suchte Gesichter"
Gütersloh 1978 / Verl. Bertelsmann

S. 223 - 228

Irrtum, Schwindel und Wirklichkeit

"Gestorben am 19.5.1805 Er starb im besten Mannesalter, von einem schweren Leiden erlöst.	Gestorben am 9.5.1805 Er starb nach kurzer Erkrankung und wurde erst drei Tage vor dem Tode bettlägerig.
Vor der Beisetzung der Bildhauer Keller zwei Masken angefertigt.	Vor der Beisetzung hatte der Töpfer Klauer eine Gesichtsmaske abgenommen, die er später zu einer Ganzkopfmaske ergänzte.
Beide Masken werden in der Thüringischen Landesbibliothek aufbewahrt.	Klauer fertigte aus der Ganzkopfmutterform einen Tonausdruck und Gipsausgüsse, die sich im Museum zu Marbach und in Weimar befinden.
Schwabe, unterstützt von Goethe, leitete die Nachforschungen ein.	Goethe rührte keinen Finger zu Schwabes Nachforschungen. Er nahm ein halbes Jahr später den Schädel in Empfang, ohne im Tagebuch ein Wort darüber zu verlieren.
Inzwischen waren nämlich schon 75 Tote in der kleinen Gruft beigesetzt worden.	Ein halbes Hundert Tote waren vorher im Erdboden der Gruft versenkt worden. Nur 9 Tote lagen im Gruftmüll, als Schiller hinzukam. Nach Schiller wurden noch 13 Leichen hinzugebracht, so daß Schwabe 23 Menschenreste in 3 cbm Gruftmüll durchsuchen mußte.
Gerilltheit der Zähne Schillers	Die angeblichen Rillen der Zähne Schillers waren an beiden gefälschten Schädeln nicht feststellbar.
Rudolph gab an, sein Herr hätte sich ein Jahr vor seinem Tode einen Zahn ziehen lassen.	Rudolph sagte zu Bürgermeister Schwabe: *"Ach Gott bewahre! Schiller hat niemals, so lange ich bei ihm war, an Zahnweh gelitten; er hat seine Zähne ganz vollständig mit ins Grab genommen."* v. Wolzogens Diener Färber allein wußte von einem fehlenden Zahn Schillers.

Fünf Nächte forschte Schwabe nach den Gebeinen des Dichters.

Drei Nächte forschte Schwabe nach nach dem Schädel, und in der vierten Nacht nach Schillers Unterkiefer.

Goethe pflichtete der Identifikation bei.

Goethe wußte nichts von Schwabes Bemühungen, Schillers Schädel zu bestimmen.

Das Skelett kam in die Großherzogliche Bibliothek.

Der Schädel wurde in einem geheimen Staatsakt in der Bibliothek niedergelegt. Dann ließ Goethe durch Prosektor Schröter Knochen aus der Massengruft aufsammeln, die als Schillerknochen in die Bibliothek kamen.

Zu dieser Zeit wird wohl der Gipsabguß von Schillers Schädel gemacht worden sein.

Der Former Kauffmann lieferte Goethe den Abguß des gefälschten Schädels ab, von dem Hermann Welcker schon 1883 bewies, daß er nicht von Schiller stammen könne.

(der Schädel) war in einem roten Sarkophag beigesetzt.
Als der rote Sarkophag mit dem 1826 entdeckten Skelett geöffnet wurde, war ich sofort beruhigt. Das Skelett eines sehr hochgewachsenen Menschen lag in anatomischer Anordnung vor mir. Sogar ein flüchtiger Blick ließ keinen Zweifel daran, daß der Schädel, sein Unterkiefer und die übrigen Gebeine eindeutig einer Person angehörten.

Er war in einem braunen Eichensarg beigesetzt.
Die Knochen waren 1959 im Sarge neu geordnet worden. Gerassimows flüchtiger Blick sah nicht, daß fünf Wirbel, die Hüftbeine und das Manubrium fehlten. Vom gefälschten Schädel abgesehen, war ein Zusammenhang zwischen den Halswirbeln und den Oberschenkelknochen völlig ungewiß.

Oder hatten Heinzelmännchen das falsche Schillerskelett ergänzt, um dem Gast aus Moskau den Gewissenentscheid zu erleichtern?

Der Schädel war überaus markant, ich möchte sagen, schön: eine herrliche Stirn, große Augenhöhlen, vortretende Nasenbeine, schöne gleichmäßige Zahnreihen. Das alles entsprach dermaßen dem Äußeren des Dichters, daß ich den Gedanken nicht loswurde: Welcker muß sich geirrt haben.

"Markant – schön–herrlich" sind Gefühlsäußerungen ohne jeden sachlichen Wert. Gerassimow kannte Welckers Beweisführung, ohne auch nur den Versuch einer Widerlegung zu machen. Mit keinem Wort erwähnt er die steile Stirne Schillers und die fliehende Stirne des falschen Schädels.

Es war das Skelett eines Menschen von sehr hohem Wuchs mit Spuren einer schweren Krankheit, von Tuberkulose.

Gerassimow verriet nicht, an welchen Knochen er die Spuren der Tuberkulose gesehen haben will. Offenbar kannte er Prof.W.Veils Diagnose nicht, wonach Schiller nie eine Tuberkulose gehabt hatte.

Kaum hatte ich den Mediankamm auf den Schädel aufgetragen, da erkannten meine Kollegen das Profil des Dichters.

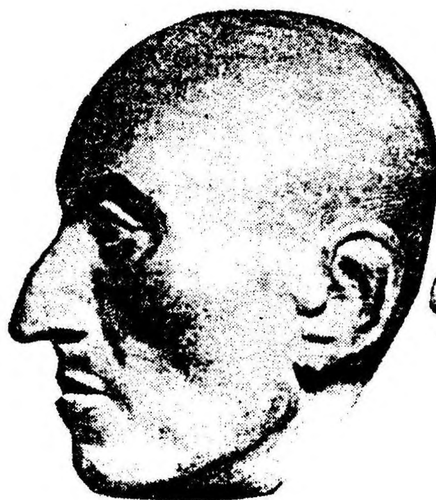
Die Kollegen hielten demnach die fliehende Stirne des Knetwerks mit der Adlernase für Schillers steile Stirne über der Habichtnase.

Als die Rekonstruktion fertig war, galt es, sie mit der Maske zu vergleichen. Es geschah in einem offiziellen Festakt...

Der Festakt wurde für einen noch zu liefernden Beweis veranstaltet.

Die rekonstruierte Kopfhälfte war absolut portraitgetreu und wies auch die feinsten Nuancen des Schillerschen Antlitzes auf."

Es fehlte nur die Übereinstimmung der gröbsten Unterschiede.



- Gerassimows Werk -
markant - schön - herrlich mit den feinsten Nuancen eines Holzknechts oder Viehhändlers



Schillers Ganzkopfmaske.
Die von Töpfer Klauer eingedrückten Kopfteile sind bis zur richtigen Lage gehoben worden.

VIII

Ohren und Nase

Das rechte Ohr

Schwabesche Tonmaske Klinckerfuß-Gipsmaske






m 1:1 m 1:1

Das rechte Ohr des Leichenkopfes hat Töpfer Klauer **zweimal abgeformt.** Die Gleichheit der Hautwärzchen über der Ohrmuschel beweisen, daß die Abformungen an demselben Leichenkopf gemacht wurden.

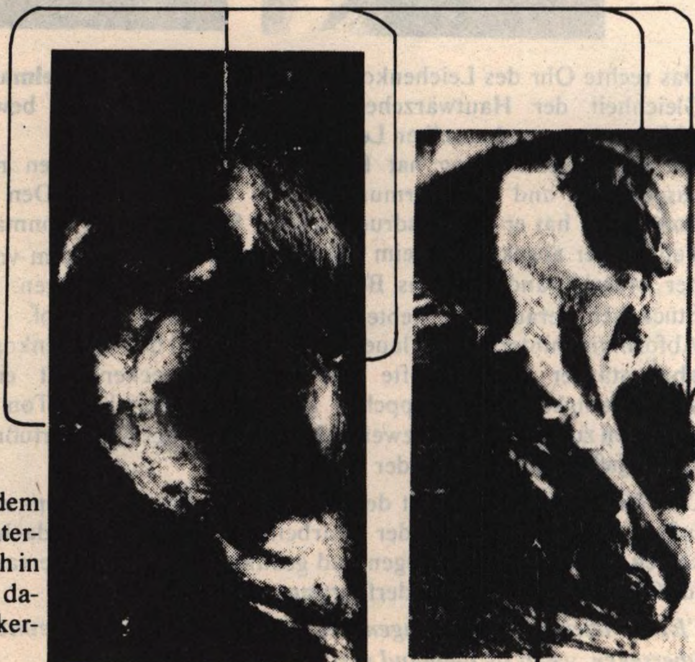
Zur ersten Abformung hat Klauer das Schneckenbecken mit Modellierton 4/233 ausgefüttert und die Ohrmuschel dick hinterstrichen. Den Abdruck dieses Tonwulstes hat er am Ausdruck, an der Schwabeschen Tonmaske zum großen Teil wieder abgekratzt. Beim Abnehmen der Ohrstückform vom Tonkopf blieb der Muschelrand und das Böckchen in der Form hängen. Klauer löste die Stückchen heraus und klebte sie wieder an den Tonkopf. - Vor der zweiten Abformung hinterstrich Klauer die Ohrmuschel des Leichenkopfes noch einmal, aber stärker und stopfte das Schneckenbecken mit einem fett- oder schuhkremgetränkten Läppchen aus. Ebenso strich er Ton in das Dreieckgrübchen zum Ausguß der zweiten Mutterform - der Klinckerfußmaske. So kam der Ohrabguß unversehrt aus der Form.

Die völlige Verschiedenheit der r. Ohren der Schwabeschen- und der Klinckerfußmaske scheint keiner der Bearbeiter gesehen und bedacht zu haben, hat keinen Schluß daraus gezogen und geäußert. Es ist ein überraschendes Beispiel für Charles Darwins Jugenderfahrung:

"Es ist leicht, Erscheinungen, wie augenfällig sie auch immer sein mögen, zu übersehen, wenn sie niemand vorher beobachtet hat."

"--- how easy it is to overlook phenomena, however conspicuous, bevore they have been observed by anyone."

Der "Gletschertal-Fehler" der Beobachtung hatte die Untersucher an dem Glauben festgehalten, daß Klauer die ganze Abformung des Kopfes in der kurzen Zeitspanne zwischen Prof. Jagemanns Zeichnung "Schiller auf dem Totenbett" und Dr. Huschkes Sektion ausgeführt habe.
Auch der Verfasser war von dem Gedanken ausgegangen, daß die Tonmaske und die Gipsmasken aus demselben Stückformsatz hergestellt worden wären, wie Hermann Welcker nach dem Vergleich der Nackenhaarabdrücke geglaubt hatte. Er sah aber den Unterschied der Ohren und hatte den Verdacht, daß sie aus einer zweimaligen Abformung stammen müßten. Mit Reihenversuchen an Lebenden und Toten, mit einer Nachbildung eines Ohrabgusses in weicher Silikone versuchte Verfasser, die Entstehung des r. Ohres der Klinckerfußmaske zu sichern. Er wagte aber noch nicht, zwischen einem einmaligen und einem zweimaligen Abguß der Ohren zu entscheiden. Die Ergebnisse kamen ins Fach "Vorläufig". Erst als die Nackenhaarfrage gesichert war, daß bei einem mehrmaligen Abdruck in Gips sich das Bild der Haare nicht zu verändern braucht, konnten auch die vorher gewonnenen Ergebnisse eingeordnet und als Schlußergebnis gesichert werden: **Alle Stückformen der Schiller-Ganzkopftotenmasken, außer der Gesichts- und Scheitelmutterform, sind zweimal am selben Leichenkopf abgegossen worden.**
Die in der Ohrstückform hängengebliebenen Teile der Muschelränder und das Böckchen löste Klauer heraus und klebte sie wieder am Tonkopf fest.



Der Ton, den Klauer dem rechten Leichenohr hinterstrichen hatte, formte sich in der Mutterform ab und danach im Ton der Klinckerfußmaske.
Hier kratzte Klauer den Ton nachträglich wieder herunter.

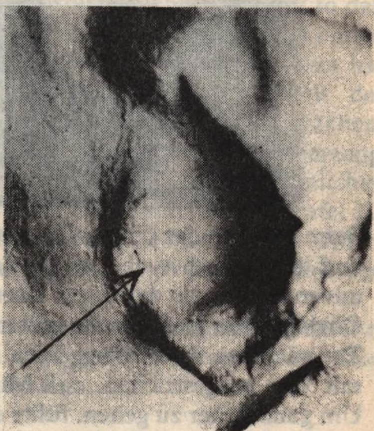
Das linke Ohr

der Schwabeschen Tonmaske — M=1,3 : 1 — der Klinckerfuß-Gipsmaske

Helixrand und Tragus ist beim Ablösen der Matrize abgerissen und in der Matrize hängengeblieben.



Der Antitragus ist ausgebrochen, aber der Tragus blieb erhalten und zog die Ohrhärchen aus der Matrize, die die Voruntersucher übersehen hatten.



Die Ohrhärchen im Tragus sind mit Kronenbohrer 6 mm ∅ umschnitten.



Der Bohrkern ist herausgelöst. Das Bohrloch kann wieder unsichtbar geschlossen werden.



Der Bohrkern und das Bohrmehl mitsamt den Haaren ging zur serologischen Untersuchung an das Inst. für Rechtsmedizin nach Kiel.



Schwabesche Tonmaske



Klinckerfuß-Gipsmaske



Beim Ablösen der linken Ohrstückform vom Tonkopfe rissen die Muschelränder und das Böckchen ebenso ab wie am rechten Ohr. Klauer konnte sie wohl nicht unverdorben aus der Form lösen und ließ den Schaden so, wie er war. Ob das Ohrläppchen hierbei oder später zu Verlust ging, ist nicht zu sagen.
Zur nächsten Abformung hatte Klauer die Schnecke und das Schiffchen soweit mit Ton ausgestrichen, daß Muschelrand und Böckchen nicht mehr abrissen. Um ganz sicher zu gehen, füllte er zum Abguß des verunglückten dritten Kopfes noch mehr Ton in die Schnecke. Durch Überrollen des letzten Gipskopfes, der Weimarer Maske 200, brachen alle am lk. Ohr vorstehenden Teile aus.

Das rechte Ohr der Maske 200 ist bis auf den Abdruck der Schneckenfüllung mit dem Fettläppchen abgestoßen.
Die Hinterstreichung der Ohrmuschel hat Klauer am Tonkopfe fast gänzlich weggekratzt, und sogar bis unter die Innenmuschel gestochen.



Schwabesche Maske
lk. Ohr von hinten



Weimarer Maske 200

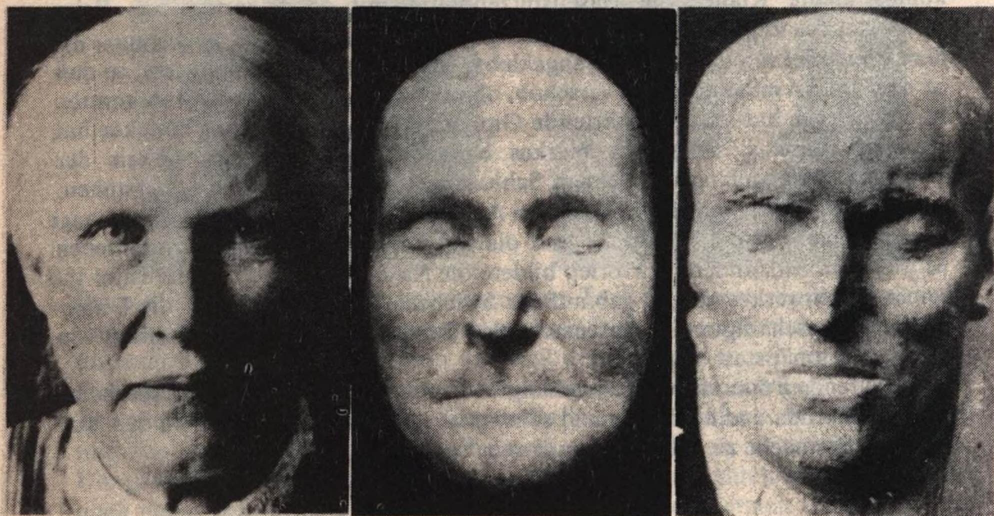
Die scheinbar gespaltene Nase der Weimarer Maske 200 läßt sich nicht in ihre Teile auflösen, weil sie nur am **Abguß** einer Kopfmaske vorhanden ist, die den Schaden erlitten hat. Der Vorgang wird im Hauptteil XIV behandelt.
Der Schaden entstand durch eine Ungeschicklichkeit des Töpfers Klauer, indem die Nase der Gipsmaske gegen eine harte Kante stieß, wodurch ein 21 mm langes Stück der lk. Nasenspitze ausbrach. Zum Nachguß des verunglückten Gipskopfes klebte Klauer die Nasenspitzenhälfte mit Modellierton an. Beim Auftragen des Gipsbreies zur Herstellung der neuen Mutterform wird Klauer mit dem Gießlöffel von unten an die angeklebte Nasenspitze gekommen sein, so daß sie sich um 3-4 mm nach oben verschob, ohne daß Klauer das bemerken konnte. In dieser Lage hat sie der erhärtende Gips festgehalten. Hermann Welcker hat die Unfallnase S. 69 seines Werkes behandelt und die Möglichkeit der Entstehung erwogen, ohne zu einem Schluß zu kommen. Das war zu verstehen, da er ja von der einmaligen, zeitgleichen Abformung von Schillers Kopf überzeugt war und glaubte, die Tonmaske und die Maske 200 seien aus der nämlichen Mutterform entstanden. v. Froriep bildete die Nase der Maske 200 auf Tafel III seines Prachtwerkes ab und gab auf der Strichzeichnung des Kopfes die Unterfläche der beschädigten lk. Nasenseite als "Terrakotta", also den Abdruck von "Modellierton", statt "Haut" an.
Eine treffende Erklärung der Entstehung ist bisher noch von keinem der Bearbeiter gegeben worden und noch niemand scheint im handgreiflichen Versuch den Vorgang nachgemacht zu haben - bis auf den Verfasser.





Die schiefe Nase von Schillers Totenmaske

war das Ergebnis von Klauers Ungeschick, das man ihm nicht zu schwer anrechnen darf. Es ist schon erfahrenen und geschickteren Formern widerfahren, wie dem Vater des Verfassers beim Abformen seiner eigenen Schwester:



Marie Fikentscher-Peppmüller 1843/1914

Klauers Mißgeschick mit dem zu dünn geratenen Scheitel der "Klinckerfuß"-Maske und dem eingebrochenen Hinterkopf der "Weimarer Maske 200" erlebte auch der Bildhauer Leipold, der die Totenmaske des Großvaters des Verfassers abnahm und zur Ganzkopfmaske ergänzte. Selbst ein Berliner Werk, das besonders auf die Abformung vorgeschichtlicher Schädel eingestellt war, machte denselben Fehler beim Abguß des Schädels vom Urgroßvater des Verfassers, der erst zu Tage trat, als ein halbes Jahrhundert später von der Abformung wieder ein Nachguß angefertigt wurde.

Töpfertonfragen

Druckversuche an Tonköpfen in verschiedenen Feuchtigkeitsgraden

Prof. August v. Froriep veröffentlichte 1913 sein Werk über Schillers Schädel, Gebeine und Totenmasken. Er glaubte, daß die Schwabesche Tonmaske die wahre Größe von Schillers Kopf wiedergäbe und daß die Weimarer Gipsmaske 200 der Abguß einer künstlich vergrößerten Tonmaske sei. Seine Annahme baute auf dem Gutachten des Keramikers Prof. Melchior v. Hugo/Stuttgart auf, das er in seinem Werk abdruckte.
v. Hugos Gutachten enthielt die Annahme, daß z.B. der Hinterhauptschaden der Schiller-Ganzkopfmasken durch einen Fehlgriff des Formers Martin Klauer entstanden sei, der Schiller am 10.5.1805 die Totenmaske abgenommen hatte. Klauer habe aus der mehrteiligen Kopf-Matrize einen Tonausdruck gefertigt und diesen in der "Feuchten Kammer" verwahrt. Beim Herausnehmen habe Klauer aus Versehen mit der Hand den Hinterkopf der aufgeweichten Tonform eingedrückt und grob entstellt. Klauers Hand sei dabei an dem nassen Ton haften geblieben und habe beim Abheben die bekannten "Kleberippen" erzeugt. v. Hugo hat nach seiner Angabe die Wandstärke der Tonmaske gemessen und festgestellt, daß sie zwischen 1 und 2 cm beträgt.

Verfasser maß die Wandstärken der Tonmaske mit Mikrometer-Taster nach einem Gradnetz von 1 cm Maschenweite und fand, was v. Hugo zu bemerken vergaß, daß die dünne Stelle der Wandung sich gerade unter der eingedrückten Stelle befand. Es fiel auf, daß der sehr genaue Abdruck der Nackenhärchen bei der Tonmaske über den eingebogenen Rand der Eindrückung bis in die Tiefe reichte, wo die Kleberippen begannen.
Folgende Fragen waren durch praktischen Versuch zu prüfen und zu beantworten:
1) wie konnte durch Druck von außen eine weiche Ton-Kopfmaske von 2 cm Wandstärke eingebeult werden, so daß sich die Wandstärke auf die Hälfte verringerte?
2) Wie konnte die nasse Tonwand eingedrückt werden, so daß die feinste Oberflächenbildung mit Haarabdrücken erhalten blieb, während sich daneben Kleberippen bildeten?

Als Versuchsmodell wurde von einer weiblichen Ganzkopftotenmaske ein Silikon-Gipsabdruck als Matrize gemacht und hierin sieben Tonausformungen von 2 cm Wandstärke gefertigt. Davon blieb ein Stück ungenetzt mit einem Wassergehalt von 22%. Die anderen wurden mit nasser Watte gefüllt und von oben vorsichtig eingepackt, so daß die Oberflächenzeichnung keinen Schaden erlitt. In Abständen wurde die nasse Packung abgenommen und der Druckversuch angestellt, indem an derselben Stelle in dieselbe Tiefe eine Silikonpelotte aufgedrückt wurde, die nach der Einbeulung der Klinckerfußmaske gegossen worden war.
1) Bei keinem Feuchtigkeitsgrad verdünnt sich die Wand unter einseitigem Druck.
2) Gute Formbarkeit und Kleberippenbildung ist bei gleichem Wassergehalt der Gesamtmasse des Tones unvereinbar.

Im Unterschied zu der von v. Hugo angenommenen Entstehung der Eindruckes durch die bloße Hand, drückte die Silikonpelotte mit glatter Oberfläche die Haar-Abformung auf dem töpfergerechten Ton weniger als die Hautleisten der Hand. Sie blieben so länger erhalten und sichtbar.
Der Halbmesser der Original-Totenmaske um den Hinterkopf betrug 8 cm, der zum Vergleich benützten Stirne 6 cm bei gleicher Stärke der Tonwand, so daß das Versuchsstück eine wesentlich höhere allgemeine Druckfestigkeit hatte, als das Urbild. Die beiden Erschwerungen mußten die Beweiskraft des Versuchs erhöhen.

Zu Frage 1) bei allen Versuchen mit der Tonfeuchtigkeit von 22 bis 35% Wassergehalt blieb die Wandstärke beim Eindruck derselben Pelotte gleich.
Es ist unmöglich, durch einseitigen Druck auf ein Tongewölbe eine Verringerung der Wandstärke zu erreichen- und gar auf 50% wie das v. Hugo angenommen (oder gar nicht beachtet) hatte.

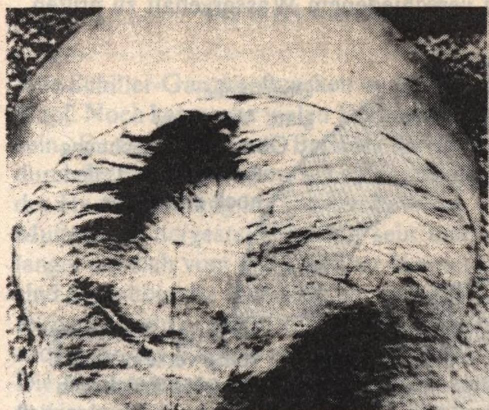
Zu Frage 2) Es ist nicht möglich, eine Tonwand in der gedachten Weise einzudrücken, daß die Druckspur Haarabdrücke bis in die Tiefe erkennen läßt, und zugleich nebendran Kleberippen zieht. Schon zu Beginn der Kleberippenbildung ist der Ton so weich, daß er keine weiche Druckspurkante mehr bildet, sondern die Grenzschicht nach außen hochquetscht und eine scharfe Kante bildet. Nur grobe Oberflächenzeichnungen, wie Rinnen zwischen Haarbüscheln, können noch erkennbar bleiben. Bei voll ausgebildeten Kleberippen gibt es keine vorher vorhandene Oberflächenzeichnung mehr.

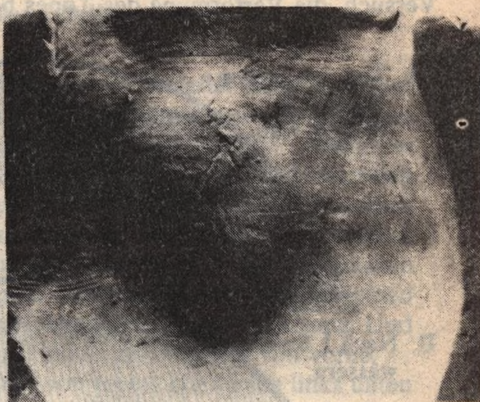
v. Hugos Annahmen und seine Schlußfolgerungen sind unhaltbar.

Der Befund der Totenmasken läßt darauf schließen, daß der fragliche Nackenschaden schon am Vorbild, dem abgeformten Leichenkopf, vorhanden gewesen sein muß.
Der Former Klauer wird ihn, aus welchem Grunde auch immer, mit nassem Modellierton zugeschmiert haben. Beim Abheben des Daumens zog der Ton dann die Kleberippen. Überall nebendran, ob außerhalb oder in dem Nackenschaden, hat sich so der Abdruck der Nackenhärchen erhalten, die Klauer vorher selbstverständlich mit Trennmittel eingesalbt hatte, um sie nicht in der Gipsmatrize wiederzufinden.

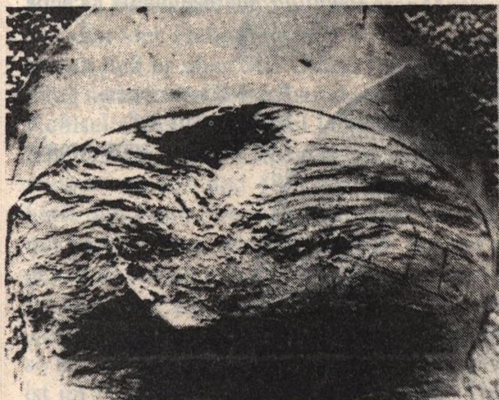
Impressionsprobe mit derselben Pelotte
I. bei 22% Wassergehalt des Tones = töpfergerecht

Innenansicht der Ausformungen:





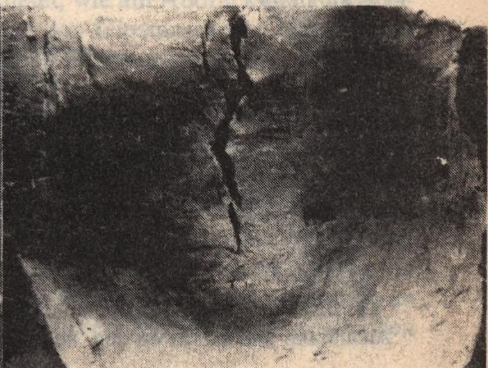
IV. bei 32% Wassergehalt. Fängt an Kleberippen zu ziehen



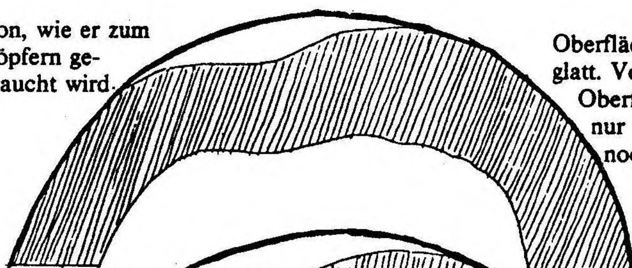


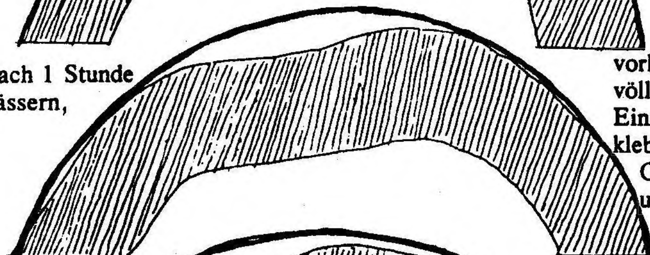
VI. bei 37% Wassergehalt. Ton wird matschig. Verliert die Biegefestigkeit. Kleberippen ausgeprägt.

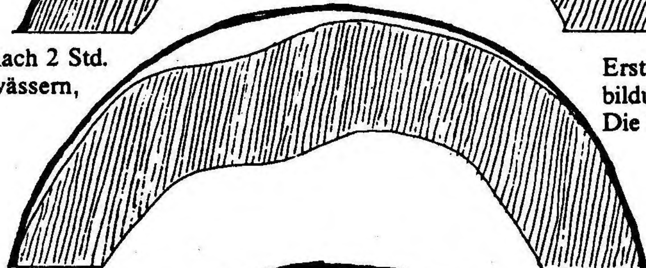


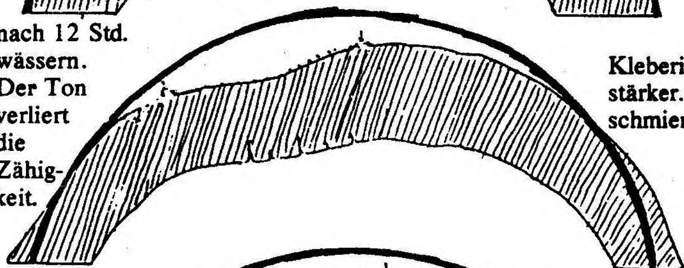


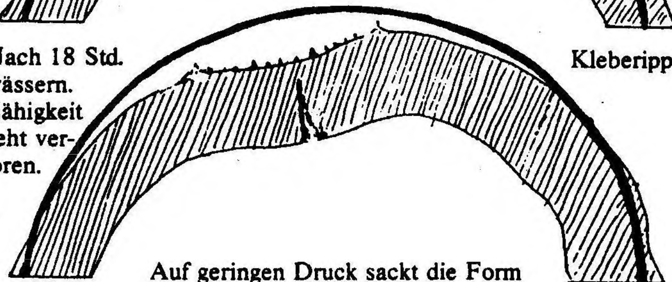
Versuch, die Verformung des Tones bei verschiedenem Wassergehalt zu prüfen











Auf geringen Druck sackt die Form zusammen und bricht an den auf Biegung beanspruchten Stellen.

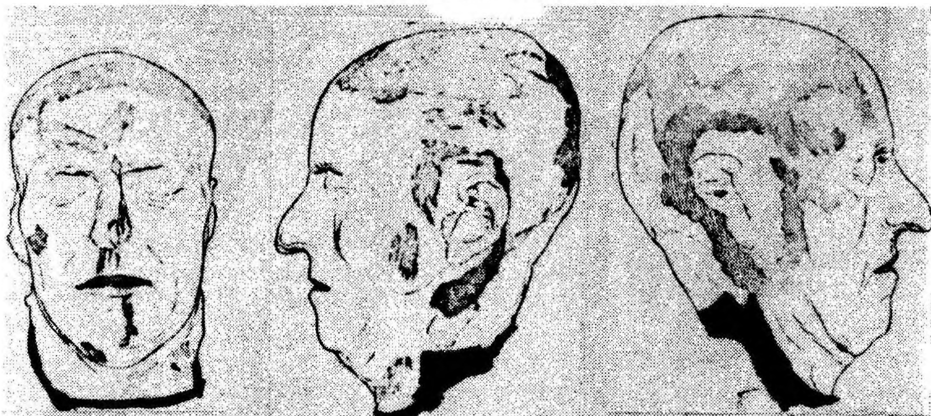
X

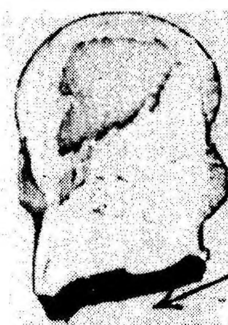
Die merkwürdigen Hälse der Schillermasken

Alle Schiller-Ganzkopfmasken aus Klauers Hand haben zweierlei Hälse am selben Kopf. Noch keiner der vielen Vorbearbeiter seit 1864 scheint darauf gekommen zu sein. Es ist ein krasses Beispiel für Darwins "Gletschertal-Fehler". Bestimmt durch Hermann Welckers scheinbar richtige Schlußfolgerung, daß die Ähnlichkeit der Haarabformung im Nacken beweise, daß alle Ganzkopfmasken in derselben Mutterform hergestellt worden sein müßten, brauchte Verfasser auch ziemlich lange, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Die Nacken der Ganzkopfmasken sind gegenüber der Kehlseite um acht Zentimeter zu kurz. Der Längenunterschied zeigt sich nicht in einem allmählichen Übergang, sondern als scharfer Absatz. Und zudem ist der Nacken anscheinend um 2 cm breiter als der Hals von vorne.
Die Nackengrenze verläuft nicht quer, sondern von rechts oben nach links unten und ist im Verlauf dreimal geknickt, was noch keiner der Vorbearbeiter beobachtet, geschweige erklärt hat.
Prof. v. Froriep nahm die Weimarer Maske 200 mit dem Lucaeschen Zeichengerät 75
aus den vier Hauptrichtungen in der Ohr-Augenebene auf. Bei der Ansicht von hinten ließ er aber den Umriß der Kehlseite weg. Bei sachgerechter Darstellung hätte nicht nur er selber, sondern jeder Betrachter darauf kommen müssen, daß die Kehlseite des Halses viel länger als die Nackenseite ist.
Klauers Ganzkopf-Gipsmasken haben durch den zu kurzen Nacken einen Fußwinkel von 45° und 48°. Sie konnten darum nie auf den Hälsen stehen. Klauer hätte den Fehler beseitigen können, indem er die Unterknetung der Schnittfläche mit Modellierton weiter aufhöhte. Bei der sog. Schwabeschen Tonmaske hatte er den Hals soweit unterfüttert, daß der Kopf auf einem schiefen Brett stehen konnte. Im anderen Falle hätte er die Stückformen nicht ablösen können, ohne den weichen Tonkopf zusammensacken zu lassen. Bei den Gipsköpfen war das nicht nötig, und so ließ er sie in der unverlängerten Form. Der genaue Vorgang der Abgußarbeiten ist im Hauptteil: "Die Herstellung der Totenmasken" besprochen.
Die Tonumknetungen der Nackengrenze der Ganzkopfmasken sind ganz verschieden. Bei der Tonmaske ragt der Tonwulst fast um Fingersbreite über die Nackenflucht hinaus und ist mit den Fingern aufgeknetet, wie am Abdruck der Fingerleisten genau zu verfolgen. Der Tonaufstrich bei den Gipsmasken ist offenbar mit einem zweizölligen Modellierholz von oben nach unten weggestrichen und außerdem verschmälert worden.
Beim Fehlen aller Maßnahmen zum Schutze der Masken und der Wahl eines so dürftigen Könners wie Ludwig Klauer durch den Auftraggeber kann der Zweck der Maske kein wissenschaftlicher, künstlerischer oder ehrenhaft-liebevoller gewesen sein. Durch das ungeschickte Abschnüren der Stückformen wurden sie teilweise eingedrückt und der Kopf entstellt. Die entstandenen Treppen hat Klauer abgeschabt oder beschnitten, sogar der Gipser, der in Prof. Welckers Auftrag die Weimarer Maske auf einen Sockel gipste, hat zu Welckers Verdruß noch mehr an den Treppen herumgeschnitten. Für Dr. Galls phrenologische Untersuchungen waren Klauers Ganzkopfmasken unbrauchbar.

Die schon erwähnte unterschiedliche Breite des Halses, je nachdem man ihn von der Kehle oder vom Nacken aus betrachtet, rührt von einer Fehlmaßnahme Klauers. Als er zum Guß der Nackenstückform den Leichenkopf in die Gesichtsmutterform gepaßt und auf die Nase gelegt hatte, strich er den Ton hinter den Ohren, der die Hinterschneidung beseitigen mußte, zum Nacken hin flach aus, aber aus unerfindlichen Gründen auch über den Hinterrand der Gesichtsmutterform unterhalb der Ohren.
Der eigentümliche Verlauf der Nackengrenze in einer flachen S-Form mit einem Knick auf der rechten Halsseite ist bei der Ton- und den Gipsmasken genau gleich, obwohl die Tonumknetung in der Fläche verschieden ist. Klauer war offenbar an eine Grenze seines Tonaufstrichs gebunden. Um was für eine Begrenzung es sich handelte, zeigt ein knapp 2 cm langes Stück dieser Grenze, wo ein Hautschnitt sichtbar wird, dessen Kante sich gegen den aufgestrichenen Ton aufbiegt. Die Nackengrenze war also durch einen Halsschnitt gegeben. Die Abknickung auf der r. Halsseite zeigt, daß der Schnitt nur von links unten nach rechts oben erfolgt sein kann. Bei Bauchlage der Leiche müßte der Täter rechts zu Häupten der Leiche gestanden haben, den Kopf mit der rechten Hand gefaßt und das Werkzeug, vermutlich ein Messer, mit der Linken geführt haben. Da Rechtshänder häufiger als Linkshänder sind, so ist eher anzunehmen, daß die Leiche in Rückenlage - sei es im Sarg oder auf einem Tisch - lag und der Täter rechts zu Häupten stand. Er zog mit der linken Hand den Kopf der Leiche am Kinn hintenüber und setzte das Messer, der bequemsten Stellung der r. Hand folgend, an der linken Halsseite an. Ob er die Köpfung in einem Zuge oder in zwei Schnitten ausführte, ist unbestimmt, da ja von der Kehlseite der Leiche kein Abguß vorliegt: er ist mit der Gesichtsmaske an der unzertrennten Leiche abgenommen worden. Beim schrägen Schnitt durch die Nackenhaut traf der Täter auf den 3. oder 4. Wirbelkörper und mußte mit einer leichten Wendung der Klinge zwischen die Unter- und Oberfläche der Wirbelkörper kommen, um sie auseinanderzuhebeln und die Wirbelbogen zu durchstechen.

v. Frorieps Zeichnungen der W e i m a r e r M a s k e 2 0 0 mit dem Lucaeschen Zeichengerät in den vier Hauptrichtungen der Ohr-Augenebene.
Einfache Schraffur = überarbeitete Flächen
schwarz = T o n a b s c h l u ß d e s H a l s e s





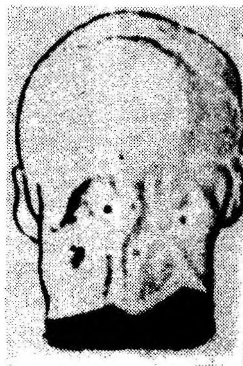
v. Froriep ließ die Rückansicht der Kehlseite des Halses aus unerfindlichen Gründen weg =

So hätte bei sachgerechter Darstellung die Rückansicht der Weimarer Maske 200 ausgesehen



S c h w a b e s c h e T o n m a s k e

Zeichnung von Hermann Welcker:



schwarz: Tonumknetung des Halses

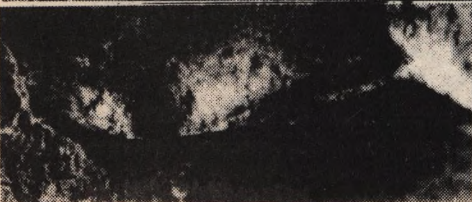
Speichenschnitt 6 cm rechts der Protuberantia occip.ext.

Am Leichenkopf hätte der Schnitt so ausgesehen. | an der Schw. Tonmaske | an der Klinckerfußmaske

Die Oberfläche zum Schnittbild ist die der Schwabeschen Maske

Tonunterknetung des Nackenschnittes: Die Schwabesche Tonmaske zeigt noch die Streifen von Klauers Fingerleisten. Der Ton ist freihändig aufgebracht und mit den Fingern abgestrichen worden.





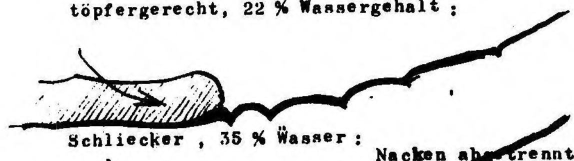
Am Halsrand des Gesichtsmaskenteils der Klinckerfußmaske ist keine Tonumknetung zu sehen, nur der Messerschnitt am Gips.↓



Vor dem zweiten Abguß des Leichenkopfnackens strich Klauer den Rand des aufgekneteten Tones mit dem Modellierholz ab.

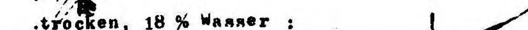


Das Verhalten der Nackenhaut beim Aufstreichen von Ton
a) unverletzt b) querdurchschnitten



Auf die unzertrennte Nackenhaut aufgebrachter Ton schiebt sie in Falten zusammen,

weicher Tonschlieker schiebt keine Falten zusammen.



Trockener Modellierton haftet schlecht, hebt sich leicht ab und bringt die Haut immer zum Einrollen.

töpfergerecht :

Auch töpfergerechter Ton läßt die Hautkante einrollen, wenn der Druck senkrecht gegen die Schnittfläche wirkt. Das Unterhaut-zellgewebe zieht die Haut nach.

töpfergerecht :

Bei Druck von schräg oben rollt die Haut immer ein.

töpfergerecht :

Nur bei Vorstreichen von unten wird die Hautkante nach oben gestellt und bildet auf kurze Strecke einen Grat.

Zustand 1

Beim Nachstreichen von mehr Ton wird die Hautkante wieder heruntergedrückt und eingerollt. Weiterer Druck läßt die Haut sich in Falten zusammenschieben.

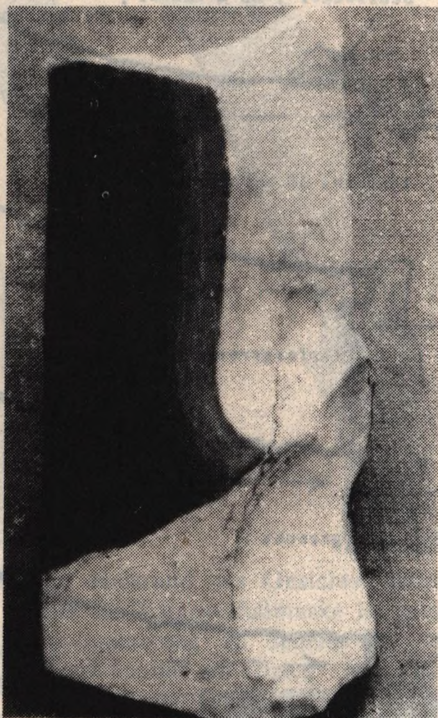
Zustand 2

M o u l a g e - S c h n i t t b i l d

Schwabesche Tonmaske



Klinckerfuß-Gipsmaske



Aufnahme schräg von oben, um den Verlauf der Grenze zwischen Nackenhaut und Tonaufknetung erkennen zu lassen. Die Nackenhaut ist im Schnitt angedeutet, der Modellierton ist weiß gehalten.

Der dem Leichenhals aufgeknetete Ton ist vor dem 2. Abguß (zur Klinckerfuß-maske) mit Modellierholz zum Teil abgestrichen worden.

XI

Schillers Nackenhaare

Hermann Welcker hatte 1880 nur die Schwabesche Ton-Maske und die Weimarer Gips-Ganzkopfmaske zur Verfügung. Die Klinckerfuß-Maske kannte er noch nicht. Er verglich die Abdrücke der Nackenhärchen der beiden Masken und schrieb:

"In der Nackengegend findet sich an beiden Köpfen, wie schon erwähnt, die Abformung mehrerer Gruppen sparsamer, dicht an die Haut angeschmiegter Nackenhaare, die an beiden (wie auch die Herren Koehler und Ruland bestätigten)) über all da, wo dies durch die Vergleichung einzelner, durch charakteristischer Biegungen und Kreuzungen ausgezeichneter Haare näher verfolgt werden konnte, genau von Haar zu Haar übereinstimmten ..... Die Anwesenheit und genaue Übereinstimmung dieser Haarspuren an beiden Masken ist nicht nur ein Zeichen, daß das Hinterhaupt durch Abformung gewonnen wurde, sondern auch ein fernerer Beweis, daß beide Köpfe ein und derselben Form entstammen, denn es ist kaum anzunehmen, daß diese Härchen bei Abnahme einer zweiten Form genau in derselben Lage geblieben wären."*

Anmerkung: Kopfhaare, wie sie so häufig an Totenmasken sich finden, indem sie in die Form mit eingegossen werden und von dieser auf den Abguss übergehen, konnte ich an keiner der beiden Masken entdecken."

Tonmaske: Gipsmaske: Vergr.2:1:





An der Tonmaske konnte Welcker keine Haare finden. Er hatte festgestellt, daß die Tonmaske gebrannt worden war. An der Weimarer Gipsmaske konnten keine natürlichen Haare sein, weil sie der Nachguß eines verunglückten Hohl-

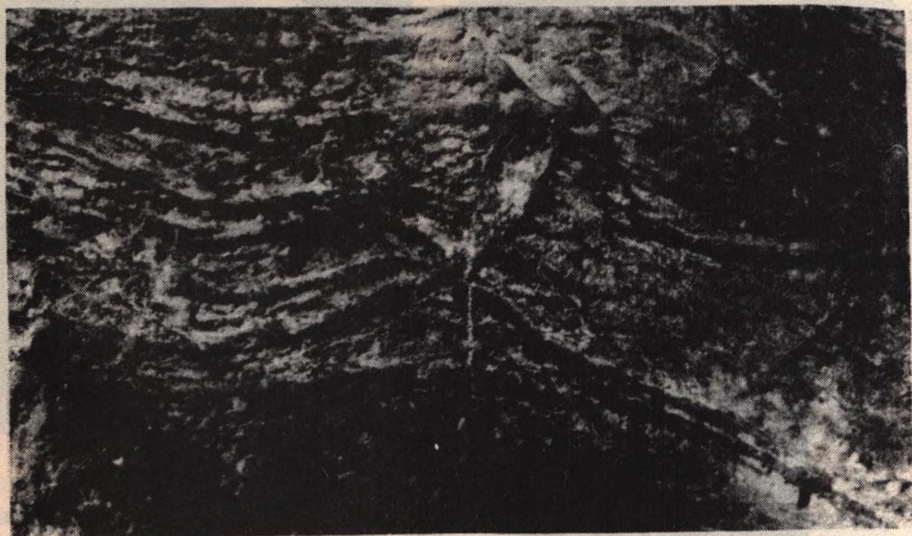
*) *Oberbibliothekar W. Koehler und Museumsdirektor Alfred Ruland.*

gusses war, den Klauer als Zweitguß aus einer der Leiche abgenommenen Mutterform gefertigt hatte.

Welckers Vergleich der Haarabdrücke war richtig. Er konnte den Verlauf und die Biegung der Haarabdrücke - wenn auch nur ungefähr, abschätzen, denn die Abformung an der Gipsmaske war doch wesentlich ungenauer als an der Tonmaske und in der unteren Hälfte nur mit Mühe zu erkennen. Die Überkreuzungen der Haare waren nicht mehr zu beurteilen. Welckers Zeugen Koehler und Ruland konnten nicht mehr gesehen haben als er. Hätte Welcker sich die Mühe genommen, die Haarabdrücke mit einem Fadenzähler zu betrachten, so hätte er sehen müssen, daß das keine Haarabformungen waren, sondern Haare **mit einer Bedeckung** von ziemlicher Dicke.

Zudem hätte Welcker sehen müssen, daß die Abdrücke doppelt, ja drei- und viermal so breit waren, wie Schillers Nackenhaare gewesen sein konnten, und daß das keine Haare, sondern flache Bänder waren.

Maßstab 3 ,5 : 1 d.nat.Gr.



Die Überlegung war richtig, daß mitabgegossene Haare im Gips der Mutterform hängen zu bleiben pflegen und ausgezogen werden.*) Sie konnten bei einem Zweitguß nicht dieselbe Stellung beibehalten, wie beim Erstguß. Der Schluß, daß dann beide Ganzkopfmasken, die Tonmaske und die Gipsmaske, aus derselben Mutterform stammen müßten, **war falsch**. Ganz abgesehen davon, daß Welcker die völlig verschiedenen Tonumknetungen der Halsränder nicht beachtet und bewertet hat.

*) Als der Vater des Verfassers ganze Hirsche, Wildschweine usw. abformte, goß sein sechsjähriger Bötel seinen linken Unterarm in zweiteiliger Form ab. Dabei blieben ihm die Armhärchen in der Mutterform hängen. Diese schmerzliche Erfahrung genügte fürs ganze Leben.

Welcker hatte die Weimarer Maske noch für einen in der ersten Mutterform gemachten Ausguß gehalten. Er betonte, an der Weimarer Maske keine natürlichen Haare mehr gefunden zu haben. Damit mußte er bei richtiger Beurteilung der Haarabdrücke sich sagen, daß sie unter allen Umständen mit einem Trennmittel bedeckt gewesen sein müssen. Mit seiner ungenauen Beobachtung und seinem Fehlschluß lenkte er die späteren Schiller-Totenmasken-Forscher für hundert Jahre auf ein falsches Gleis.

Wir wissen zunächst nicht, was für Trennmittel Ludwig Klauer beim Gipsen verwendet hat. Zweifellos wird er als Töpfer sich an das Vorbild seines Vaters Martin Klauer, der ja Bildhauer gewesen war, gehalten haben.

Der Vater des Verfassers hatte in den siebziger Jahren Bildhauerei gelernt. Er verwendete als Trennmittel Kernseifenwasser und zum Ausmodellieren der Augenbrauen und Bärte der Leichen Schmierseife oder Tonschlieker. Heute wird vielfach Vaseline genommen, die es aber zu Klauers Zeit noch nicht gab.

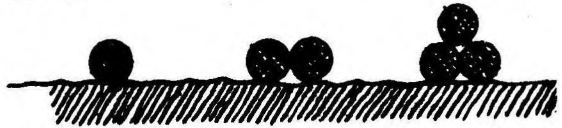
Klauer konnte als Trennmittel Natron- oder Kaliseifenwasser verwenden, oder eines der damals gebräuchlichen Haushaltsöle, wie Rapsöl, Mohnöl, Nußöl oder Leinöl. Als Füllmasse für Brauen und Bärte gab es für ihn:

Modelliertonschlieker
Ton mit Schmierseife verknetet,
Schmierseife
Schmalz
Hirschtalg
Schmalz mit Talg (Haushaltsfett)
Schmalz mit Wachs (Oberlederschmiere)
Leinölfirnis mit Wachs (Schuhsohlenschmiere)
Bienenwachs mit Terpentin und Wasser (Schuhwichse)
Schuhwichse mit Bauwachs (Propolis)
(Butter und Wollfett entfallen als schlechtere Trennmittel)

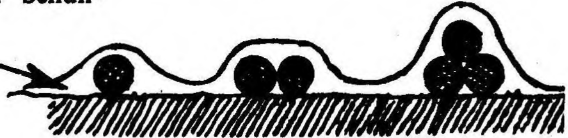
Alle diese Mittel ergeben als Füllmasse und Trennmittel gute Mutterformen, aber die Reihenversuche zeigten, daß ausschließlich mit der genannten Schuhwichse, wie sie damals die Hausfrauen selber bereiteten, mehrfache Mutterformen von kürzeren Haaren abgenommen werden können, ohne das Vließbild zu verändern. Ob Klauer Schuhwichse mit Bauwachs (Propolis) verwendet hat, ist unbekannt. Es genügt, die einfachere Zubereitung der gewöhnlichen Schuhwichse vorauszusetzen. Sie streicht sich so gut, daß es sogar möglich ist, daß Klauer bei der Abformung nur Schuhwichse verwendet hat. Schon zum Abnehmen der Gesichtsmutterform am 10. Mai 1805 brauchte er dann nur einerlei Trennmittel mitzubringen.

Vergr.150:1

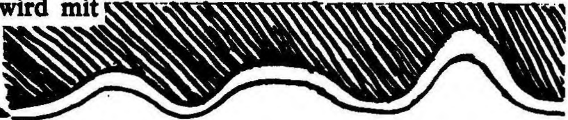
1. Die Haare liegen zunächst lose auf der Nackenhaut



2. Der Nacken wird mit Schuhwichse gesalbt



3. Die fertige Mutterform wird mit Trennmittel bestrichen.



4. Der Gipsausguß zeigt breite, flache Bänder, aber keine "Haarabformungen"



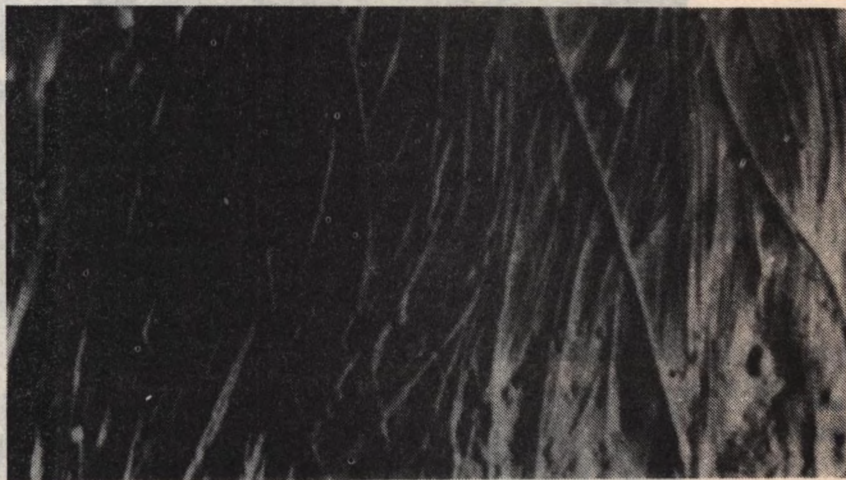
Hermann Welckers Fehlschluß wäre nicht von Bedeutung gewesen, wenn die Nachbearbeiter von Schillers Totenmasken sich nicht hätten leiten lassen und versäumten, seine Gedankengänge noch einmal zu überholen und zu berichtigen.

Probeabformung von 15 mm langen Nackenhaaren, 30-50 my stark, mit Bienen-wachsTerpentin-Schuhkreme eingestrichen, mit Alabastergips abgeformt. Plastilinabdruck.

Links 5 cm lange Haarsträhne, z.T. in der Matrize hängengeblieben, z.T. verlagert

Vergr. 8:1 d.nat.Gr.

Abdruck nach Mutterform I:



Abdruck nach Mutterform II:



Luftblasen im Gips jedesmal anders gelegen

Probeabgüsse in Gips. Vliese mit Wachs-Terpentinwichse eingestrichen

Katzen-
vlies
I.



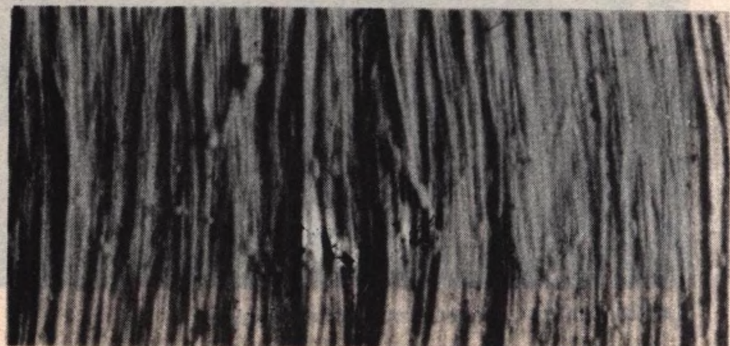
II.



Kuh-
vlies
I.



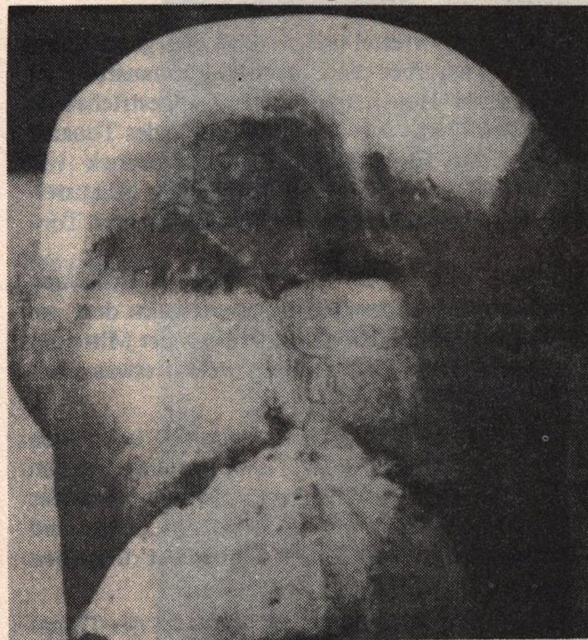
II.



XII

Der Nackenschaden

der Klinckerfuß-Maske in der Färbung des Leichenkopfes mit 1) Modelliertonbelag und 2) dem Gips, mit dem A. Klinckerfuß den Gipskopf um 1883 auf dem Sockel befestigen ließ.



Aufnahme von hinten
Maßstab 1:3

Tonhinterfüllung der r. Ohrmuschel

Schnittkante im Nacken mit Ton gegengestrichen.

Gipsverbindung zum Sockel

Impression unter der Nackenlinie



Aufnahme von links

Nackenhaare

Mit Ton abgedeckte Schnittkante des Halses.

Maske auf dem Gesicht liegend

Alle Ganzkopfmasken, die Gipsmaske 200, die Klinckerfuß-Maske und die Schwabesche Tonmaske sowie deren Nachgüsse zeigen unterhalb der Nackenlinie eine flache Einbeulung. Sie ist 55 mm hoch, 65 mm breit und bis zu 11 mm tief. Das Geviert liegt etwas schräg, so daß die eine Ecke bis über den Atlasbogen hinwegreicht. Die Grenzen der Einbeulung sind weich und vor allem im oberen Teil unscharf.
Die Sohle der Einbeulung ist im oberen Dreiviertel mit kleinen, unregelmäßigen Erhebungen bedeckt, die nach rechts noch über die Einbeulung hinausreichen. Dies ist kein Abdruck von menschlicher Haut, sondern von aufgestrichenem Modellierton, der sich im Gips abgeformt hat. Von der Untergrenze des Tonaufstrichs an und der tiefsten Stelle der Einbeulung ist der Abdruck von Nackenhärchen zu erkennen, die nach unten über die Einbeulung hinausreichen. Sie sind bis zur Begrenzung des Nackens durch einen aufgebrachten Tonwulst zu verfolgen.
Die Untergrenze der Einbeulung wird von einer weichen Erhebung unterbrochen, die sich bis unter die vom Ton bedeckte Fläche erstreckt: dort, wo sich das Nackenband abzeichnen müßte. Diese Erhebung zieht von der Mitte des 3. Halswirbels nicht zur Protuberantia occipitalis, sondern weicht etwas nach rechts ab, wo sie sich unter dem Tonaufstrich verläuft.

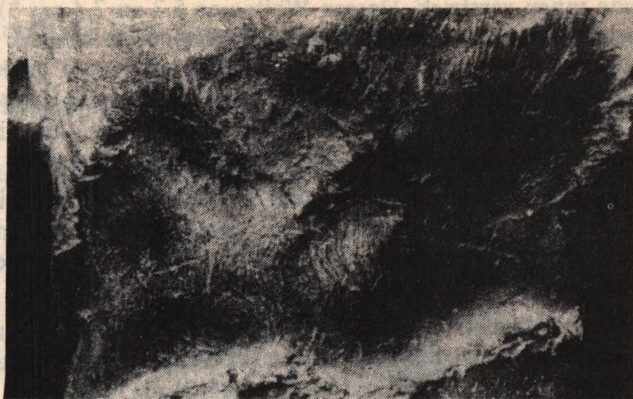
Die Einbeulung und der Abdruck der Härchen stimmt bei allen Ganzkopfmasken überein, nur daß die Feinheiten der Tonabformung bei den Gipsmasken auf der einen, der Tonmaske auf der anderen Seite voneinander abweichen. Die Nackenabformungen stammen zwar von derselben Leiche, sind aber nicht in derselben Mutterform gefertigt. Der Töpfer Klauer hat denselben Leichennacken zweimal abgegossen.

Hermann Welcker und August v. Froriep haben den Nackenschaden der Totenmasken wiedergegeben und vermerkt, aber seine Entstehung nicht erklärt.
Froriep bat den Bildhauer und Keramiker Melchior v. Hugo/Stuttgart um sein fachmännisches Urteil, das lautete:

S. 75: "Der Hinterkopf ist besonders stark verändert. Wohl gibt es auch hier noch Partien mit unverkennbarer Epidermis, daneben befinden sich aber ganz überarbeitete Stellen, Einbeulungen und Eindrücke mit Adhäsionsrippen, wie sie entstehen, wenn nasser Ton mit den Händen zusammengedrückt und wieder freigelassen wird. Der nasse Ton haftet am berührenden Finger und wird in Gestalt spitzer Höckerchen und Rippen emporgesaugt. Der untere Teil am Hinterkopf ist stark gegen den Untergrund eingedrückt."

S. 78: "Die vorher erwähnten Adhäsionsrippen sind höchstwahrscheinlich entstanden beim Herausnehmen des Tonkopfes aus der feuchten Kammer und befinden sich hauptsächlich in den Einbeulungen, die von den Ballen und Fingerspitzen einer mittelgroßen Hand herrühren."

v. Hugo gab nicht an, woran er die Größe von Klauers Hand erkannt haben will. Tatsächlich gab es an der Tonmaske eine Stelle, die einen Schluß auf die Breite und Stärke von Klauers Hand zuließ: das Halsloch, von dem aus er die Nähte der



Schwabesche Tonmaske, Ausdruck aus der I. Stückform vom Leichenkopf



Klinckerfußsche Gipsmaske, 1. Ausguß der II. Stückform vom Leichenkopf



Weimarer Maske 200, Gipsvollguß in III. Stückform nach der "Unglücksmaske" die als 2. Ausguß der II. Stückform gefertigt wurde.

Tonmaske von innen verstrich. Dessen Weite von 5,3 zu 7,4 cm *) hat Klauers zusammengelegte Hand durchgelassen, die demnach recht schlank gewesen sein muß. Die Geburtshelferhand des Verfassers maß 6,5 zu 9 cm**). Ob Klauers Hand lang oder kurz, groß oder klein war, ist unbekannt. Der von v. Hugo gebrauchte Ausdruck: "mittelgroße Hand" war Schaumschlägerei, die ihm nur in Laienaugen den Anschein besonderer Fachkenntnis geben konnte.

v. Hugo hat die Maske von innen untersucht. Er fand, daß sie aus einer vorderen und hinteren Hälfte zusammengefügt und die Nähte von innen verstrichen worden waren. Verfasser prüfte die Schwabesche Maske in der gleichen Weise mit Spiegel und konnte v. Hugos Befund bestätigen.

v. Hugo maß die Wandstärke der Schwabeschen Maske mit dem Tasterzirkel und stellte fest, daß die allgemein 2 cm starke Wand an einer Stelle nur 1 cm dick war. (Am Halsrand war die Maske auf 3 cm verstärkt). - Verfasser
2/227 untersuchte die Wandstärke der Maske mit einem Taster mit Mikrometeruhr nach einem Gradnetz von 10 zu 20 mm Netzweite. Er fand, daß die besagte dünne Stelle von 1 cm sich genau unter der Einbeulung des Nackens befand. v. Hugo hatte dies entweder nicht beachtet oder vergessen anzumerken. Wenn er diese Tatsache bemerkt und die Ursache bedacht hätte, so mußte er sein ganzes Gutachten auf den Kopf stellen und widerrufen. Er hätte die Annahme mit der feuchten Kammer, ja letztlich die Quell-Theorie mit der Entstehung einer Riesenmaske fallen lassen müssen und damit v. Froriep von der Verkehrtheit seines kleinen Schillerschädels Nr. 34 aus dem Kassengewölbe überzeugen können. - Durch jene scheinbar geringfügige Nachlässigkeit brachte v. Hugo die Schillerschädel- und Schillermaskenforschung auf ein falsches Gleis.
v. Hugo war der Meinung, daß Klauer die Einbeulung im Nacken der Maske mit der Hand erzeugt habe, als er den Tonkopf aus der feuchten Kammer nahm. Für ihn als Bildhauer lag der Gedanke nahe, weil der seine modellierten Tonköpfe in der "feuchten Kammer" verwahren muß, um sie vor dem Austrocknen und Reißen zu schützen. Für Klauer lag dazu kein Bedürfnis vor. So, wie der Tonkopf aus der Mutterform kam, konnte er ihn trocknen lassen.
Ton von der Feuchtigkeit, wie er sich zum Ausformen eignet und genaue Haarabdrücke ergibt, kann keine Kleberippen zeigen, und ein Kopf von so nassem Ton, wie die Erzeugung von Kleberippen erfordert, wäre bei der Entnahme aus der Gipsform in sich zusammengefallen.
Klauer hatte nassen Modellierton auf den Nacken der **Leiche** aufgestrichen und beim Abheben der Hand die Kleberippen erzeugt. - Wenn die Einbeulung des Tonkopfnackens durch Klauers Hand erfolgt wäre, so mußte sich die Wandung ohne Verringerung der Wandstärke nach innen vorwölben. **Dies war nicht der Fall.** An der Stelle der tiefsten Einbuchtung ist die Tonwand am dünnsten. Die Einbeulung muß also schon an der Nacken-Mutterform vorhanden gewesen sein, und Klauer hat den Ton von innen dagegengedrückt. Der Verfasser hat die Abfolge dieser Vorgänge im Reihenversuch nachgewiesen. Die befragten Töpfermeister haben nur darüber gelacht, daß man durch Druck auf ein weiches

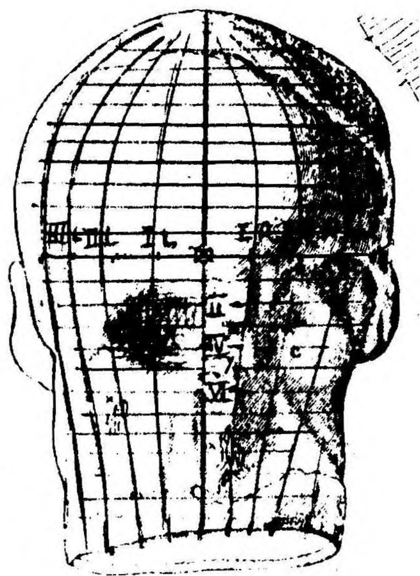
*)*im töpfergerechten Zustand. Gebrannt maß das Halsloch 5 mal 7 cm.*

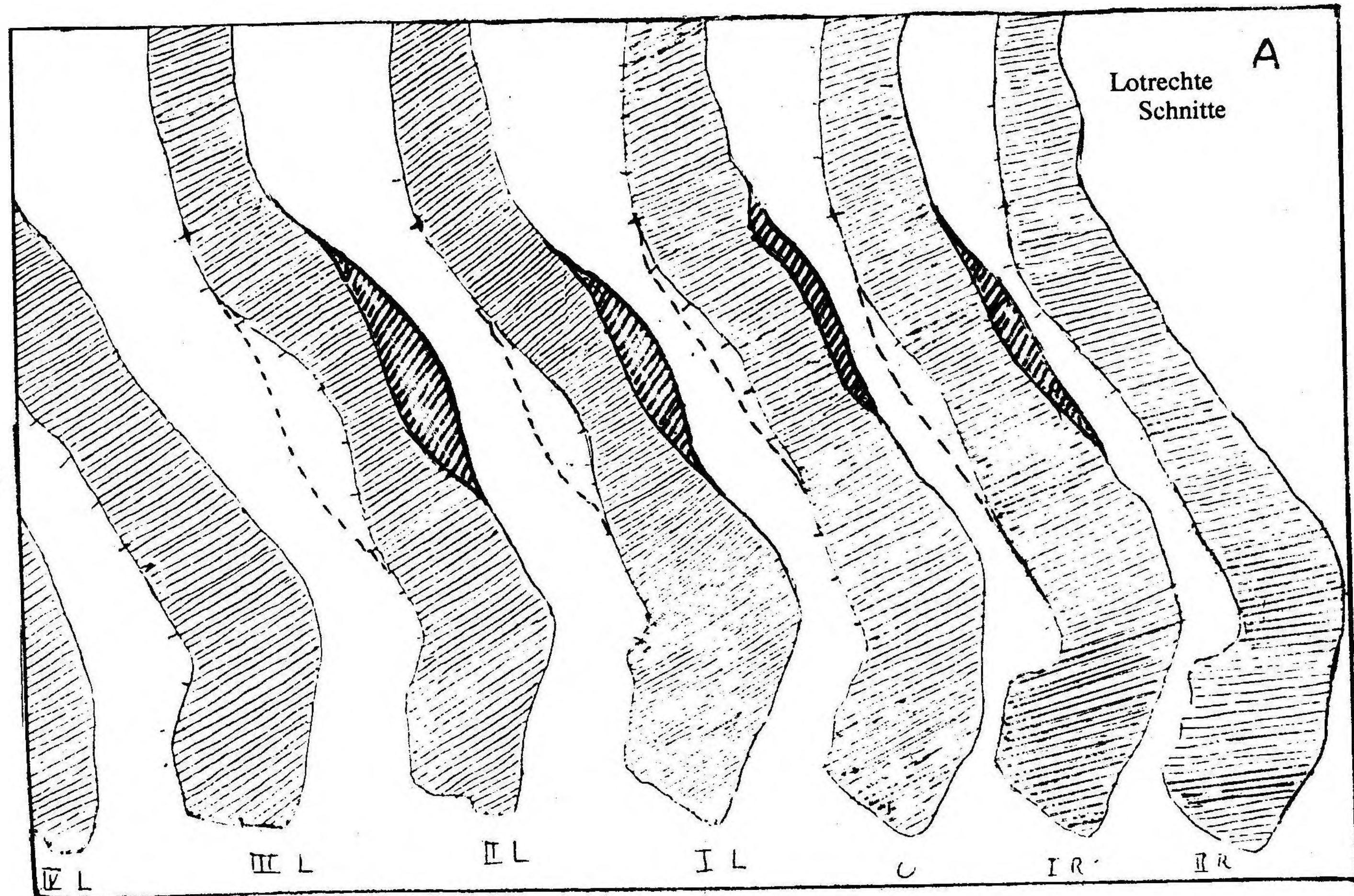
**) *mit untergeschlagenem Daumen*

Schnitte durch die Schwabesche Maske:

Tafel A
Lotrechte Schnitte in den Ebenen III l bis III r

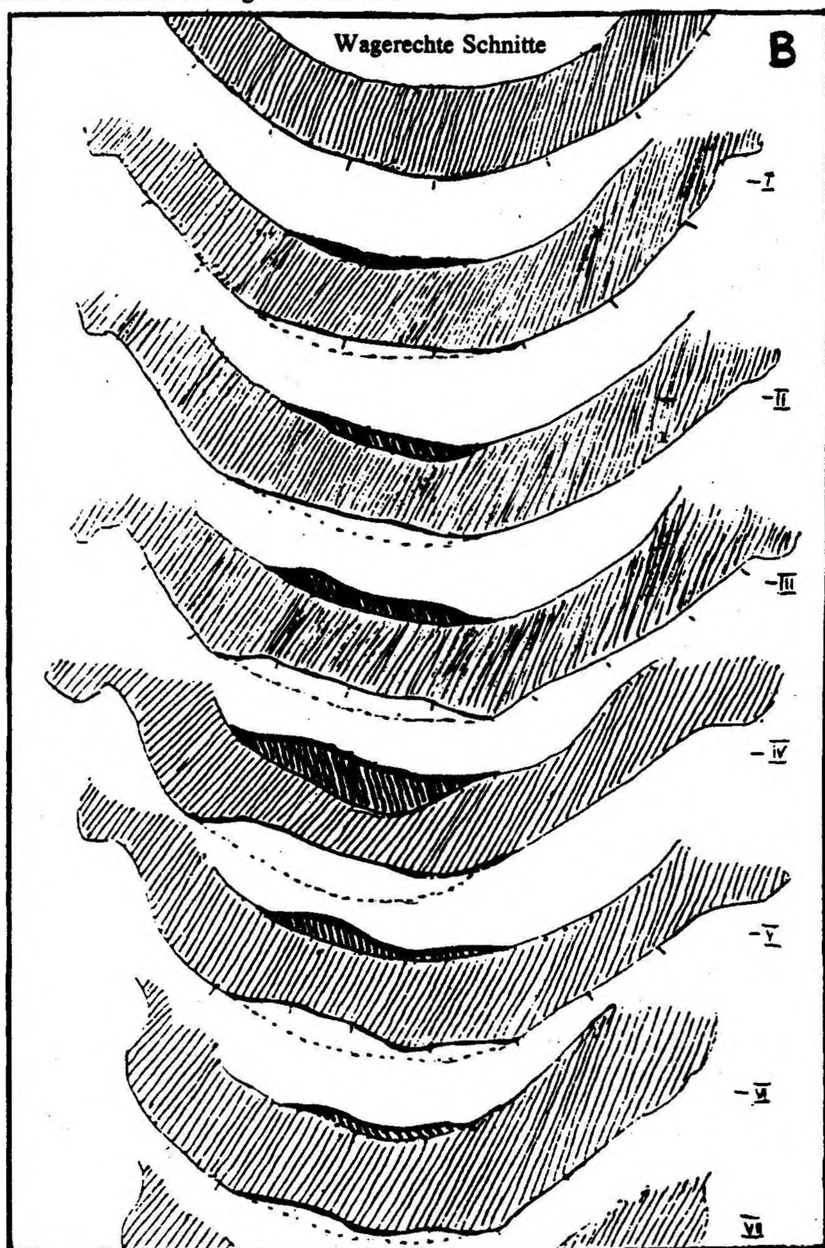
Tafel B
Wagerechte Schnitte in den Ebenen 0 bis VI unten




A
Lotrechte
Schnitte
IV L
III L
II L
I L
U
I R
II R

Gepunktete Linien = Verlauf der Nackenfläche wie sie im ungestörten Zustand gelegen hätte.

Dick schraffiert = die Schnittfläche des Nackens, wenn der Nackenschaden durch Druck von außen erzeugt worden wäre.



Tontopf-Gewölbe von außen die Wandung verdünnen könnte. Ebenso hatte sich in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts Prof. Freund, Stuttgart, als v. Hugos Berufsfreund gegenüber Hofrat Klinckerfuß über dessen merkwürdige Fachurteile geäußert.

Prof. Melchior v. Hugo kam in dem Glauben, die Schwabesche Tonmaske gäbe die echte Größe der Abformung Schillers wieder, auf die Folgerung, daß alle Totenmasken auf eine kleine Mutterform zurückgingen. Er sah sehr wohl die deutlichen Stückformnähte im Gesicht der Weimarer Gipsmaske, von denen die Schwabesche Maske nicht die geringste Spur zeigt. Trotz Klauers sonst allenthalben offenbar schludrigem und pfuscherhaftem Handwerk glaubte v. Hugo, Klauer habe "mit raffinierter Sorgfalt" die Stückformnähte an der Schwabeschen Tonmaske beseitigt. An verschiedenen Stellen, wo Klauer mit Hand oder Modelliereisen den Abdruck der natürlichen Haut verwischt oder abgeschabt hat, wäre das möglich gewesen. Wo die Stückformnähte aber über deutliche Hautabformung der Schwabemaske ziehen, war eine Entfernung für einen Klauer kaum möglich. Wo die Stückformnaht gar über das r. Augenlid und die Augenbraue hinweggeht, wäre die unbemerkbare Entfernung einer Stücknaht unmöglich gewesen.
v. Hugo hatte nicht daran gedacht, daß Klauer den Tonausdruck der Schwabemaske aus der unzerteilten Gesichts-Mutterform gewinnen konnte, aber zum Gipsausguß diese Mutterform in Stückformen zerlegen mußte, um den Gipsausguß überhaupt herauslösen zu können.

Vorausgesetzt, daß Töpfer Klauer den Nacken der Schillertotenmasken nicht an einem fremden Kopf abgeformt hat, müßte der Nackenschaden an Schillers Leichenkopf vorhanden gewesen sein. Als Klauer den Hinterkopf abgoß, war der Scheitel schon kahlgeschoren. Nur die kurzen Nackenhärchen waren stehengeblieben. Klauer hatte sie mit Trennmittel eingesalbt, damit sie nicht im Gips hängenblieben. Dabei scheint er in der Eile - oder bei seiner Fahrlässigkeit - eine Stelle übersehen zu haben, so daß doch Härchen in der Mutterform hängenblieben und von da auf den ersten Gipsausguß, die Klinckerfußmaske, übertragen wurden. Die Tochter des Hofrates, Grete Klinckerfuß, teilte 1944 dem Bildhauer Fritz Donges mit, daß ihr Bruder als Kleinkind in den achtziger Jahren der Maske einige rötliche Härchen am Hinterkopf ausgezupft habe, die zum Leidwesen der Eltern verlorengegangen seien.

Als beim Abformen des Hinterkopfes der Leichenkopf auf dem Gesicht lag, scheint der Former Klauer mit dem linken Daumenballen einen Schlag nassen Ton über den Nackenschaden gewischt zu haben. Dabei schlug ein Teil des Tones nach rechts über den Rand hinaus. Beim Abheben der Hand zog der nasse Ton die Kleberippen, die sich im Gips des ersten Abgusses abzeichneten. Diese Kleberippen blieben aber z.T. in der Gipsform hängen, so daß sie sich zu neuen Rippen auszogen. In dieser Form wurden sie beim zweiten Abguß vom Gips festgehalten. Darum unterschied sich die in der ersten Mutterform ausgedrückte Tonmaske im Bilde der Kleberippen von den Gipsmasken, die auf die zweite Mutterform des Hinterkopfes zurückgehen.

Schwabesche Tonmaske

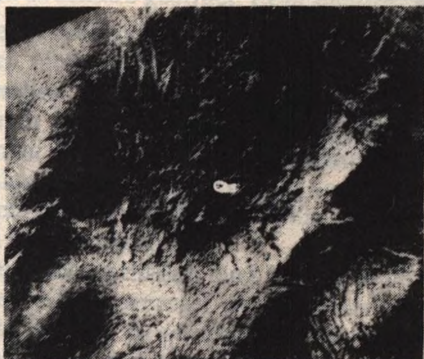

nachträgliche Kratzspuren

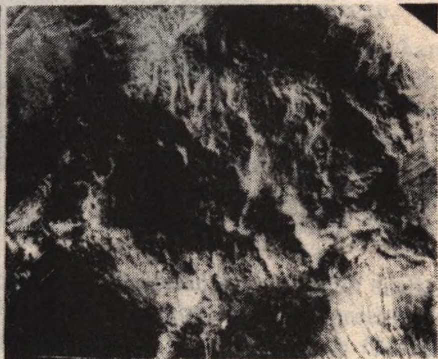

ausgebrochene Teile



↘ Beleuchtung von links

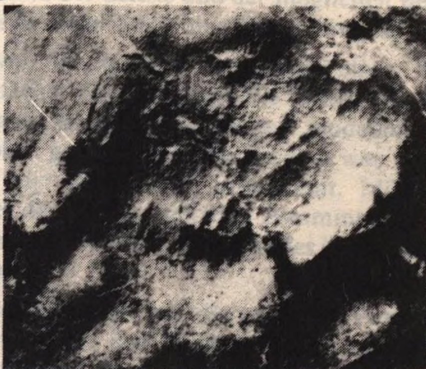
von rechts ↙

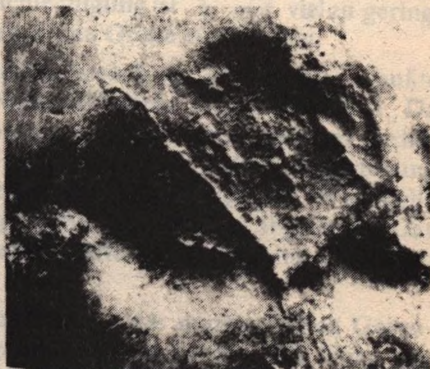




Klinckerfuß'sche Gipsmaske

↘ ↙





Die beim Zuschmieren des Nackenschadens entstandenen Kleberippen formten sich sowohl in der ersten wie in der zweiten Matrize ab, wurden aber von **neugebildeten Kleberippen überlagert**, die sich an der ersten Matrize gebildet hatten, und von der zweiten abgeformt wurden.

Die Entstehung des Tonaufstrichs in den Nackenschaden des von Klauer abgeformten Leichenkopfes läßt sich unschwer nachbilden. Bei der Oberflächenform des Schadens mitsamt dem Tonaufstrich schmiegt sich der linke Daumenballen zwanglos an, was mit dem Kleinfingerballen oder mit der rechten Hand nicht gelingt.



Als Prof. v. Froriep 1913 seine Arbeit über Schillers Schädel und Totenmasken veröffentlichte, widersprach ihm Dr. Richard Neuhauß, daß der Nackenschaden nachträglich am Tonkopf entstanden sein könnte. Vielmehr sei der Schaden an Schillers Leiche entstanden, deren Kopf auf einem unregelmäßig geformten Holzklotz gelegen habe. Solche Holzklötze mit einem bogenförmigen Ausschnitt sind heute gebräuchlich, um bei Vollsektionen den Kopf festlegen zu können. Dr. Neuhauß versäumte nur darzulegen, wann und wie lange Schiller auf einem solchen Holzklotz gelegen haben konnte. Er stellte auch keine Versuche an Leichen an, um die Bedingungen solcher Eindrücke auszumachen. Nach allgemeiner Annahme wurde Schiller zuerst von Klauer abgeformt und danach seziert. Es lag kein rechter Grund vor, ihn vor der Abformung auf einem Holzklotz zu lagern. Ob Dr. Huschke bei seiner Sektion Schiller einen Holzklotz unterlegte, ist nicht bekannt und auch nicht anzunehmen, da er ja keine Vollsektion mit Eröffnung der Schädelhöhle vorgenommen hat. Noch mehr: bei sorgfältiger Prüfung von Dr. Huschkes Sektionsbekundung hat er nicht einmal den Brustkorb geöffnet. Er brauchte den Kopf der Leiche nicht festzulegen.

Bei Lebzeiten kann der Nackenschaden nicht entstanden sein. Verfasser kann sich nicht erinnern, unter etwa 40.000 Fällen einen ähnlichen Nackenschaden gesehen zu haben, sei es durch angeborene oder erworbene Verformungen, durch Nackenkarbunkel oder vernarbte Verletzungen. Ein Nackenschlag mit einem festen Gegenstand hätte den Bruch der Unterschuppe und des Atlasbogens zur Folge gehabt und sofort den Tod herbeigeführt. Schiller ist aber nicht durch einen Nackenschlag getötet worden, sondern mit Sicherheit friedlich im Bette verstorben.
Der Nackenschaden muß also nach dem Tode entstanden sein. Darum entfällt die Hutkrempenregel, die mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit unterscheiden läßt, ob eine Kopfverletzung durch unbeabsichtigten Fall oder durch Gewalteinwirkung von fremder Hand entstanden ist. Ein zufälliger Schaden durch Herabgleiten vom Seziertisch oder vom Bette ist auszuschließen. Bei dem Eigengewicht der Leiche und der möglichen Beschleunigung ist $\frac{1}{2}$ mv^2 viel zu gering, um an dieser Stelle eine Einbeulung der gedachten Größe zu erzeugen.

Bevor an eine Klärung durch einen Reihenversuch zu denken war, mußte zunächst die ursprüngliche Größe des Nackenschadens ermittelt werden. Da Klauer ihn an der Leiche mit Modellierton zugestrichen hatte, müßte er vorher größer gewesen sein. Außerdem war der Zeitabstand der Schadensentstehung vor der Abformung unbekannt. Möglicherweise hatten sich die Weichteile über dem Nackenschaden zusammengezogen und den Schaden abgeflacht. Das Vorspringen des Nackenbandes in der unteren Hälfte der Einbeulung läßt daran denken.

Die erste Frage war die nach der Form und Größe des mutmaßlichen Gegenstandes, der den Nackenschaden hervorgerufen haben konnte. Die Höhe war durch die Höhe des Schadens von 55 mm vielleicht gegeben. Ob aber die Breite von 65 mm mit der teilenden Erhebung des Nackenbandes der Größe des Druckkörpers entsprach, war noch die Frage. Es konnte sich ja auch um eine zeitweilige Verlagerung oder ein Abgleiten einer kleineren Fläche gehandelt haben. Der

Allgemeineindruck des Schadens sprach am ehesten für einen flachen Körper mit abgerundeten Kanten, weniger für einen Körper etwa mit halbkugeliger oder kegelförmiger Druckfläche. Bei dem Versuch, den Rauminhalt des Schadens zu bestimmen, wurde von der ersteren Annahme ausgegangen.
Zuerst wurde der Schaden, so wie er ist, mit Modellierwachs aufgefüllt, bis sich der vermutlich normale Schillerhals ergab. Bei wiederholter Aufknetung lagen die oberste und unterste Grenze bei 15 und 9 cm^3, das Mittel bei 12 cm^3

Um den Rauminhalt des Schadens **ohne** die Tonfüllung zu ermitteln, wurde eine Mutterform des Nackens hergestellt, in der der Schaden als flaches Hügelgelände erschien. Dessen Anstiegswinkel am unteren Rande, der nicht vom Tonaustrich verformt war, gab den Anhalt, um die ganze Fläche so zu überkneten, wie es der ursprünglichen Einbeulung entsprochen haben mag. Auch hierbei gab es wieder eine Mindest- und eine Höchstgrenze, und zwar von 23 cm^3 und 31 cm^3, im Mittel von 27 cm^3. Der Unterschied der gefundenen Werte mußte dann dem aufgestrichenen Ton entsprechen, also mindestens 8 cm^3, höchstens 22 cm^3, im Mittel 15 cm^3.
Da es unbekannt ist, welche Zeitspanne zwischen der Einwirkung der Schadensursache und der Abformung lag, ist unmöglich abzuschätzen, um wieviel sich der Schaden abgeflacht haben kann. Jedenfalls liegt die obengefundene kleinste, größte und mittlere Größe des Raumgehaltes an der unteren Grenze des Möglichen.

Nachdem die Form und Ausdehnung des Nackenschadens und sein vermutlich ursprünglicher Raumgehalt auf + und — bestimmt war, konnte eine Nachbildung des mutmaßlichen Gegenstandes, der den Schaden verursacht hatte, in Kunstharz geformt werden: eine Pelotte von 55 x 55 mm ins Geviert und 20 mm Höhe mit abgerundeten Kanten. Diese Pelotte wurde in einem Gabelgestell so befestigt, daß ein Leichenkopf in Rückenlage darin liegen konnte, ohne umzukanten und so, daß die Pelotte nach oben genau mit der Nackenlinie des Leichenkopfes abschloß. Je nach der Gestaltung des Nackens, ob bei ausladendem Hinterhaupt oder bei Rundrücken, oder bei flachem Hinterhaupt und ebensolchen Schultern, wurden Brettchen unter das Gabelgestell gelegt, so daß das ganze Gewicht des Kopfes und z.T. der Schultern allein auf der Pelotte ruhte.
Unter den anfallenden Leichen des Inst.f.Gerichtliche Medizin der Uni. Kiel war in anderthalb Jahren kein Fall mit "Schillerkopf" und "Schillerhals" zu beobachten. Die Untersuchung wurde darum auf einen Reihenversuch männlicher Leichen umgelegt.

Der Anreger der Untersuchung war eigentlich Dr. Neuhauß gewesen. Auch ihm war ja bekannt, wie sich feste Gegenstände an Leichen abdrücken können. Die Strickmarken am Halse Erhängter zeichnen sich so deutlich ab, daß man den Drall der Stricke bestimmen kann, und das Dreieck der Laufschlinge und deren Knoten zeichnet sich oft so genau ab, daß man daraus den Vorgang wiederherstellen kann. Bindfäden, mit denen Leichenköpfe zur bequemeren Beförderung eingebunden werden, drücken sich in die feste Kopfschwarte ein. Die plattgedrückten Nasen von Leichen, die auf dem Gesicht gelegen haben, sind

bekannt. Gewehrkolben oder -schloß, auf denen ein Gefallener lag, zeichneten sich im Gesicht genau ab. Die Eindrücke im Rücken oder Gesäß von Leichen lassen Schlüsse auf den Zeitpunkt, die Art und Dauer der Lagerung zu. Wie sich aber der Eindruck eines festen Gegenstandes auf der Unterschuppe des Hinterhauptbeines und im oberen Nacken verhalten würde, entzog sich der Erfahrung des Verfassers.

Dem Reihenversuch wurde erst eine Probe vorweg geschickt, um im Bedarfsfall die Anordnungen des Versuchs abzuändern. Die obenbezeichnete Pelotte im Gabelgestell wurde einer männlichen Leiche pyknischer Verfassung, Alter 48 Jahre, noch vor Eintritt der Leichenstarre untergelegt. Nach 8 Stunden wurde die Leiche umgedreht und der Nacken nach genauer Besichtigung sofort in Silikon mit Gipsschale abgeformt. - Obwohl sich die Pelotte in ganzer Fläche in der Verfärbung des Nackens abgezeichnet hatte, war zum Erstaunen des Verfassers - weder an der Leiche noch im Abguß die mindeste Einbeulung festzustellen.

Nach diesem scheinbaren Fehlversuch wurde die Liegezeit auf den Pelotten auf 16 Stunden verdoppelt, was im Falle Schiller der Zeitspanne vom Eintritt des Todes bis zur Abformung entsprochen hätte.*)

Als Modellfälle wurden 12 Männerleichen im Alter von 34 bis 74 Jahren ausgewählt, die von verschiedenen Rassetypen waren und sich in verschiedenen Ernährungszuständen befanden. Bei zweien war die Leichenstarre schon erloschen. Nach Ablauf von 16 Stunden Lagerung wurden die Leichen umgedreht, die Nacken in Augenschein genommen und sofort in Silikon abgeformt. Von den gewonnenen Mutterformen wurden Kunstharzabgüsse gefertigt, die sich mit Modellierwachs unschwer bis zur jeweiligen normalen Nackenform auffüllen ließen. Dabei waren die Fehlergrenzen viel geringer als bei der Auffüllung des Nackenschadens der Schillermasken und bewegten sich zwischen 0,1 und 0,4 cm^3 +–, was für den Gruppenwert belanglos war.

Bei der Reihenuntersuchung stellte sich heraus, daß der scheinbare Fehlversuch zu Anfang doch ein richtiges Ergebnis gezeitigt hatte. Auch in der Reihe war ein Pykniker mit Stiernacken, der sogar nach 16 Stunden Liegen auf der Pelotte keinen Eindruck im Nacken zeigte.

Es scheint fast ausgeschlossen, daß der Nackenschaden, von dem die Schillerganzkopfmasken noch einen Teil erkennen lassen, an der Leiche durch länger einwirkenden Druck eines festen Gegenstandes erzeugt worden sein konnte. So bleibt nur noch der Schluß auf eine zwar kurzzeitige, aber größere Gewalteinwirkung eines Gegenstandes von ziemlich bestimmter Größe. Am ehesten läßt das auf einen 6-pfündigen Hammer mit einer Bahn von 5,5 mal 5,5 cm mit stark abgenutzten Kanten schließen.

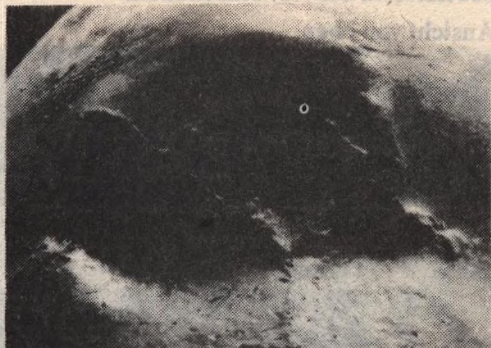
---

*) Nach den allgemeinen Umständen nach Schillers Ableben war das kaum denkbar. Zudem ist der Nacken der Leiche erst viel später abgeformt worden.

Die Fläche und Form des Nackenschadens könnte sehr wohl von mehr als einem, mindestens 2 Schlägen herrühren, die nicht genau auf dieselbe Stelle trafen. Wenn der Schlag mit besagtem Gerät vom Scheitel aus erfolgte, so wird er die Unterschuppe des Hinterhauptbeines mit der unteren Kante knapp unterhalb der Linea nuchae getroffen und im Terrassenbruch eingedrückt haben. Vermutlich ist dabei auch der Atlasbogen eingebrochen.
Es ist unwahrscheinlich, daß die verschiedenen Maßnahmen, wie das Absetzen des Kopfes, das Kahlscheren und das Einschlagen der Unterschuppe an der unzerteilten Leiche vorgenommen wurde, wie sie Tischler Engelmann eingesargt hat. Wenn, dann wird es erst nach dem Einsargen erfolgt sein.

Ob das aber an Schillers Leichenkopf, oder an dem eines beliebigen Inkulpaten stattfand, ist so noch nicht zu entscheiden.
Es gibt noch keinen sicheren Anhalt dafür, ob Ludwig Klauer die Gesichtsmaske Schillers noch innerhalb der ersten 8-10 Tage nach dem 10.5.1805, oder erst nach Jahren zur Ganzkopfmaske ergänzte.

der Masken mit Klauers Tonaufstrich



Nackenschaden bis auf die vermutlich natürliche Nackenform aufmodelliert



Nackenschaden, wie er ohne den Tonaufstrich ausgesehen haben könnte.



Bestimmung von Tiefe und Rauminhalt des Nackenschadens nach der Klinckerfußmaske

Mutterform des Nackenschadens

Ansicht von oben



Ansicht von unten

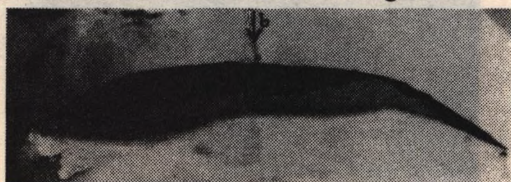


Schnittbilder des Nackenschadens, bis zur natürlichen Halsform aufmodelliert. Tonfüllung Klauers und Endfüllung verschieden gefärbt

a) Pfeilschnitt, von hinten-seitlich gesehen:



b) Querschnitt; von hinten-unten gesehen:



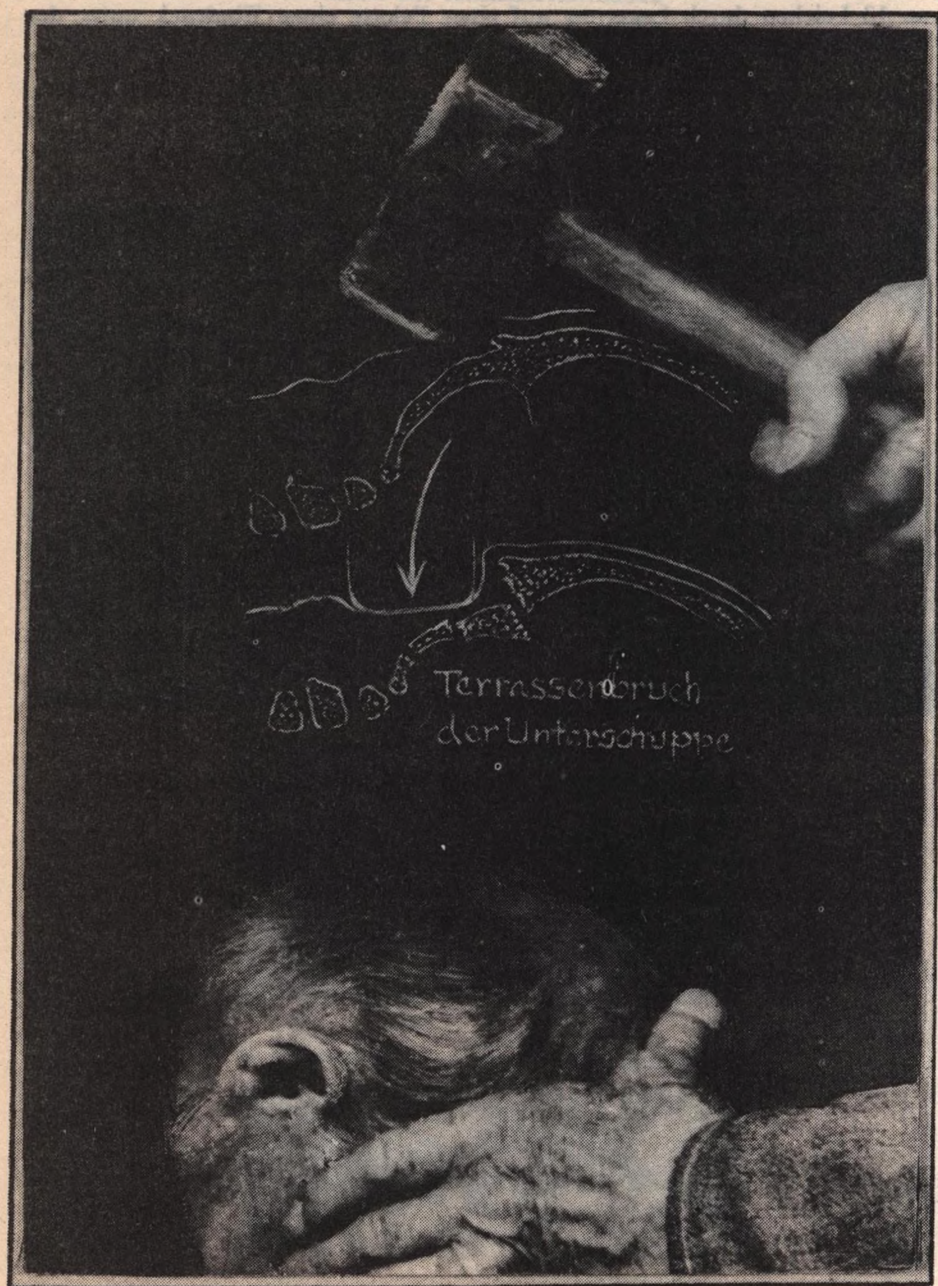
Reihenversuch

an 13 Leichen durch Lagerung auf einer Pelotte einen Eindruck unter der Nackenlinie zu erzeugen, wie ihn die Schiller-Totenmaske zeigt.



Vorprobe




Terrassenbruch
der Unterschuppe

XIII

Schillers Haare

Seit hundertfünfzig Jahren lebt der Begriff der "Schillerlocken" in dem bekannten Dünngebäck weiter. Das ist weder aus der Tatsache, daß Schiller Locken trug, noch aus der Wertschätzung seiner Locken in Schillers Umgebung zu erklären. Unzählige Menschen trugen damals Locken, nachdem Perücken und Zöpfe abgekommen waren. Die Schillerlocken haben auch erst nach dem Tode des Dichters ihren Ruf erhalten, und zwar durch Schillers eigene Haare und nicht nur durch die Dünngebäcke. Diese Haare waren in unwahrscheinlicher Menge vorhanden und mit ihnen wurde ein förmlicher Geschenk-Kult getrieben. Wenn es sich dabei nicht um fremde Haare handelte, so müßte Schiller nach dem Hinscheiden kahlgeschoren worden sein, wovon aber kein Angehöriger Schillers etwas aus eigener Erfahrung wußte oder darum gebeten worden war.
Wie zu allen Zeiten war es auch damals üblich, von lieben Verstorbenen eine Haarsträhne abzuschneiden, um sie in einer Bildkapsel zu verwahren oder ein Ringchen daraus zu flechten. Das Kahlscheren eines Toten war dagegen die Kennzeichnung von Verbrechern, so wie das Scheren von Lebenden als Zeichen der Sklaverei oder geistigen Unterwerfung, wie bei den Nonnen, galt. Die Behandlung von Haaren wie von anderen körperlichen Überresten konnte zu allen Zeiten doppelsinnig sein. Entweder waren es heilige Angedenken oder Siegerzeichen, die nicht selten in magischer Form vernichtet wurden. Solche altertümlichen Gebräuche kamen gelegentlich noch in jüngstvergangenen Zeiten vor: Die in Nürnberg gehenkten Staatsführer und Generäle wurden am Purimsfesttag getötet, verbrannt, und ihre Asche ausdrücklich "in alle vier Winde gestreut."
Die Zweisinnigkeit der Behandlung von Schillers Haaren betraf vielleicht auch die übrigen Reste wie die Schädel und Totenmasken. Schiller wurde im Verlauf von 158 Jahren sechsmal amtlich, aber im geheimen beigesetzt, und sein Schädel wurde gefälscht und mit falschen Knochen, sogar in doppelter Ausführung, in dieselbe Gruft gelegt. Diese Art der Behandlung sterblicher Reste ist mit einer Notwendigkeit, mit Zweckmäßigkeit, mit wissenschaftlichen Gründen oder als Ausdruck besonderer Verehrung nicht gut zu erklären.

Nirgends ist belegt, wann, von wem oder wo Schiller kahlgeschoren wurde. Bis zum Mittag des ersten Tages nach dem Tode muß Schiller noch seine Kopfhaare besessen haben, wie aus der Zeichnung auf dem Totenbette von Jagemanns Hand zu ersehen ist. Bei der Abformung des Antlitzes durch Töpfer Klauer können die Haare noch nicht abgeschnitten gewesen sein, weil Klauer sonst nicht nachträglich den Teil der behaarten Stirne der Mutterform hätte abtrennen und durch Anguß der Scheitelmutterform ersetzen müssen. Auch kann die Kahlscherung nicht gut vor dem Einsargen erfolgt sein, denn der Tischler Engelmann hat keinen so zugerichteten Schiller gesehen. Es wäre ihm nicht aus dem Gedächtnis verschwunden, wo er sich nach zwanzig Jahren noch genau erinnerte, daß die Einsargung beschleunigt stattfinden sollte, weil die Leiche schon *"sehr übergegangen"* gewesen sei.

Von Schillerhaaren haben sich in den Museen einige Proben wieder an- und zusammengefunden - wenn auch nicht von Schillers Haupt. Im Schillermuseum zu Marbach sind sechs Haarproben unter dem Namen des Dichters verwahrt. Davon stammen drei gleich aussehende Büschel von je 5, 10 und 14 mm Ø aus dem Besitz der Familie v. Gleichen-Rußwurm, von einem Dr. von Steiner und aus der Fürstlich Hohenlohischen Universitätsbibliothek zu Straßburg/Elsaß. Diese Bündchen sind in einem Medaillon verwahrt, gleichlang, 11 cm und oben und unten mit Schere zugestutzt. Sie haben also weder Haarspitzen noch -wurzeln. Die Proben sind nicht wellig oder lockig, sondern nur gebogen. Die Farbe ist hellblond und zeigt unter dem Mikroskop bei 120-600 facher Vergr. einen goldfarbenen Schimmer - was beim Vergleich mit rein aschblonden Haarproben deutlich wird.
Nach dem Cuticularbild in allen Vergrößerungen bis 1200, nach dem Dickendiagramm und der Blutgruppenuntersuchung stimmen die drei Bündchen überein.*) Gerade weil sie aus verschiedenen Besitzerhänden stammen, ist die Wahrscheinlichkeit recht groß, daß sie von demselben Menschen rühren. Die Unterscheidung gegen alle anderen Haarproben ist dadurch besonders klar, weil diese zufällig alle Blutgruppe B zeigen. Eine Unterscheidung nach Blutgruppen M und N ist ohnehin nicht ganz sicher und nach 175 Jahren nicht mehr möglich. Die 3 anderen Haarproben im Schillermuseum sind einmal dunkelbraun, grau meliert und als Schnitthaare aufbewahrt. Sie fallen im Dickendiagramm völlig aus der Nähe der hellblonden Haare, haben ein ganz anderes Cuticularbild und, wie gesagt, Blutgruppe B. Vermutlich stammen sie von der Vorbesitzerin, Schillers Schwester Christophine verh. Reinwald, die neunzig Jahre alt wurde, also längere Zeit zum Ergrauen hatte als Charlotte, die schon mit 60 Jahren starb. Die nächsten Haarproben sind einmal hellblonde und dunkelblonde Kinderlöckchen. Sie stimmen im Dickendiagramm und Cuticularbild nicht zu den hellblonden Strähnen und nicht miteinander überein. Nur die Blutgruppe B haben sie gemeinsam.
Die siebte Haarprobe liegt im "Schillerhaus" zu Marbach. Sie ist viel länger als die hellblonden Haare im Schillermuseum, mittelblond, kräftig und zeigt bei Blutgruppe B ein eigenes Cuticularbild und Dickendiagramm, was mit keiner der anderen Haarproben zusammenstimmt. Möglicherweise stammt sie von einer der Töchter Schillers.
Eine achte Haarprobe soll im Rätischen Museum zu Chur/Schweiz liegen. Die Proben 9-11 befinden sich im Goethemuseum zu Weimar. Sie stimmen im Aussehen ziemlich mit den drei hellblonden Proben des Schillermuseums überein. Die Untersuchung auf Cuticularbilder, Dickendiagramme und Blutgruppenzugehörigkeit steht noch aus.

Es ist durchaus möglich, daß nicht "Schiller" kahlgeschoren wurde, sondern nur der Kopf, den Klauer irgendwann später ausgehändigt bekam, um damit die am 10.5.1805 abgenommene Gesichtsmaske zur Ganzkopftotenmaske zu ergänzen. Ob das Schillers Kopf war oder der eines beliebigen Inkulpaten, ist bisher noch nie gefragt, nicht erwogen, geschweige untersucht oder gar bewiesen worden.

---

*) Blutgruppe A

Die Ganzkopftotenmasken zeigen alle einen kahlrasierten Kopf. Die Weimarer Maske 200 und die Klinckerfuß-Ganzkopfmaske in Marbach sind über den behaarten Kopf mit Modelliereisen zum größten Teil der Haarfläche überarbeitet, so daß der Zustand der natürlichen Haut nur an wenigen Stellen zu erkennen ist. Die sog. Schwabesche Tonmaske dagegen zeigt an weit größeren Flächen noch einen sehr genauen Abdruck der Kopfhaut, der sogar erkennen läßt, daß die Kopfschwarte mit scharfem Messer rasiert wurde. Im Gegensatz hierzu lassen die wurzelseitigen Enden der -mutmaßlichen- Schiller-Kopfhaare am Anschnitt erkennen, daß sie mit einer Schere abgeschnitten wurden. So ist es am wahrscheinlichsten, daß die Haare zuerst mit einer Schere entfernt wurden und die Kopfschwarte erst nachträglich rasiert worden ist. Das Abschneiden der Kopfhaare wird nicht gerade fachmännisch erfolgt sein, denn in dem einen Haarbündchen war noch ein Büschelchen enthalten, das am Wurzelende mit Hautteilchen verklebt war. Es fanden sich sogar Zwirnsfäden des Zopfbandes darin. Der Scherung scheint eine Entnahme von Einzellocken vorausgegangen zu sein. Michael Färber schrieb schon am selben Abend an seinen Bruder:

"Ich werde Dir von seinem Haupthaar etwas überschicken".

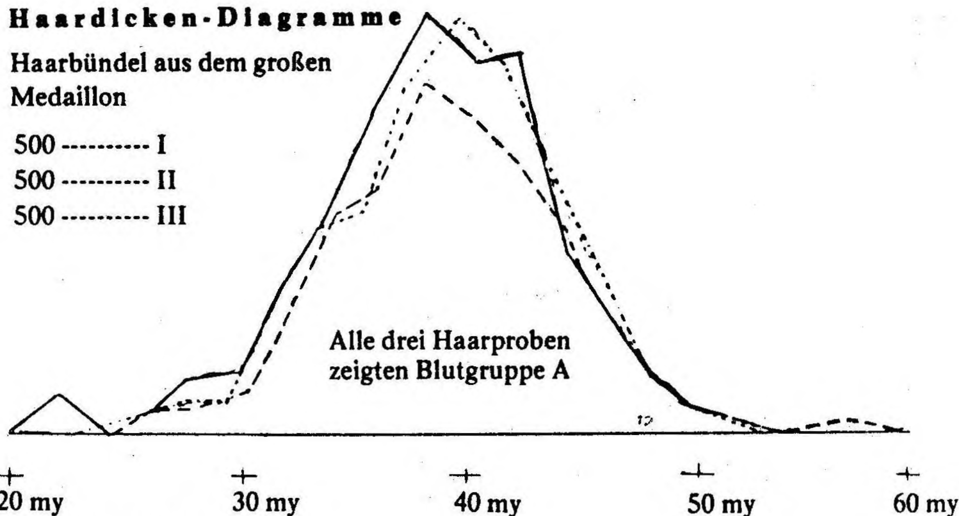
Der Sohn des Joh. Michael Färber, Alexander Färber berichtete, was ihm sein Vater erzählt habe:

"teilten wir uns ... in einen Teil seines Zopfbandes und Haare ... in der Plünderung (1806) verlorengegangen."

Da sich der Diener Rudolph und der Hilfsdiener Färber sofort, als Schiller die Augen geschlossen hatte und die Witwe draußen war, an den Schreibtisch machten und sich Schillers Schreibfedern aneigneten, gewinnt man einen Einblick in die Art dieser "Dienerseelen", die es nicht für nötig hielten, Charlotte die Locke auszuhändigen, die auch später nichts von Schillers Haaren erhielt, während die Schwägerin Caroline 25 Jahre später im Besitz größerer Haarmengen gewesen zu sein scheint, denn sie erfüllte die Wünsche der Schillerverehrer, als Charlotte schon fünf Jahre tot war.

Die Untersuchung von Schillers Kleidungsstücken im Schillerhaus zu Marbach wurde von Biologiedirektor Dr. Bruder des Landeskriminalamtes Baden-Würtemberg dankenswerterweise durchgeführt. Es wurden keine Haare mehr gefunden, und auch die serologische Untersuchung der Schweißspuren und Fäeces blieb ergebnislos. Blutspuren etwa von Flohstichen waren -leider- nicht zu finden, und die Reste von Pediculis und Nissen aus den Kopfhaaren ergaben dieselbe Blutgruppe wie die Haare.

Die Entstehung der Ganzkopfmasken konnte nun zum ersten Mal geklärt und mit entsprechender Wahrscheinlichkeit in gehörigen Zusammenhang gebracht werden. In diesem Rahmen gewannen die "Schillerhaare" über einen bloß musealen Wert hinaus an Bedeutung. An Haarresten ließ sich die Zusammengehörigkeit der Ganzkopfmaskenteile überprüfen.

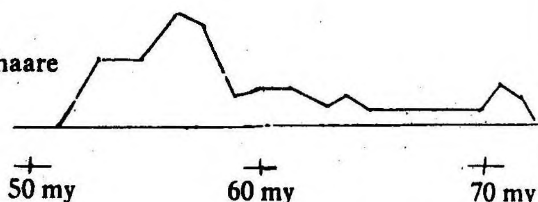


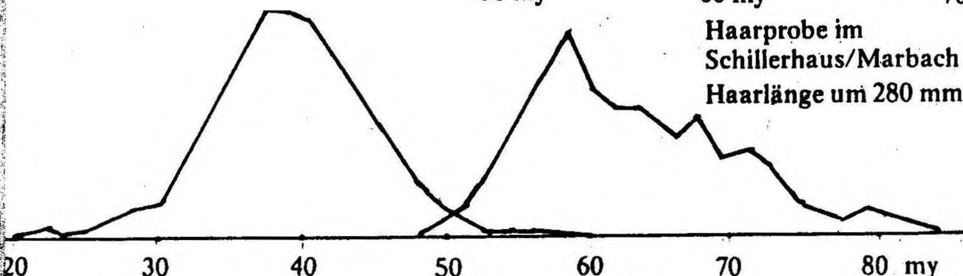
129 hellblonde Kinderhaare
aus einem Briefchen mit der Aufschrift:
"Haare von der Tante Reinwald

Blutgruppe B

Das andere Briefchen mit den Kinderhaaren trägt die Aufschrift: "Schillers Haare", was auch auf einen der Söhne treffen könnte

64 dunkle, zur Hälfte ergraute Schnitthaare aus dem kleinen Medaillon
Blutgruppe B





Wie die Dickendiagramme der graumelierten Schnitthaare und der zweierlei Kinderlöckchen im Schillermuseum, zeigt auch das Diagramm der langen Schillerlocke des Schiller-Geburtshauses eine völlig andere Lage und Verteilung der Dickenkurve als bei den drei gleichen Schillerhaarproben im Museum, die im Cuticularbild und in der Färbung und im Gespinst übereinstimmen, zudem Blutgruppe A zeigen, während die obengenannten Blutgruppe B haben.

Die sog. Schwabesche Ganzkopfmaske besteht aus gebranntem Ton. Sie ist der erste und unmittelbare Ausdruck der noch unzerteilten Gesichtsmutterform mit dem ersten Satz Stückformen des übrigen Kopfes. Die Gipsmaske 200/Weimar ist gewissermaßen ein Vetter der Klinckerfuß'schen Gipsmaske. Der Töpfer Klauer hatte in demselben Mutterformsatz, in dem er die Klinckerfußmaske gegossen hatte, einen zweiten Ausguß gemacht, der ihm verunglückte. Diesen Unfall-Kopf flickte er mit Modellierton aus und fertigte einen neuen Mutterformsatz darüber. In diesem Mutterformsatz goß er die Maske 200 als Vollguß. Es war darum ausgeschlossen, an der Maske 200 noch Haare zu entdecken. An der Tonmaske konnten keine Haare mehr zu finden sein, weil Ton keine aus einer Gips-Mutterform zieht. Wenn wirklich ein loses Haar noch darin gelegen hätte, so wäre es beim Brennen verascht.

Allein die Klinckerfußmaske konnte noch natürliche Haare des Abgeformten haben. Die Absuche mit Doppellupe und Mikroskop brachte 2 Härchen auf der Innenseite des linken Böckchens (Tragus), die unter Gegenwart des Abteilungsleiters, Herrn W. Scheffler, mit Kronenbohrer von 6 mm ∅ in Situ mit dem umgebenden Gips entnommen wurden, wobei die genau Lage vorher im Lichtbild festgehalten wurde.

Um den Sitz der Härchen im Gips festzustellen, wurde der Gipszylinder unter dem Stereomikroskop um die Härchen herum schichtweise abgetragen und nach je 0,2-0,3 mm eine Mikroaufnahme gemacht. Das größere Härchen, das auch merklich dicker war, lag nur flach im Gips und war demnach nicht in Situ von der Mutterform der Leichenhaut entzogen worden. Es konnte nur beim Gipsen in den noch weichen Gipsbrei hineingefallen sein. Das dünnere Härchen stak in ganzer Länge bis in die Tiefe von 4 mm senkrecht im Gips, so, wie es auch in der Haut gesessen haben mußte. Da ihm die Papille fehlte, war unsicher, ob es wirklich von der Mutterform aus der Haut gezogen worden war. Reihenversuche an Haaren verschiedener Stärke (Armhaare, Nackenhaare usw) ergaben, daß dickere Haare durchwegs mitsamt den Papillen aus der Haut gezogen werden und so mit den Wurzeln aus der Mutterform ragen und beim Ausguß wiederum aus der Mutterform herausgezogen werden. Im Ausguß sitzen sie dann genau so wie in der Leichenhaut. Sehr dünne Härchen dagegen reißen oft über der Papille ab. Nur der Sitz im Gips entscheidet. So ist im vorliegenden Falle die Wahrscheinlichkeit gegeben, daß es sich wirklich um ein Härchen der Leiche handelt, von der das linke Ohr abgegossen wurde. Ob aber das Ohr zu dem Gesicht gehörte, ist daraus nicht zu entnehmen.

Die Untersuchung der beiden Ohrhärchen ergab, daß das dickere Härchen, das flach im Gips lag, Blutgruppe B zeigte und ein ganz anderes Cutikularbild hatte als das dünne Härchen. Beide Haare stammten nicht vom selben Menschen. Das dünne Härchen hatte zu wenig Masse, um noch serologisch zu wirken. Nur sein Cuticularbild ließ einen Schluß zu: es stimmte zu den drei hellblonden Haarproben des Schillermuseums mit Blutgruppe A. Die Dicke des Einzelhärchens sagte über die Zugehörigkeit sehr wenig aus, obwohl es an der untersten Grenze des Bereichs der ohnehin dünnen Haarproben mit Blutgruppe A liegt.

XIV

Die Herstellung der Totenmasken durch den Töpfer Ludwig Klauer

Zum Verständnis von Klauers Leistung muß man daran denken, daß er erst 23 Jahre alt war. Er hatte bei seinem frühverstorbenen Vater wahrscheinlich schon beim Abnehmen von Totenmasken zugesehen, aber selber noch nie eine abgenommen. Daß der unbekannte Auftraggeber den ungeübten Jungen mit solcher Aufgabe betreute, anstatt einen der gelernten Bildhauer von Weimar, wie Friedrich Christian Tieck oder Karl Gottlob Weißer zu bitten, kann keinen rechtlichen Grund gehabt haben und ist ebenso undurchsichtig geblieben wie der Auftraggeber selber.

Der Werdegang der Totenmasken war bei wiederholter Untersuchung und Erwägung aller bekannten und denkbaren Umstände zu erschließen. Fragliche Vorgänge wurden durch sachdienliche, wiederholte Erprobung geklärt.

Klauers Arbeit begann im Hause Schiller am Mittag oder frühen Nachmittag des 10. Mai 1805, nachdem Prof. Jagemann seine Zeichnung "Schiller auf dem Totenbett" vollendet hatte.

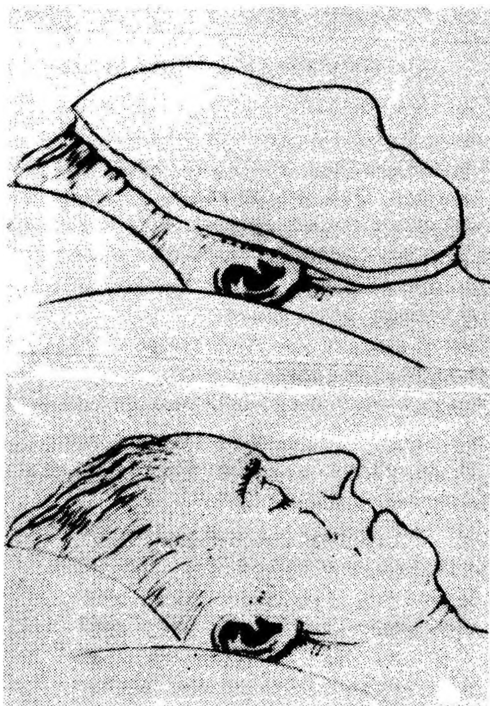






Die Abformung konnte auf dem Bette vorgenommen werden, indem Klauer ein Handtuch unter den Kopf legte. Die Haare über der Stirne, die Brauen, Wimpern und Schläfenhaare strich er mit Trennmittel ein, dessen Beschaffenheit im Hauptteil XI näher behandelt wurde. Damit konnte er auch die Nasenlöcher verschließen, wenn er hierzu keinen Modellierton nahm, wie bei der nachmaligen Vorbereitung der Ohren. Nun drehte Klauer ein nasses Handtuch zusammen und legte es über das Vorderhaupt, vor den Ohren vorbei, so daß sich die Enden über dem Kehlkopf kreuzten. Den angesetzten Gipsbrei löffelte er von unten nach oben in dünner Schicht über das Gesicht. Sobald der Gips anzog und matt wurde, trug er die zweite, dickere Schicht darüber. Dabei drückte er aus Versehen mit einem Gipsklumpen die Nasenspitze von links nach rechts ohne es zu bemerken, wie das sogar erfahrenen Formern schon unterlaufen ist. Ebenso drückte er ungewollt mit dem Gießlöffel die erste

Gipsschicht über dem r. Wangenbein von unten nach oben ein, was im Ausguß eine leichte Delle mit Hautfalte darüber hervorrief. Nach dem Erwärmen des Gipses nahm er die Handtuchrolle ab und gab sie dem Diener Rudolph zum Auswaschen. Nach dem vollständigen Abbinden des Gipses lüftete Klauer die Gesichtsmutterform von der Stirne her an, wobei immer noch einige Haare im Gips hängen blieben und mit ausgezogen wurden. Nun konnte Klauer die Mutterform und sein Gerät einpacken und nach seiner Werkstatt pilgern.



Der Diener kämmte das Trennmittel aus den Haaren, beseitigte die Gipsspuren, entfernte das Handtuch unterm Kopfe und stellte den ordnungsgemäßen Zustand wieder her.

Dabei waren anderthalb bis zwei Stunden vergangen, so daß am Nachmittag des 10. Mai noch genug Zeit für Dr. Huschkes Tätigkeit blieb, worüber er den Sektionsbericht an den Herzog verfaßte.

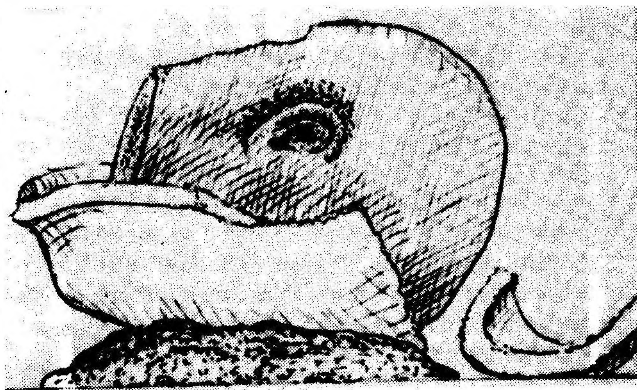
- Die Werkstattarbeit -

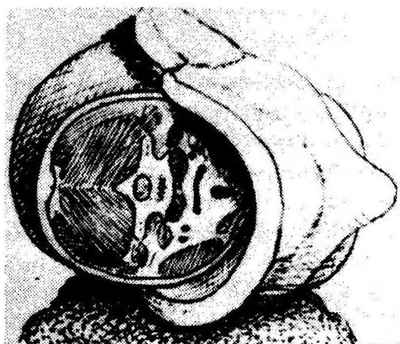
Aus sachlichen Gründen war es völlig ausgeschlossen, daß Ludwig Klauer als ungelernter Former die vielen Mutterformen zu den Ganzkopfmasken im Hause Schiller in der verfügbaren Zeit und ohne fachliche Hilfe angefertigt haben konnte. Auch ein Fachmann hätte mit Gehilfen ein bis anderthalb Tage dazu gebraucht. (Daß die Kollegen, die über Schillers Totenmasken gearbeitet haben, das nicht bemerkten, kann man ihnen nicht verdenken. Die Bildhauer jedoch hatten versäumt, die Vorgänge der Maskenentstehung zu klären, indem sie nach genauer Prüfung des Sachgutes die Vorgänge im Versuch nachmachten. Dazu gehörte allerdings nicht nur Werkstatt-, sondern auch Leichenkellerarbeit.)

Ebenso auszuschließen ist der Gedanke, daß Klauer Schillers Leiche - ob mit oder ohne Sarg, zwischen Dr. Huschkes Sektion und der Beisetzung um Mitternacht des 11./12. Mai in die Werkstatt geliefert bekommen haben könnte.

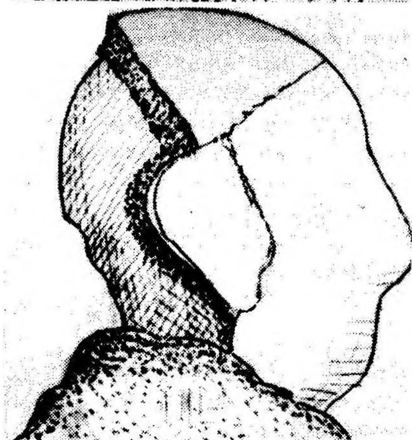
Eine Abformung von Schillers Kopf in Klauers Werkstatt war dagegen durchaus möglich, zunächst in der Zeitspanne von der Einsargung durch Tischler Engelmann am Spätnachmittag des 10.5. bis zur Beisetzung dreißig Stunden danach. Engelmann hat sicher keinen Schiller ohne Kopf eingesargt, ohne es zu bemerken, während die Sargträger in der Nacht nicht wissen konnten, ob sie einen Dichter mit oder ohne Kopf trugen. Damit erweitert sich der mögliche Zeitraum zur Abformung für Klauer vom 12. bis etwa zum 18. Mai. Eine längere Verwahrung des Kopfes war aus durchsichtigen Gründen nicht gut möglich,- es sei denn, Klauer hätte den Kopf in Spiritus gelegt, wie das vier Jahre später mit dem Haupt des preußischen Majors Ferdinand Schill gemacht wurde, um es von Stralsund nach Leyden zu verbringen.
Hatte Klauer einen Fremdkopf, so ist der Zeitpunkt der Abformung gänzlich unbestimmt und könnte Monate, ja Jahre später gelegen haben. Diese Entscheidung, ob Klauer die Ergänzungsformen zur Gesichtsmaske an Schillers Kopf oder an einem anderen gemacht hat, ist noch nicht mit Sicherheit zu treffen. Sicher ist nur, daß die abschließende Abformung an einem Klauer gelieferten Kopfe stattfand. Dieser Kopf war kahlgeschoren, 8 cm kürzer abgetrennt, als es der Schillerschen Gesichtsmaske entsprochen hätte, und unterhalb der Linea nuchae eingedrückt.

Um die Gesichtsmutterform dem gelieferten Kopfe anzupassen, mußte Klauer den Teil über der Stirne abtrennen, der ja mit den Haaren abgegossen worden war. Dem Verlauf der Trennlinie nach scheint Klauer mit Säge oder Messer soweit vorgeschnitten zu haben, daß er ihn wegbrechen konnte. Auch vor den Ohren scheint er etwas ausgebrochen zu haben. Vielleicht waren da die Schläfenlocken zu deutlich abgeformt.





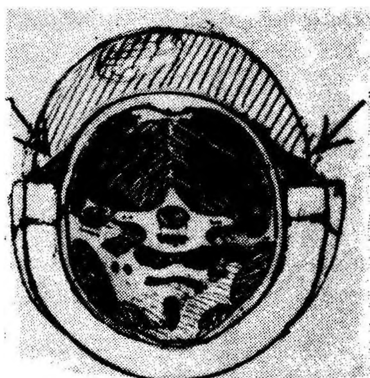
Nun drückte Klauer den Leichenkopf in die verkürzte Gesichtsmutterform und legte ihn abwechselnd auf die Seite, um die Ohren abzugießen. Da er von vornherein die Absicht hatte, in mehrfach verwendbaren Stückformen zu arbeiten, und nicht in "verlorener Form", so füllte er die Ohr-Innenschnecke und den Raum hinter den Ohrmuscheln mit Modellierton. Dann legte er einen Begrenzungswulst aus Ton hinter dem Muschelrand herum, pinselte den Rand der Gesichtsmutterform vor den Ohren mit Trennmittel ein und goß die Ohr-Stückformen. In diesem Augenblick wußte er noch nicht, was er verkehrt gemacht hatte und daß er alles noch einmal machen müsse. Sobald die Ohrstückformen fest waren, konnte auch die Gesichtsmutterform nicht mehr abgleiten. Nun stellte er das Ganze mit dem Halse auf einen Tonhaufen und legte einen Tonwulst zur Begrenzung der Scheitelstückform über die Flucht der foramina parietalia, pinselte die Stirnkante der Gesichtsmutterform mit Trennmittel ein und löffelte den Gipsbrei zur Scheitelstückform auf.

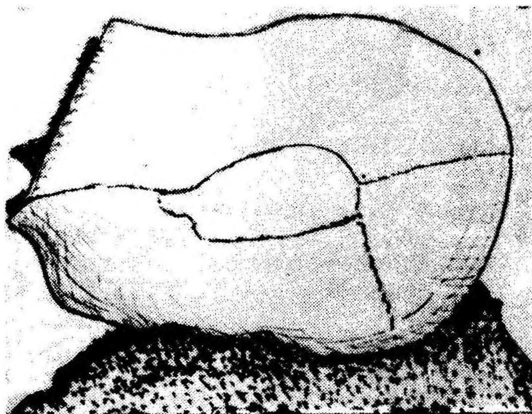


Nach Abbinden der Scheitelstückform nahm Klauer den Tonwulst ab und legte den ganzen Kopf mit der Nase in den Tonhaufen, um den Nacken in arbeitsgerechte Lage zu bekommen. Nun stand der Töpfer vor der Aufgabe, den zu kurzen Hals des Leichenkopfes der langen Gesichtsmutterform anzugleichen. Er drückte ein zweifäustegroßes Stück Ton vor den Halsstumpf und überknetete die Schnittkante mit den Fingern. Den Tonwulst hinter den Ohren, der unterhalb der Ohrläppchen bis zum Halsschnitt reichte, strich er mit dem Modellierholz zum Nacken hin dünn aus. Ob aus Gedankenlosigkeit oder warum sonst, wissen wir nicht, strich Klauer den Ton unter dem Ohr über die Kante der Ohrstückform hinweg, so daß der Hals in dieser Höhe von hinten um 2 cm breiter aussah als von vorne. Im Gipsausguß und in der Tonform war der Unterschied des natürlichen Schillerhalses mit und ohne Modelliertonauftrag ja nicht ohne weiteres zu erkennen.



Nun salbte Klauer die bei der Kahlscherung des Kopfes stehengebliebenen Nackenhärchen mit Trennmittel ein, damit sie nicht im Gips hängen bleiben und die Abnahme der Nackenstückform erschweren würden. Diese Härchen reichten bis in die Sohle der im Hauptteil XII. behandelten Eindrückung unter der Linea nuchae. Wir können nicht wissen, ob diese Einsenkung, der Nackenschaden, Klauer so mißfiel oder ob er den Auftrag hatte, den Schaden verschwinden zu lassen. Jedenfalls strich er ihn mit Tonschlieker zu, der so naß war, daß er beim Abheben der Hand die bekannten Kleberippen zog. Über Haut, Tonauftrag, Tonschlieker und Nackenhärchen hinweg gipste Klauer die Nackenstückform. Nach deren Erhärten konnte er alle Stückformen in umgekehrter Reihenfolge wieder abnehmen, wie er sie aufgebracht hatte.

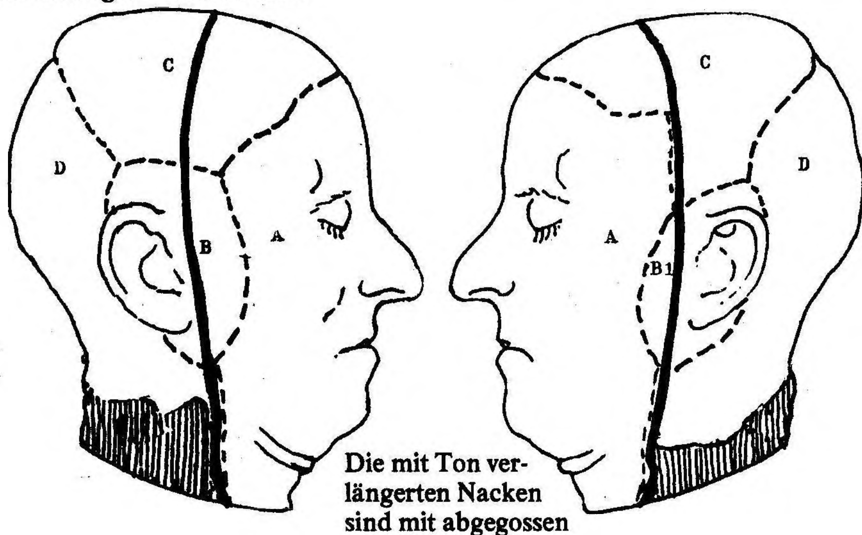




Gewiß wäre Klauer den Leichenkopf sobald wie möglich und gerne wieder losgeworden. Er war sich seiner Sache aber nicht sicher, und wollte erst noch einen Probeausdruck in Ton machen, bevor er an die Ausführung in Gips heranging.
Nunmehr fühlte sich Klauer in seinem Fach. Kunstgerecht verteilte er die Stückformen auf zwei Schalen, die Scheitelstückform zum Gesicht, und die Ohrstückform zum Nacken. Jede Halbform bettete er in einen Tonhaufen. Den richtigen Sitz konnte er mit den Fingern nachtasten. Die freibleibenden Kanten der hinteren Halbform beschnitt er vor allem in der oberen Hälfte um einige Millimeter. Wenn Klauer eine große Vase in zweiteiliger Gipsform ausdrücken wollte, so lagen die Anschlußkanten in einer Ebene und er konnte die genetzten Tonkanten durch Hin- und Herschieben in feste Verbindung und richtigen Sitz bekommen. Die Halbformen des Schillerkopfes schlossen aber in unregelmäßigem Verlauf zusammen. Er mußte sie mit Tonschlieker bestreichen und den Formstücken etwas an den Kanten abnehmen. Zunächst rollte Klauer mit einer Flasche zwei 3/4 zöllige Tonplatten aus und schnitt die in die Halbformen passenden Stücke zurecht, um sie sogleich einzukneten. Die überstehenden Kanten schärfte er im rechten Winkel zur Anschlußfläche eben und schliekerte die Kanten der vorderen Halbform ein. Nun ent-

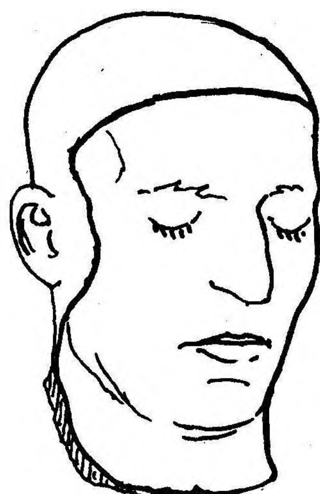
Grenzen der Mutterformen der Schwabeschen Ganzkopfmaske

Ursprüngliche Grenze der Gesichtsmutterform, wie sie am 10.5.1805 an Schillers Leiche abgenommen wurde.

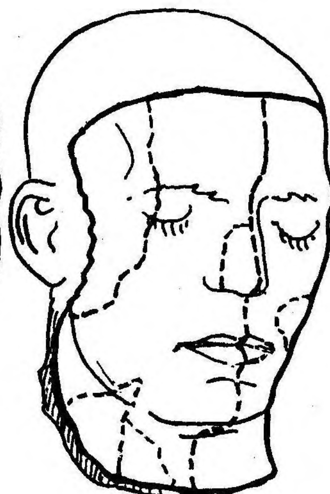


Die mit Ton verlängerten Nacken sind mit abgegossen

Gesichts-Mutterformen

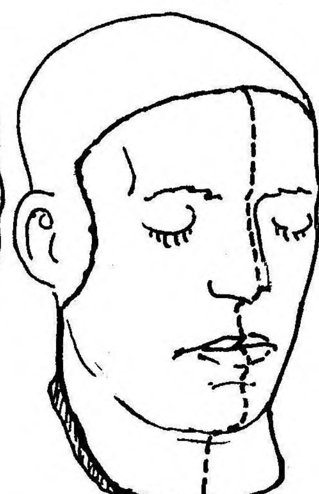


Schwabesche Maske ungeteilt



Klinckerfuß-Maske in 7 Stückformen zerteilt

Oberstirne und Wangenteile weggebrochen



Weimarer Maske 200 auf 2 Stückformen verteilt

Neufertigung der Mutterform über dem verunglückten 2. Guß

nahm er die hintere Halbform dem Tonbett und paßte sie in der Schubrichtung vom Nacken zum Scheitel auf die Gesichtshalbform. Der aufgebrachte Tonschlieker quoll auch nach außen auf die frischbeschnittene Gipskante und zog an, bevor Klauer mit der Oberkante der Nackenstückform die Hinterkante der Scheitelstückform erreicht hatte. Mit Gewalt mochte Klauer den richtigen Sitz nicht erzwingen, weil ihm sonst die Scheitelstückform nach oben ausgewichen wäre. Der Sitz der Seitenfugen war nicht schlecht, aber die Abschärfung war doch zu groß und vermehrte den Fehler des Anschlusses nach oben. Die Bindung wurde je länger, desto fester, und wenn Klauer den Schaden beheben wollte, so hätte er alles auseinandernehmen, die Formen auswaschen und die Arbeit noch einmal machen müssen. Das war ihm nicht nach dem Sinne, und so drückte er die Nackenform mit der linken Hand fest an, ging mit schlanker rechter Hand durch das Halsloch (5,4 mal 7 cm) in die Form und überknetete die Nähte von innen. Dann glättete er das randverstärkte Halsloch, nahm das ganze Gebilde aus dem Tonbett und stellte es mit der Halsfläche auf ein Brett von 20° Neigung, so daß es auf dem schiefgeschnittenen Halse im Gleichgewicht stand.

Nun nahm er die Stückformen wie vorher vom Leichenkopfe von hinten nach vorne ab.

Die Nackenstückform löste sich gut vom Tonkopfe, wogegen die Ohrstückformen verdächtig fest saßen. Nach ihrem Abheben sah Klauer erst, was er falsch gemacht hatte: Die Ränder der Ohrmuscheln und die Böckchen rissen ab und blieben in der Stückform hängen. Er mußte sie stückweise herauslösen und an ihrem Orte festzukleben versuchen. Dabei ist ihm das linke Böckchen (Tragus) verdorben, so daß er den Schaden lassen mußte, wie er war. (Er ahnte nicht, daß dies Böckchen hundersiebzig Jahre später vermißt werden könnte, weil an ihm der Abdruck der Ohrhärchen zu sehen sein mußte, die noch eine Rolle bei der Frage der Zugehörigkeit der Ohrstückform zur Gesichtsmutterform spielen würden.) Klauer sah ein, daß er die Ohrmuschelränder auch von innen hätte ausfüttern müssen und die Füllung der inneren Muschel zu gering bemessen hatte. Was er dagegen hinter den Ohren reichlich aufgetragen hatte, kratzte er mit dem Modellierholz zum Teil wieder herunter.

Beim Abheben der Gesichtsmutterform merkte Klauer, daß das zwar mit dem etwas weichen Tonkopf mit nur 2 cm starker Wandung gut ging, aber von einem Gipsausguß unmöglich sein würde. Schon die ausladenden Jochbögen hätten das vereitelt.

Der größte Schaden war und blieb die Treppe am Hinterrand der Scheitelform. Zuerst kratzte Klauer mit dem Löffelende des Modellierholzes das Gröbste der Treppe von einem Scheitelbeinhöcker zum anderen herunter, und dann strich er mit der Breitseite des Modellierholzes die Kante über die Fuge hinweg. Schließlich nahm er das Modelliereisen und schrapte auf der linken Seite so viel herunter, daß von der Naht kaum noch etwas zu sehen war. Klauer konnte mit seinem Werk zufrieden sein. Die Feinheiten der Haut waren überall gut abgedrückt, soweit Klauer nicht mit dem Gerät hatte eingreifen müssen. Der Hauptzweck war erreicht: Die Probeausformung in Ton hatte gezeigt, was der Former zum Gipsausguß noch tun und ändern müsse.

Solange der Tonkopf noch weich bis lederhart war, konnte Klauer ihn bearbeiten. Wie er das von seinen irdenen Töpfen gewohnt war, ließ er ihn gut lufttrocken werden, im Ofen nachtrocknen und brannte ihn zuletzt selber, um ihm die volle Festigkeit zu geben. Allerdings war der Kopf dann durch den Schwund um 5-7% der Längenmaße kleiner.

Zum Guß der Ganzkopfmaske

mußte Klauer nach seiner Erfahrung mit dem Tonausdruck die Ohren und den Nacken der Leiche nochmals abgießen, während er die Scheitelstückform wahrscheinlich wieder verwenden konnte. Die Gesichtsmutterform dagegen mußte er unterteilen. Soviel wußte er sicher noch von seinem Vater, daß man die Teilung mindestens in der Mittellinie macht, um jede Hälfte dann bequem ablösen zu können - es mochte das an einer Leiche, an einem Lebenden oder an einem fertigen Kunstmodell sein. Dazu legt man in der gewünschten Trennlinie einen Faden übers Gesicht, mit dem sich der aufgebrachte Gips vor dem völligen Abbinden leicht in zwei Teile schneiden läßt.

Klauers Gesichtsmutterform war aber schon fertig. Er mußte sie also mit Messer oder Säge soweit einschneiden, daß er sie von Hand auseinanderbrechen konnte. Das war beim Abtrennen der Oberstirne einfacher, schon, weil er sie zum Abfall werfen würde, während er beide Gesichtshälften gebrauchen mußte. Das Gesicht des Leichenkopfes noch einmal abzugießen verbot sich: auch wenn es Schillers Kopf war, den Klauer vor sich hatte, so war der Augenblick des Abgusses der frischen Leiche unwiderbringlich dahin. Mit jedem Tag nahm die Entstellung des Antlitzes zu. Klauer mußte sich mit der Mutterform vom 10. Mai begnügen. So kerbte er mit Säge oder Messer die Mutterform in der Mittellinie von außen ein, bis er glaubte, sie vollends auseinanderbrechen zu können, um eine möglichst genau passende Gußfuge zu erhalten. Er legte die Mutterform aufs Gesicht und faßte sie mit beiden Händen an den Wangen. Da brach ihm die rechte Wangenseite aus, was jeder erfahrene Former ihm hätte voraussagen können, weil Gips in einer Ebene immer leichter bricht als über einen oder gar mehrere Bogen. - Er faßte mit der linken Hand tiefer, da brach ihm ein Stück aus der rechten Halsseite aus. Ärger weckt Eifer - da brach ihm in der rechten Hand die linke Wange der Mutterform weg. Hier muß ihm die Erleuchtung gekommen sein, den Kerbschnitt über der Mittellinie zu vertiefen, so daß der Enderfolg endlich eintrat und das Gesicht sich in der Mitte teilte. Ob Klauer nun dabei oder vorher auch die rechte Nasenwand der Mutterform abbrach, aber auch kleinere Stücke zwischen der Bruchnaht der r. Halsseite und der Mittelnaht, wissen wir nicht. Die Bruchnaht der r.Nasenseite konnte Klauer wieder so gut schließen, daß sie keine eigentliche Nahtspur im Ausguß hinterließ. Er hatte nur die wangenseitige Hautfläche mit tonigen Fingern angefaßt, so daß sich die Teile an dem wohlerhaltenen und dem verschmierten Hautbild genau unterscheiden lassen.

Klauer mußte die Teilstücke der Gesichtsmutterform irgendwie wieder zusammenbringen. Wir können nicht wissen, ob er sie dem Gesicht des Leichenkopfes aufpaßte oder ob er sie auf einem Tonklumpen zusammenfügte. Jedenfalls ist ihm das gut gelungen, so daß die Stücke ohne allzugrobe Nähte wenigstens im Höhenunterschied einen reinen Schluß erhielten. Dann fertigte er einen Mantelguß über die gestückte Gesichtsmutterform. Er hätte eine einwandfreie Zusammenfügung auch in einem Tonmantel erreichen können, aber niemals damit den ganzen Kopf mit dem nämlichen Erfolg fügen und mit Gips ausgießen können, ohne daß ihm die Gesichtsteilformen ebenso verrutscht wären, wie alle anderen Stückformen hernach. Der Vergleich der Nähte läßt keine andere Möglichkeit offen.
Wieder paßte Klauer, wie schon bei der Tonmasken-Stückform, das Gesicht des Leichenkopfes in die nun ummantelte Gesichtsmutterform. Er stopfte die innere Muschel des r. Ohres mit einem Fettlappen aus, strich Ton in die linke innere Muschel sowie in die Muschelränder, strich sogar noch mehr Ton hinter das r.Ohr und verteilte ihn mit einem zweizölligen Modellierholz über den Nacken. Die Tonumknetung der Halsschnittkante trug er mit demselben Modellierholz zum Teil wieder ab und beseitigte auch nicht wenig Ton von dem Klumpen, den er zur Verlängerung des Halses vorgeknetet hatte. Die Tonmaske hatte auch im weichen Zustande auf dem Halse stehen müssen, um überhaupt die Stückformen am Kopfe abnehmen zu können, ohne daß der Kopf, auf der Seite liegend, zusammengesunken wäre. Das war bei dem Gipskopf nicht erforderlich, und an eine zukünftige Aufstellung des Kopfes dachte Klauer anscheinend nicht, oder sie war vom Besteller nicht vorgesehen. Die so entstandenen gröbsten Unterschiede der Nackenabformungen zwischen der Ton- und den Gipsmasken haben die früheren Forscher leider nicht gesehen. Die zweifache Fertigung der Ergänzungsstückformen wie die umständliche Aufteilung der Gesichtsmutterform hätte schon Welcker auf den Gedanken bringen können, daß das alles unmöglich vom Töpfer Klauer in der kurzen Zeit des Frühnachmittages des 10. Mai 1805 hätte ausgeführt werden können. Ohne diesen "Gletschertal-Fehler" wären der Forschung hundert Jahre Umweg und fruchtlose Streitigkeiten erspart geblieben.
Die groben Unterschiede der Tonauflagen des Nackens werden durch die feinen der Kleberippen im Nackenschaden ergänzt. Wie schon angedeutet, schmierte Klauer den Nackenschaden mit Tonschlieker grob über, der beim Abheben des lk. Daumenballens Kleberippen zog. So, wie die Rippen waren, formten sie sich im Gips der Nackenstückform ab. Da der Ton aber noch schliekerig war, zog er beim Abheben der Nackenstückform neue Kleberippen über die alten hinweg. Selbst an dieser Kleinigkeit kann man unterscheiden, **daß die Stückformen zur Tonmaske zuerst und die zu den Gipsmasken hernach an demselben Leichenkopf abgeformt worden sind.**
Aus dem Abdruck des aufgebrachten Tones läßt sich sogar mit ziemlicher Sicherheit erschließen, daß er mit dem linken Daumenballen in einem schnellen Streich hingewischt worden sein muß. Einmal, weil nur der linke Daumenballen zwanglos in die Höhlung paßt, zum anderen, weil ein Teil des Schliekers

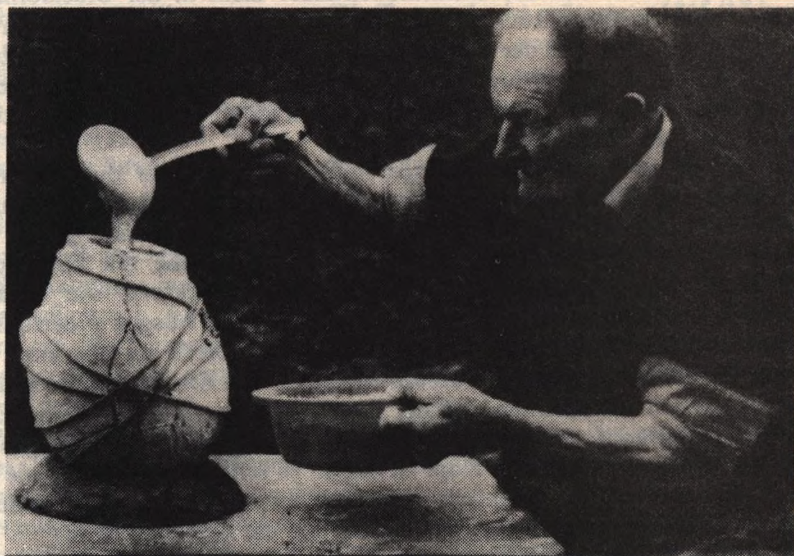
nach rechts herausgeschlagen wurde. Die Frage nach der Menge des aufgebrachten Tones und der Tiefe des Nackenschadens wird im gleichnamigen Hauptteil untersucht.

- Die Gips- Ganzkopfmasken -

Zur Fertigung des Tonkopfes hatte Klauer 5 Stückformen gebraucht. Für den folgenden Gipskopf mußte er mit 11 Stückformen und einem Mantelgips fertig werden. Der ganze Haufen war um 5-6 Pfund schwerer und unhandlicher geworden. Zunächst mußten die Stücke der Gesichtsform in den Mantelgips eingepaßt werden, den er in einen Tonhaufen gebettet hatte. Dann fügte er die Scheitel- und Ohrstückformen an, pinselte alle Teile mit Trennmittel ein und deckte die Nackenstückform darüber.
Nun zog Klauer eine Leine unter der Stirngegend durch, kreuzte die Enden über dem Hinterkopf, zog das eine Ende unter dem Halse durch und verknotete die Enden über dem Nacken. Damit war die Ganzform soweit gesichert, daß die Teile sich nicht mehr gegenseitig verschieben konnten, als er sie vorsichtig aus dem Tonbett hob und mit dem Scheitel wieder darauf setzte. In dieser Stellung verschnürte er die Form mit einer Leine von etwa 6 Ellen Länge.
Der Gipsbrei wurde angesetzt und das erste Maß in die nach oben stehende Halsöffnung eingegossen. Klauer hob das tornisterschwere Gebilde vom Tonhaufen, legte es auf die Tischplatte und rollte es vorsichtig herum, um den Gips auf den Innenwänden zu verteilen. Dabei kam das ganze Gewicht auf die überkreuzte Verschnürung über dem rechten Ohr zu liegen und drückte die Ohrstückform um fast einen Zentimeter nach innen. Klauer sah das erst beim Weiterdrehen, als die linke Ohrstückform unten lag und von der einfach liegenden Leine um 4-5 mm eingedrückt wurde. Vielleicht versuchte Klauer den Schaden zu beheben, indem er mit dem Arm hineinlangte,um die Stückformen wieder herauszudrücken. Jedenfalls ist es nicht geglückt, und der Schaden blieb, wie er war. Klauer hatte nicht viel Zeit zu verlieren. Er stellte die Form wieder auf den Scheitel und füllte den Gipsrest nach, um mit dem Gießlöffel den Brei zu fassen und an den Wänden heraufzuziehen, bis alle Teile bis zum Halsloch gut bedeckt waren. Mit der Vollseite des Gießlöffels strich er die Gipswandung glatt. Der Gips begann schon zu dicken, und Klauer griff in der Eile mit dem Löffel zu tief, so daß im Scheitel eine kleinhandtellergroße Fläche von 5, ja 3 mm Stärke stehen blieb. Niemand wußte von diesem Mißgeschick, bis nach 164 Jahren ein Former des Kunstharzwerkes in Magstadt eine Silikonabformung des Gipskopfes machte und ihm dabei jene dünne Stelle des Gipskopfscheitels einbrach.

Fußnote: Der geneigte Leser könnte bei ihm ungeläufigen Handwerksfragen denken, daß Klauers Maskenarbeit auch ganz anders verlaufen sein konnte. Aber so ist das nicht. In den zweifelhaften Teilen ist das vermerkt worden. Eine Ausnahme macht vielleicht die Herstellung der Stückformen des Scheitels, der Ohren und des Nackens. Ein geschulter Former konnte diese Teile auch mit Sprengfäden über den Scheitel und hinter den Ohren machen und damit eine Arbeitsstunde gegenüber dem Anguß in Einzelstücken einsparen. Für Klauers fehlende Erfahrung und Übung war das kaum anzunehmen. Für den Gesamtarbeitsgang war es unwesentlich und ohne Wirkung auf den Erfolg.

Die Stückformen waren abgeschnürt und mit dem Scheitel auf einen Tonhaufen gesetzt. Der Gipsbrei wurde durch das Halsloch eingefüllt.



Die Form wurde auf die Seite gelegt und umgerollt, um den Gipsbrei gut zu verteilen.



Das Gewicht der Gipsform lag auf der überkreuzten Verschnürung und drückte die Ohrstückform nach innen.



Die Anfertigung eines zweiten Mutterformsatzes auf dem Leichenkopf hatte sich gelohnt, und Klauer konnte zufrieden sein, weil sich die Stückformen nun von den Ohren lösten und die Ohrmuschelränder nicht in der Stückform hängen blieben. Nur die eingedrückten Stückformen hatten derartige Treppen an dem Kopfe hinterlassen, daß der Auftraggeber damit sicher nicht zufrieden zu stellen war. Klauer versuchte zwar, mit dem Messer die vorstehenden Treppenränder abzutragen, aber der Schaden blieb allzu sichtbar. Er mußte sich zu einem neuen Ausguß entschließen.
Die Ränder der Stückformen waren nicht auffällig, aber durch Abrieb und Bestoß in den Kanten doch schon verändert, so daß sie sich beim erneuten Abschnüren wiederum gegeneinander versetzten. Das geschah in der gleichen Richtung wie beim erstenmal, aber in anderem Ausmaße. Die Einsenkung der Scheitelstückform gegen die Stirne der Gesichtsstückform war sogar etwas stärker als bei dem vorangehenden Guß. Beim zweiten Ausguß widerfuhr Klauer dasselbe Mißgeschick mit der zu dünn gebliebenen Stelle am Oberkopf, diesmal aber über der Hinterschuppe statt am Scheitel. Nach dem Herauslösen des Gipskopfes aus den Stückformen muß der Kopf irgendwie umgefallen sein. Er schlug auf den Hinterkopf auf und brach in der zu dünn geratenen Fläche von 54 qcm ein. Ob Klauer nun, um den Kopf zu retten, zu schnell zugriff oder wie es sonst geschehen sein mochte, jedenfalls stieß der Kopf mit der Nase gegen eine scharfe Kante, so daß sie in der Mitte aufspaltete und ein Stück abbrach.
Mit diesem Unglückskopf konnte Klauer bei dem Besteller keine Ehre einlegen. Einen dritten Ausguß in derselben überschweren Mutterform wagte er nach den gemachten Erfahrungen nicht mehr. So kam er auf den Ausweg, die abgebrochene Nasenspitzenhälfte mit Modellierton anzukleben und den Einbruch am Hinterkopf mit Ton zuzustreichen, nachdem er die eingedrückten Bruchstücke von innen mit Gips hinterstrichen hatte. Von diesem ausgeflickten Gipskopf machte Klauer einen neuen Satz Stückformen, wobei er, nach väterlichem Vorbild, die Gesichtsmaske in zwei Hälften anlegte. Ob er das mit einem Sprengfaden über der Mittellinie oder mit freiem Anguß ausführte, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Abdruck der vielstückigen alten Gesichtsmutterform mit ihren erkennbaren Nähten ist auf diese Weise auch auf den nächsten Gipskopf übergegangen. Klauer brauchte für die zweiteilige Gesichtsmutterform keinen Mantelguß mehr, und um soviel war die neue Gesamt-Mutterform leichter. Damit ihm der Fehler mit dem zu dünn geratenen Hinterkopf nicht mehr widerfahren konnte, goß er den Kopf als Vollmaske. So entstand die sog. Weimarer Maske 200.

Beim Auflöffeln des Gipsbreies auf den ausgebesserten Unglückskopf scheint Klauer mit dem Löffel von unten her an die Nase gestoßen zu sein. Das angeklebte Bruchstück verschob sich um 3-4mm nach oben. Als Klauer die neuen Mutterformen von dem Kopfe löste, sah er den Erfolg. Seine Geduld war nun erschöpft und er hat keinen vierten Abguß mehr gemacht. Er wird froh gewesen sein, als der Auftraggeber oder dessen Handlanger den Leichenkopf auf Nimmerwiedersehen abholte. Was er zu Klauers Abformungen sagte, ist ebenso unbekannt wie das, was er mit den Abformungen machte, über deren weiteren

Verbleib wir nur lückenhaft und vermutungsweise unterrichtet sind. Von der Tonmaske hat Klauer in der Folge Mutterformen des Gesichts hergestellt, aus denen alle späteren käuflichen Halbmasken, wie die Geißlerische und Donndorfsche Maske Schillers stammen. Die Tonmaske ist spätestens 1815/17 in den Besitz von Klauers Schwager Martini übergegangen, von dem sie im Herbst 1826 der Bürgermeister Schwabe erhalten haben wird, wonach sie später "Schwabesche Maske" benannt wurde. Die erste Gipsmaske scheint Prof. Jagemann an sich genommen zu haben. Wann und wie lange sie in seinen Händen war, und ob sie dazwischen ihren Besitzer gewechselt hat, wissen wir nicht. Das muß Bildhauer Dannecker in Stuttgart gehört haben, so daß er 1805/06 viermal an Wilhelm v. Wolzogen schrieb, ihm unbedingt die Maske von Jagemann zu verschaffen. Wann er eine Halbmaske erhielt, ist unbekannt. Die erste Nachricht einer Schillermaske in Danneckers Besitz stammt aus der Feder der Engländerin Trollope, die am 1. August 1836 eine Schillermaske in Danneckers Werkstatt "liegen" sah. Mit Sicherheit sah und erwarb Hofrat Apollo Klinckerfuß, Stuttgart, die dann nach ihm benannte Schillermaske bei einer Versteigerung der Werkstatterben Danneckers.

Wie Prof. Welcker ließ er um 1883 die Maske auf einen Sockel aufgipsen. Vor seinem Tode 1920 vermachte Klinckerfuß die Maske dem Schillermuseum Marbach, wo sie seitdem verwahrt wird.

Der Nachguß der verunglückten Maske Klauers blieb die nächsten 20 Jahre unbekannt, bis ihn Bürgermeister Schwabe von Kaufmann Martini erhielt. 1826 gab Schwabe den Gipskopf den drei Ärzten Froriep, Huschke und Schwabe, seinem Bruder, die mit Bandmaß und Tasterzirkel den von Schwabe aus dem Kassengewölbe geborgenen Schillerschädel verglichen und überzeugt waren, daß Maske und Schädel auf denselben Menschen zurückzuführen seien.

Welcker schrieb darüber:

"Das Votum der Gewährsmänner Schwabes ist mir schlechterhin unbegreiflich. Dasselbe Exemplar der Klauerschen Masken, an welchem sie maßen und welches augenblicklich durch die Güte des jüngeren Schwabe hier in Halle in meinen Händen ist, hätte... zu dem Ergebnis führen müssen: Die Maße des Schädels sind für die der Maske überall zu groß."

Obwohl Welcker den Gipsabguß des falschen, von Goethe untergeschobenen Schillerschädels besaß, waren auch dessen Maße für die von Julius Schwabe geliehene Ganzkopftotenmaske zu groß. Auch Julius Schwabe muß gewußt haben, daß sein Vater die maßhaltige Gipsmaske Goethe abgeliefert und dafür von Martini die geschrumpfte Tonmaske erhalten hatte. Welcker kam dem Irrtum erst viel später auf den Grund, als er 1882 die Gipsmaske aus der Weimarer Bibiliothek bekam und bei der näheren Untersuchung der "Schwabeschen Maske" feststellte, daß sie aus gebranntem Ton bestand. Damit war die Abfolge der Irrtümer noch nicht beendet. Nachdem Prof. Froriep 1911 den zweiten, vermeintlichen Schillerschädel aus dem 1854 eingeebneten Kassengewölbe geborgen hatte, war die Weimarer Gipsmaske für den Schädel viel zu groß. Dieser Umstand bestärkte Froriep im Glauben an Melchior v. Hugos

merkwürdige Erklärung, die Weimarer Gipsmaske sei an einem künstlich aufgequollenen Tonabdruck der "Schwabeschen Tonmaske" gewonnen worden.

Um unerwünschte Fragen nach dem Auftraggeber der Abformung Schillers durch Ludwig Klauer abzulenken, schrieb der Freund und Mitarbeiter des Verlegers Justin Bertuch, Weimar, Prof. Dr. Johann Gottfried Gruber in seinem Büchlein: "Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie" vom Sept. 1805

"Für Gall hat man einen genauen Abdruck des Schädels genommen"

22/291 Der Brief, in dem diese Wendung gestanden haben soll, soll am 13.5.1805 geschrieben worden sein. Auf diese vorsichtig ausgedrückte Irreführung fiel Prof. August Froriep 1911 herein und ergänzte sie 1913 in seinem Prachtwerk:

"Die Anfertigung einer Totenmaske wurde nach dem Ableben des Dichters nicht, wie es sonst üblich ist, von den Verwandten veranlaßt, sondern sie geschah infolge eines von dem bekannten Phrenologen Franz Joseph Gall gegebenen Auftrags."

In der Tat hatte Dr. Gall um die Überlassung einer Schiller-Totenmaske gebeten. Gall hat die Totenmaske weder zu sehen bekommen noch jemals eine erhalten. Und wenn man Gall bei seinem Besuch in Weimar im August 1805 die Totenmasken gezeigt hätte, so konnte das nur Galls Empörung über einen Pfusch auslösen. Die Untersuchung der großen Gallschen Sammlungen an Kopfabgüssen in Paris und Baden bei Wien ergaben den Vermerk Frorieps als Irrtum und den des J.G. Gruber als täuschenden Versuch, Dr. Gall zum Alibihalter der versteckten Urheber von Schillers Abformung zu machen.

Auf seiner Rundreise von 1806 durch Deutschland hielt Dr. Gall auch in Weimar Vorträge über seine Schädellehre. Er schrieb von einem glänzenden Auditorium und daß man ihm einen Gipsabguß vom Schädel des berühmten Dichters Friedrich Schiller verehrt habe, den man für ihn von der Leiche abgenommen und bis zu seiner Ankunft aufbewahrt habe. Auch habe er vom Herzog und der Großfürstin Erbprinzessin glänzende Geschenke und die schmeichelhaftesten Beweise ihrer Achtung und ausgezeichneten Gnade erhalten. - Die örtliche Ruhmessonne war wohl nicht die richtige Beleuchtung, um den Gipskopf auf seine Echtheit hin zu untersuchen. Gall hat nichts darüber vermerkt oder gesprochen, wo der Gipskopf verblieben sei, und späterhin nichts über die phrenologische Beurteilung geschrieben, sondern sich auf die überall käufliche Gesichtsmaske beschränkt. Die Höflichkeit verbot, die freundlichen Spender eines Betrugs zu zeihen. Um später einmal Goethes Gipshaupt zu bekommen, durfte Dr. Gall die Weimarer Hofgesellschaft nicht wegen eines falschen Schillers vor den Kopf stoßen.

Die Gesichtsmaske Schillers vom 10.5.1805
wurde später durch Abformungen eines Leichenkopfes ergänzt, dessen zu kurz abgetrennten Hals Klauer mit Modellierton überknetete.



Schwabesche Ton-Maske

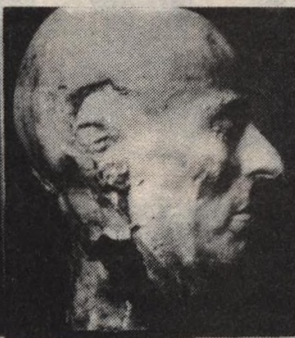


Klinckerfuß'sche Gipsmaske

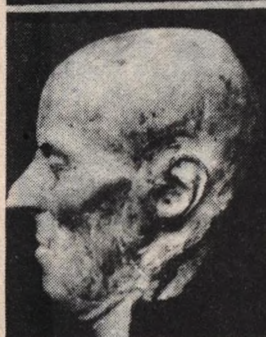


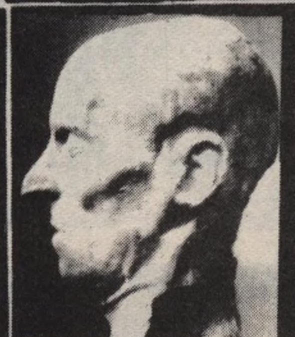
Weimarer Gipsmaske

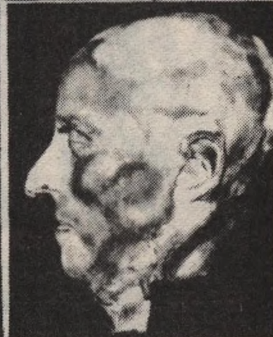










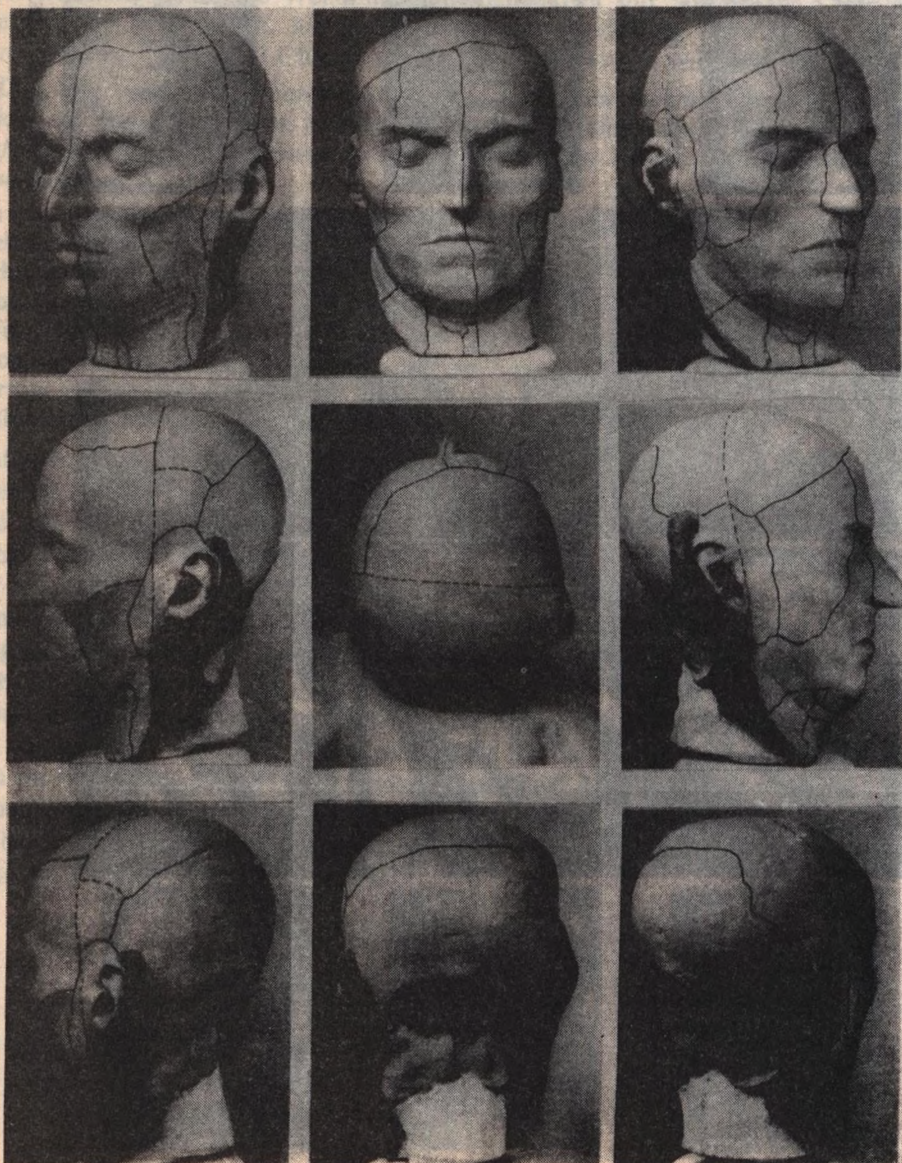


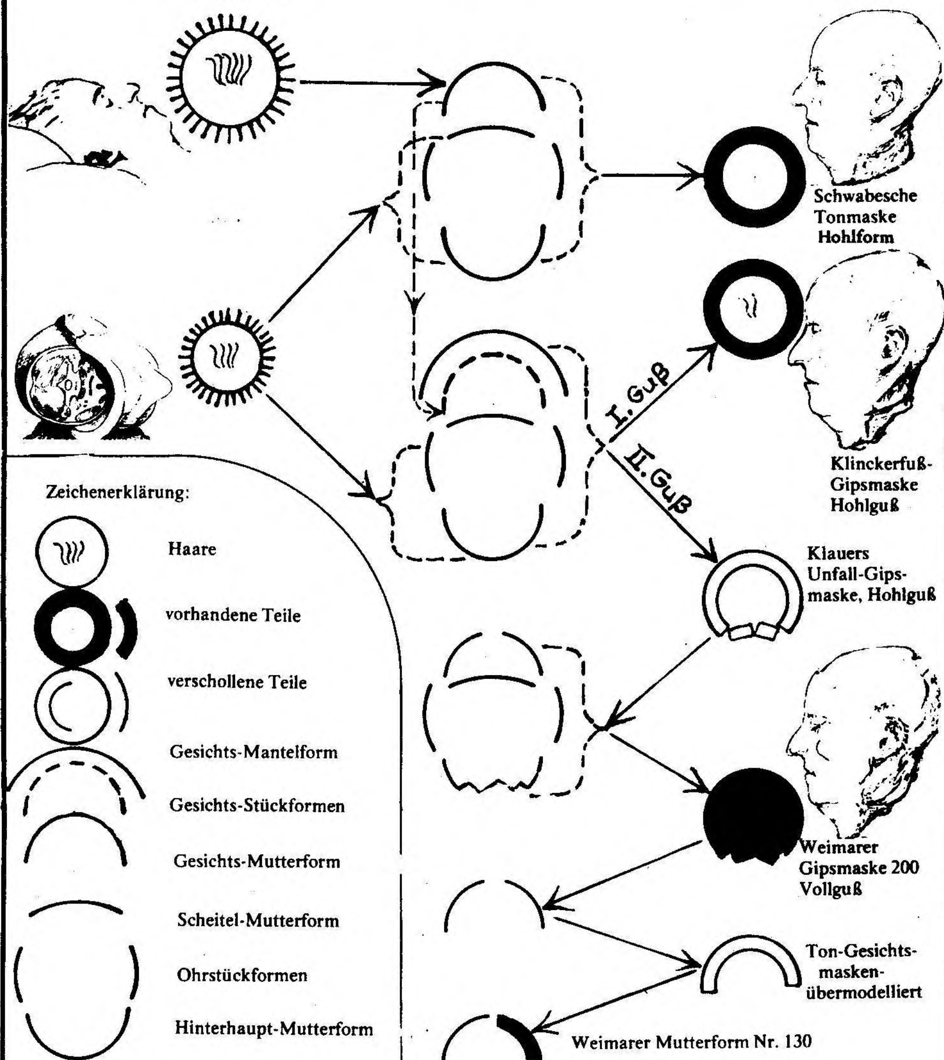






Schillers Leichenkopf nach der Abformung durch Töpfer Klauer. Der eingedrückte Scheitel, das Hinterhaupt, die Ohren sind soweit gehoben, wie sie gesessen haben können. Die Nasenspitze ist gerade gestellt. Der von Klauer auf die Leiche aufgestrichene Ton ist zur besseren Unterscheidung dunkel gefärbt.
Die durchgezogenen Linien bezeichnen die noch feststellbaren Nähte der Stückformen der Klinckerfuß-Maske. Die gestrichelten Linien geben die vermutlichen Grenzen der am 10. Mai 1805 abgenommenen Gesichtsmaske wieder, bevor Klauer die Oberstirne und Wangenteile ausgebrochen hat.




Werdegang
der Schillermasken und Mutterformen
und der Wahrscheinlichkeit, darin noch Schillerhaare finden zu können.
Leiche
und Leichenkopf
Mutterformen
Vollformen
Schwabesche
Tonmaske
Hohlform
I. Guß
II. Guß
Klinckerfuß-
Gipsmaske
Hohlguß
Klauers
Unfall-Gips-
maske, Hohlguß
Weimarer
Gipsmaske 200
Vollguß
Ton-Gesichts-
masken-
übermodelliert
Weimarer Mutterform Nr. 130
Zeichenerklärung:
Haare
vorhandene Teile
verschollene Teile
Gesichts-Mantelform
Gesichts-Stückformen
Gesichts-Mutterform
Scheitel-Mutterform
Ohrstückformen
Hinterhaupt-Mutterform

XV
Quellenlücken

Bei Überprüfung der Quellen über Schillers Leiden, Ende und Reste fand Fritz Donges, daß 18 Urkunden verschollen, 11 gefälscht und 13 zur Täuschung benutzt worden seien. Er konnte nur solche Urkunden als verschollen annehmen, deren einstiges Vorhandensein noch nachweisbar war. Es gelang ihm sogar, einen Teil davon wieder ausfindig zu machen. Die wirkliche Zahl verschollener Urkunden wird vermutlich größer sein. Bei der Bewertung der Fälschungen mögen Irrtümer unterlaufen sein. Das mindert den Wert von Donges' Arbeit nicht, der mehr in der richtigen Fragestellung als im Einzelertrag liegt. L 150 27/298 43/329

In Prof. Max Heckers Dokumentenwerk fehlen u.a.:

1. das Gesundheitsattest Schillers, das sein vieljähriger Hausarzt Dr. Stark am 16.3.1793 für die Professorenkasse ausgestellt hatte und das von den vier Jenaer Professoren, Chr.G.Schütz, C.B. Reinhold, F.E.C. Mereau und H.E. Paulus gegengezeichnet war. Dies Gesundheitsattest befand sich 1859 noch im Staatsarchiv Berlin und wurde von Fielitz in "Schiller und Lotte" 1874/75 Verlag Cotta, Stuttgart abgedruckt.*)
2. Karoline v. Wolzogen, Schillers Leben, S.271:
--*Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius.* **Zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust;** *der Leib war schmal.-- Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös."*
3. Schillers Mitschüler auf der Carlsschule, Georg Scharffenstein schrieb:
"Schiller war von langer gerader Statur, lang gespalten, langarmig. Die Brust war heraus und gewölbt, sein Hals sehr lang."
4. Prof. Riemers Aufzeichnung über Goethes Urteil bei der Beurteilung der Handschrift und des Inhaltes von Schillers letztem Brief: *"Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen."*
5. die Selbstbeurteilung Schillers und seiner Leiden: *"Wir Mediziner sind übler daran als andere, weil unsere Furcht vor Krankheit mikroskopische Augen hat, weil wir tausend Wege mehr entdecken, die die Krankheit ausfindig macht. Aber eben diese Bekanntschaft mit der Materie liefert noch ungleich mehr Gründe zu unserer Beruhigung."* **)
6. die Kritik eines I.W.F. aus dem Janusheft Nr. 3 von 1845 betreffend Goethes Verhalten bei der würdelosen Beisetzung Schillers.
7. die Verteidigung Goethes gegen die Anwürfe des I.W.F. durch Dr.E.Hallmann in der Allgemeinen Preußischen Zeitung vom 10.4.1845.
8. die endgültige Zustimmung Dr. Hallmanns zu den Anwürfen von I.W.F. in seinem Schreiben vom 11.6.1845 an Dr. Julius Schwabe, daß Goethe in den Terzinen sich die Rettung von Schillers Schädel wahrheitswidrig zugeschrieben und die Nachwelt zu täuschen versucht habe.
9. die Todesanzeige Schillers in der Leipziger Zeitung vom 14. Mai 1805

*) Wortlaut siehe Hauptteil "Gall und Schiller, Abschnitt: "Schlußfolgerungen."
**) Schiller an Fr. Kunze, Dresden, 13.9.1795 / s. Jonas I / 266

10. das Schreiben Dr. Karl Friedrich Zelters/Berlin, an Goethe über Schillers Tod.
11. die Wiedergabe der Worte des Bürgermeisters Schwabe durch seinen Sohn Dr. Julius Schwabe, warum König Ludwig I. v. Bayern an der Aufstellung von Schillers Schädel in der Großherzoglichen Bibliothek Anstoß genommen habe: *"Wie Münzen und andere Raritäten."*
12. die Totenliste des Totengräbers Bielke
13. das Repertoire des Weimarischen Theaters von 1804/1805
14. 90% = 102 handschriftliche Eintragungen Schillers in seinem Tagebuch über die im letzten Halbjahr - Nov. 1804 bis April 1805 - besuchten Schauspiele.
15. es fehlt eine Urkunde, aus der Prof. Hecker erschließen konnte, daß der Bürgermeister Carl Lebrecht Schwabe
"aus literarischem Ehrgeiz den Zustand in der Gruft übertrieben habe, um seine Rettungstat in um so hellerem Licht erstrahlen zu lassen."
Da C.L. Schwabe -leider- bei Lebzeiten überhaupt nichts darüber veröffentlicht hatte, blieb das Rätsel ungelöst, wie er über seine Rettungstat literarischen Ehrgeiz entwickeln konnte.

Das Ausmaß der Urkundenverluste wird deutlicher, wenn man von den bekannten Ereignissen und Umständen ausgeht, deren Ursachen im Dunkeln liegen:

1. Unbekannt ist, warum Herzog Carl August mit Familie und Hofstaat zu seiner Reise nach Leipzig seinen Leibarzt Dr. Huschke in Weimar zurückließ, während Schillers Hausarzt Dr. Stark zur Messe nach Leipzig fuhr.
2. Unbekannt ist, wer Dr. Huschke zum 6. Mai 1805 zu Schillers Behandlung bestellte, obwohl Schiller ihn in den voraufgegangenen 17 Jahren noch nie für sich oder Charlotte in Anspruch genommen hatte. Dr. Huschke war Leibarzt des Herzogs und Betreuer der Mitglieder der Loge Amalia. Schiller scheint nicht viel auf ihn gegeben zu haben. Am 28.10.1801 hatte er an seinen Jugendfreund Dr. med. von Hoven geschrieben:
"Als praktischer Arzt wäre gewiß etwas für dich zu tun, wenn es nur anginge, daß du festen Fuß bekämst. Die öffentliche Meinung ist für keinen der hiesigen Ärzte und wer es kann, läßt Dr. Stark von Jena kommen."
Das graphologische Psychogramm macht das verständlich: Dr. Huschke war ein fähiger Arzt von besten Umgangsformen, aber die Kranken waren für ihn mehr interessante Fälle als leidende Menschen.
3. Unbekannt ist der Aufenthaltsort von Charlotte Schiller, Caroline v. Wolzogen und den vier Kindern vom Vormittag des 10. Mai bis zur Nacht des 12./13. Mai. Nachweisbar ist nur, daß sie sich ab 13. Mai im Hause v. Wolzogens befanden, wo Charlotte krank darniederlag.
4. Unbekannt ist, wer oder was Charlotte dazu gebracht hat, das Trauerhaus und Schillers Leiche zu verlassen und zu v. Wolzogens umzuziehen.
5. Unbekannt ist die Person, die beim Abholen des Schillersarges in einem Nebenraum schluchzte, ohne sich zu zeigen. Keiner der Träger fragte danach, wer das sei.

6. Unbekannt ist der Auftraggeber Prof. Jagemanns, Schiller auf dem Totenbette abzuzeichnen.

7. Unbekannt ist der Grund für Prof. Jagemann und Mitwisser, das ausgezeichnete Bildnis der Witwe zeitlebens vorzuenthalten.

8. Unbekannt ist der Auftraggeber des jungen, unerfahrenen Töpfers Ludwig Klauer, Schillers Antlitz abzuformen, anstatt einen erfahrenen Bildner wie K.G. Weißer oder Christian Friedrich Tieck damit zu beauftragen.

9. Unbekannt ist der Grund, das Vorhandensein der Totenmaske der Witwe Charlotte zu verheimlichen.

10. Unbekannt ist der Auftraggeber Dr. Huschkes, Schiller zu sezieren, ohne die Erlaubnis der rechtsbefugten und gewahrsamberechtigten Witwe einzuholen oder nachträglich zu erbitten.

11. Unbekannt ist der Auftraggeber, der den Tischler Engelmann zum beschleunigten Einsargen bestellte, weil Schillers Leiche *"schon stark übergegangen" sei.*

12. Unbekannt ist der Vertreter der rechtsbefugten Witwe, der den Sarg mit Schillers Leiche den Trägern und dem Obersekretär Schwabe übergab, ohne sich sehen zu lassen.

13. Unbekannt ist der Grund, warum Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Schwager, Charlotte bis zu seinem Tode 1809 seine Kenntnisse von Totenbild und Totenmaske verschwiegen hat, obwohl er schon am 12. Mai 1805 an Cotta geschrieben hatte:
"Sein Kopf ist noch vor der gänzlichen Zerstörung abgeformt worden... und Jagemann soll eine vortreffliche Zeichnung von ihm sterbend (-?-) *auf dem Kopfkissen gemacht haben."*

14. Unbekannt ist der Grund, warum Dr. Huschke dem Herzog einen Obduktionsbefund nach Leipzig schrieb, obwohl der als Laie damit nichts anfangen konnte.

15. Unbekannt ist der Grund, warum Dr. Huschke den Obduktionsbericht so abfaßte, daß sich die Einzelangaben widersprachen und der Bericht im ganzen mit der Krankengeschichte unvereinbar ist. Es kann daraus kein ärztlich-wissenschaftlicher Schluß auf Schillers Todeskrankheit gezogen werden.

16. Unbekannt ist der Grund, warum Dr. Huschke den unwahren Befund mit der Bemerkung schloß, daß Schiller in einem derartig zerstörten Körper unmöglich hätte weiterleben können.

17. Unbekannt ist der Grund, warum Dr. Huschke gegen Standesbrauch seinen unvereidigten Sektionshelfer von dem unwahren Befund soviel wissen ließ, wie der in den Stadtklatsch brachte.

18. Unbekannt ist der Grund, warum Schillers Herz *"in kleine Stücke zerpflückt wurde"*, obwohl das auch damals keine prosektorische Maßnahme war.

19. Unbekannt ist der Grund, warum Dr. Huschke das Herzzerpflücken dem Herzog mitteilte, wo schon der angebliche Befund des Herzens als ein Stück Haut ohne Muskelsubstanz eine freie Erfindung war.

20. Unbekannt ist, wie Dr. Huschke eine vollsezierte Leiche wieder so herrichten konnte, daß der einsargende Tischler außer einem auffallenden Leichengeruch nichts davon bemerkte.

21. Unbekannt ist der Auftraggeber des jungen Dr.med. Gottfried Herder als Konsilarius des Dr. Huschke. Dr. Herder starb, 32jährig, am 11.5.1806, ohne ein Sektionsprotokoll unterzeichnet oder seine Tätigkeit bei der Sektion sonst bezeugt zu haben.

22. Unbekannt ist der Auftraggeber bzw. Täter der Kahlscherung Schillers nach dem Einsargen. Tischler Engelmann hat offenbar keinen haarlosen Schiller gesehen.

23. Unbekannt ist, ob Engelmann Schiller am 10. oder 11. Mai eingesargt hat.

24. Unbekannt ist der oder sind die Helfer des Tischlers Engelmann beim Einsargen: Dr. Huschke - Diener Rudolph, Aushilfsdiener Färber, Dienstmädchen Christine Wezel oder Jungfer Wilhelmine Schwenke?

25. Unbekannt ist der Auftraggeber bzw. Täter beim Einschlagen der Unterschuppe des Hinterhauptbeins von Schillers Leiche.

26. Unbekannt ist, warum Töpfer Klauer vor dem Abformen des Hinterhauptes die Schlagmarke unter dem Hinterhauptstachel mit nassem Modellierton zustrich.

27. Unbekannt ist der Auftraggeber des Täters, der den Kopf einer Leiche 8 cm kürzer abschnitt als es der Gesichtsmaske Schillers entsprach, und diesen Kopf Klauer aushändigte, um damit die Gesichtsmaske zu einer Ganzkopfmaske zu ergänzen.

28. Unbekannt ist noch, um wessen Kopf es sich handelte.

29. Unbekannt ist der Grund, warum Klauer die Schnittmarke des Halses mit Modellierton zuknetete und den Hinterkopf und die Ohren zweimal an dem Leichenkopf abgoß, in der ersten Mutterform die Schwabesche Tonmaske ausdrückte, in der zweiten Mutterform die "Klinckerfußmaske" goß.

30. Unbekannt ist der Auftraggeber des Oberkonsistorialrates Günther, Schillers Beisetzung auf die Geisterstunde - 24 bis 1 Uhr - festzusetzen, ohne Begleitung durch die Angehörigen oder Freunde, ohne Voransage und Geläut, durch bezahlte Träger aus Handarbeiterkreisen, was sonst nur bei "Freybeerdigungen" wie Zuchthäuslern, Hingerichteten oder Selbstmördern üblich war. Trotz dieser Zeitwahl kam Schiller in die Massengruft des Adels und wurde ordnungsgemäß ins Kirchenregister eingetragen, was bei "Freybeerdigungen" sonst nie vorkam.

31. Unbekannt ist der Grund, warum der Oberkonsistorialrat Günther den Obersekretär Schwabe auf desssen Vorstellung, für Schiller eine ehrbarere Beisetzung zu erreichen, mit der Orakelauskunft abwies:
"Es ist alles so angeordnet und solle in aller Stille vor sich gehen. Die Träger seien schon bezahlt."

32. Unbekannt ist, warum Schillers Diener Rudolph den Obersekretär Schwabe mit der Orakelauskunft abwies:
"Die Gnädige Frau habe alles dem Oberkonsistorialrat Günther übertragen, und die Gnädige Frau könne in ihrem Schmerze den Herrn Schwabe unmöglich empfangen."
Dies traf genau so zu, wenn sich die Gnädige Frau gar nicht im Hause Schiller, sondern im Hause v. Wolzogen befand, wo sie am 13. Mai *"krank darniederlag."*

33. Unbekannt ist die Aufenthaltszeit und -dauer der Nachgenannten im Hause Schiller vor und nach dem Ableben des Dichters:

Charlotte v. Schiller	39 Jahre
Caroline v. Wolzogen	42 Jahre
Karl	12 Jahre
Ernst	9 Jahre
Caroline	5 Jahre
Emilie	1 Jahr
Diener Georg L.Rudolph	26 Jahre
Helfer Joh.M.Chr.Färber	27 Jahre
Dr.med.Wilh.E.Huschke	46 Jahre
Christine Wezel, Magd	25 Jahre
Wilhelmine Schwenke Jungfer, Freundin Caroline v. Wolzogens	27 Jahre

34. Unbekannt ist der quellenwichtige Inhalt des schriftlichen Nachlasses von Caroline v. Wolzogen. Ein Teil wurde Prof. Abeken übertragen, der auftragsgemäß einen Teil davon zur Veröffentlichung freigab, den anderen Teil uneröffnet verbrannte. Den zurückbehaltenen Teil übergab Caroline v. Wolzogen vor ihrem Tode am 11. Jan. 1847 ihrer Freundin Wilhelmine Schwenke, deren Sterbeort und -zeit unbekannt ist. Der Nachlaß ist verschollen. 44/329

Caroline v. Wolzogen bot 1831 W. v. Humboldt an, ihm ihren Briefnachlaß zur Einsichtnahme zu schicken. v. Humbold schrieb: 27/298
"... schicken Sie mir ja, und was Sie zuerst bereitet haben, was Sie so gütig mitzuteilen versprachen. Daß Sie das Meiste vernichteten, schmerzt mich, wie Sie, allein ich begreife es sehr wohl."

35. Unbekannt ist der Grund, warum Caroline Jagemanns Sohn, Karl Wolfgang v. Heygendorff, den gesamten handschriftlichen Nachlaß seiner Mutter mit dem Urkundenstoff der Jahre 1802-1828 vernichtete.

36. Unbekannt ist die Persönlichkeit, die Goethe nach Schillers Tod verbot, das Drama "Demetrius" zu vollenden, was Goethe nach seinen Tagebucheintragungen glaubhaft sehr gerne getan hätte.

37. Unbekannt sind triftige Gründe, warum es trotz vielfach geäußerter Wünsche von 1875 bis 1980 keinem deutschen Anatomen oder Anthropologen gestattet wurde, die in der Fürstengruft zu Weimar liegenden Schiller-

knochen zu untersuchen, in welche Weigerung auch das 1913 durch Prof. Froriep eingebrachte Schillergerippe Nr. II eingeschlossen wurde.

38. Unbekannt sind bis heute die Maße der beiden Schillerschädel in der Fürstengruft, deren Untersuchung 1962 allein dem sowjetischen Anthropologen Michail Gerassimow erlaubt wurde.

39. Bekannt, aber unerklärlich scheint der Ausschluß der deutschen Fachwelt von obiger Aufgabe über alle Wechsel der Besitzstände, Rechtslagen und politischen Wandlungen hinweg zu sein, während des deutschen Kaiserreiches, der Weimarer Zeit der Deutschen Republik, des Dritten Reiches unter Adolf Hitler und der Deutschen Demokratischen Republik unter Ulbricht und Nachfolgern.

Ein Beispiel für das Ausmaß der Quellenlücken gibt Goethes Tagebuch:

Tagebucheintragungen über Schillers Schädel vom 24./26./27. und 28. September 1826 ergeben, daß Prosektor Schröter/Jena und Museumsdiener Färber einen Schädel in den Händen hatten, daß sie 2 Tage mit dessen Reinigung zubrachten, am 27.9. damit fertig waren und einen Entgelt bekamen.

Obwohl Goethe in seinem Tagebuch sonst jede Kleinigkeit zu vermerken pflegte, **fehlen** merkwürdigerweise Eintragungen

über den Empfang von Schillers Schädel aus Bürgermeister Schwabes Hand,
über den Empfang der Ganzkopf-Totenmaske (Weimarer Maske),
über die Nicht-Teilnahme an der Beisetzung in der Bibliothek,
über die Entwendung des Schädels aus dem Sockelkasten in der Bibliothek und dessen Verbringung in Goethes Wohnung,
über die Herkunft des falschen Schädels mit 8 Zahnlücken,
über den Auftrag an Prosektor Schröter, die Zahnlücken zu beseitigen,
über den Auftrag, Schillers Skelett in der Kassengruft zusammenzusuchen,
über die Unterschrift unter Schröters Protokoll und die Prüfung der Knochen
über die Vertauschung des falschen Schädels gegen den echten vor dem 16.12.27,
über die Nicht-Teilnahme an der Beisetzung in der Fürstengruft,
über die Rückvertauschung der Schädel nach dem Staatsakt vom 16.12.1827,
über den Verbleib des echten Schillerschädels.

XVI

Quellenmängel

Über Schillers Leiden und letzte Tage sind wir schlecht unterrichtet. Das liegt nicht nur am Mangel an Urkunden und Urkundenverlust, sondern am Fehlen verlässiger, urteilsfähiger Zeugen. Der wertvollste Zeuge hätte Goethe sein können, aber gerade von ihm liegen die wenigsten Bekundungen vor, und zudem fast nur aus fremder Feder. Die einzige Bekundung, die Goethe selber hinterließ ohne sie irgend einem Zeitgenossen offenbart zu haben, ist im Hauptteil "Ein merkwürdiges Dokument" behandelt. Einigermaßen verlässig scheint die Stelle aus Prof. Riemers Aufzeichnungen zu sein, die in Heckers Dokumentenwerk nicht aufgenommen wurde (Nr.5/S.1) Joh. Scherr "Schiller und seine Zeit", 3. Buch, S. 226 führt sie an.

Eckermann äußert sich ausführlicher darüber, was Goethe ihm über Schillers Leiden und Todesursache gesagt haben soll. Paul Herrn schrieb im Jahrbuch der Goethegesellschaft 1935, S.23 ff:

"Nach dem heutigen Stande der Goethe- und Eckermann-Forschung ist es eigentlich mißlich, mit den Aufzeichnungen Eckermanns als gesicherten Quellenzeugnissen zu arbeiten."

Eckermanns Wert als Zeuge ärztlicher Fragen wird noch zu erwägen sein.

Weitaus die meisten Angaben über Schillers Leiden und letzte Tage finden sich in Prof. Heinrich Voß' Briefen, deren Üppigkeit im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Tatsachengehalt stehen, wie noch zu zeigen sein wird.
An nächster Stelle stehen die Angaben von Schillers Schwägerin Caroline v. Wolzogen, die mit Schiller wirklich vertraut war und gerade die letzten Tage selber mitgemacht hat. Ihre Beschreibung ist aus eigenen Aufzeichnungen entstanden, aber erst gegen zwanzig Jahre nach den Ereignissen abgefaßt und ausgefeilt worden, was ihren Tatsachengehalt merklich vermindert. Auch konnte Caroline Erinnerungen nur unter Rücksichtnahme auf den Weimarer Hof veröffentlichen. Ihre Unterlagen sind zum größten Teil vernichtet oder verschollen.

Die Bekundungen von Schillers Witwe Charlotte geb. v. Lengefeld sind zweifellos die ehrlichsten, in ihrem Sachgehalt nüchtern, aber auch mager, so daß kein Bio- und Pathograph bisher wagte, seine Diagnosen darauf zu beschränken. Die Angaben der Bediensteten, des Dieners Rudolph und des Helfers Färber. können nur als Ergänzung zur Beleuchtung von Schillers letzten Augenblicken dienen. Mehr ist nicht daraus zu gewinnen.
Daß die Aufzeichnungen des behandelnden Arztes schlechterdings nicht zu verwerten sind, wird im Hauptteil XXI. gezeigt werden.

Am 30. Dez. 1826 war Wilhelm v. Humboldt bei Goethe zu Gaste, wobei er Schillers Schädel zu sehen bekam, den Goethe nach der feierlichen Beisetzung vom 17.9.26 aus der Bibliothek entwendet und durch einen gefälschten Schädel ersetzt hatte. Obwohl Goethe den Gast bat, hier nichts davon verlautbaren zu lassen, schrieb v. Humboldt sein Erlebnis am selben Abend an seine Frau nach Berlin. v. Humboldts Betrachtung in Anwesenheit von Prof. Riemer muß Goethe angeregt haben, so daß er schon drei Wochen danach Eckermann gegenüber das Thema "Schiller" anschnitt, wobei er auch auf die Todesursache einging.

Goethe über Schiller in Eckermanns Werken.

Eckermann hat mindestens 4/5 seiner Gespräche mit Goethe **nicht** aufgezeichnet - oder doch **nicht** veröffentlicht. Es ist nicht so sicher, ob er, wenn schon nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach Goethes Worte richtig festhalten konnte. Eckermann war in seinem Stil der unbestimmten und mehrdeutigen Ausdrücke Goethe recht ähnlich, sei es aus Anlage, aus Vorliebe oder in bewußter Nachahmung seines Vorbildes.
Eckermann schrieb:

"Durch Schillers Werke, führ Goethe fort , geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle .....

..... Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.

....

Um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war, sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig, aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliche Spirituosen zu steigern. Dies zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Produktionen selbst schädlich".

Medizinisch ist Goethes Begründung von Schillers Todesursache - Unsinn. Schiller hat in Gesellschaft gerne und reichlich getrunken. Sein Weinvorrat war vielseitig und groß. Bei der Arbeit dagegen trank er gerade nicht, sondern hielt sich mit Bohnenkaffee und Tee wach. Die Geschichte mit den "Faulen Apfeln in der Schieblade" beruht auf Tatsachen, spricht aber nicht für gleichzeitigen Genuß von Alkoholika, weil dann solch schwache Geruchsreize nicht mehr wahrgenommen werden und ihren Zweck verfehlen. Im übrigen steht Goethes Bewertung von Schillers Alkoholismus auf schwachen Füßen, denn er selber trank zeitlebens täglich und im Durchschnitt 1 Liter Wein, und brachte es bis zum Lebensende auf etwa 22 cbm, d.h. 1.700 Liter alcoholus absolutus.

Goethes Ansicht über Schillers Todesursache - soweit Eckermann sich nicht verhört hat oder das Gehörte falsch wiedergab - ist ebenso kurz wie zweideutig ausgedrückt. Die Idee der Freiheit soll Schiller getötet haben. Schiller hätte Anforderungen an seinen Körper gestellt, denen er nicht gewachsen war. Von den Spirituosen abgesehen, die gerade bei Schiller während der Arbeit keine Rolle spielten, wird der Leser und wohl auch Eckermann daran gedacht haben, daß Schiller Tag und Nacht gearbeitet und so sein Gesundheitskapital vor der Zeit verbraucht hätte. Das stimmte zur Hälfte, denn Schiller führte ein durchaus ungesundes und verwöhntes Leben und arbeitete viel bei Nacht. Aber er pflegte bis in den Tag hinein zu schlafen. Wie schlecht die Idee der Freiheit der Gesundheit eines Menschen bekommen kann, hatte Schiller selber im Demetrius ausgeführt, dessen Werdegang Goethe genau verfolgt hatte und kannte. Schiller legte dem Grafen Sapieha das Bekenntnis zum germanischen Staatsgedanken in den Mund, der auf Freiheit, Treue und Wahrhaftigkeit ruht.

Dies Bekenntnis stellte allerdings Anforderungen an die physische Natur, die für die Kräfte des Sprechers zu gewaltsam waren. Die polnischen Adligen brüllten *"Nieder mit dem Verräter! Haut ihn in Stücken!"* und zogen die Säbel, um Sapieha umzubringen.

Wenn Goethe in Gedanken auf Schiller kam, so stand ihm auch dessen letztes Drama "Demetrius" vor Augen. Er schrieb in sein Tagebuch, wie gerne er dies unvollendete Drama zu Ende gebracht hätte. Es wurde ihm von ungenannter Seite verboten.

Er kannte die Rede des Sapieha, wies aber Eckermann nicht auf den Hintersinn der "Freiheit als Todesursache Schillers" hin und bemäntelte die falsche Fährte mit der an den Haaren herbeigezogenen Geschichte der Spirituosen, mit denen Schiller seinen Tod herbeigeführt habe. Zwei Jahre später verschlüsselte Goethe seine wahre Meinung im Vers 3052 des Faust II.

Eckermann müßte Goethe schon mißverstanden haben, wenn er die lange Ausführung Goethes über die Freiheit, wie sie Goethe in die Erzählung über Schiller einflocht, falsch wiedergegeben hat.

Goethe meinte, es sei mit der Freiheit wunderlich, denn jedermann habe deren genug, wenn er sie nur zu schätzen wüßte. Er, Goethe, habe vier Zimmer zur Verfügung, brauche aber nur zwei, und ließe die anderen leerstehen.

Jeder Bürger habe soviel Freiheit, gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben. Er wäre so frei wie der Adlige, wenn er sich in seine Grenzen schicke. Und der Adlige wäre so frei wie der Fürst, wenn er sich unterordnete.

Goethe führte noch an, wie unfrei (er meint wohl unverschämt) norddeutsche Kaufleute seien, die sich im Gasthof frech neben ihn setzten, anstatt ihn, Goethe, ehrfurchtsvoll zu behandeln und seine Überlegenheit anzuerkennen.

Eckermanns Verständnis für Gesundheitsfragen erhellt aus seiner Aufzeichnung über Goethes Anfall vom 26. November 1830:

"Goethe setzte uns vorigen Freitag in nicht geringe Sorge, indem er in der Nacht von einem heftigen Blutsturz überfallen wurde und den ganzen Tag nicht weit vom Tode war. Er verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut, welches bei einem achtzigjährigen Alter viel sagen will. Die größte Geschicklich-

keit des Arztes, des Hofrats Vogel, verbunden mit seiner unvergleichlichen Natur, haben jedoch auch diesmal gesiegt, so daß er mit raschen Schritten seiner Genesung entgegengeht, schon wieder den besten Appetit zeigt und auch die ganze Nacht wieder schläft."

'Nach Goethes rasch erfolgter völliger Genesung wendete er sein ganzes Interesse auf den 4. Akt des Faust, sowie auf den 4. Band von Wahrheit und Dichtung."

Was Goethe eigentlich hatte, wird nicht gesagt. Weder dem Arzt, noch Goethe, noch Eckermann scheint das wesentlich gewesen zu sein, woran und wieso der Alte Herr 6 Pfund Blut = 2,8 Liter verloren hatte. Ob Nasenbluten, Magenbluten, Ösophagus-Varizenbluten, Hämorrhoidalbluten, Lungenbluten, Nierenbluten, Darmkrebsbluten? War es eine Sickerblutung oder ein Blutsturz? Gesunde Männer im vollkräftigen Alter können 2,7-3,2 Liter Blut verlieren, ehe der Tod eintritt. Die Genesung dauert aber 2-3 Wochen. Ein Achtzigjähriger vermag bis zu 1 Liter Blut zu verlieren, bevor er daran stirbt. Die Genesung dauert aber Monate.

Daß der Arzt bei einer tödlichen Blutung auch noch einen Aderlaß gemacht habe, gehört in das Reich der Fabel. Woraus zu schließen, daß Goethe eine k l e i n e Blutung hatte, allerhöchstens den sechsten Teil, einen knappen halben Liter mitsamt dem Aderlaß. Sonst hätte er nicht am 4. Tag nach der Blutung schreiben können:

"Haben Sie die Güte, mein bester Doktor, beikommende schon bekannte Geschichte nochmals durchzugehen und die vorangesetzten einzuordnen, damit es sich zum Ganzen schicke. Faust folgt darauf!

Ein frohes Wiedersehen! Goethe

Eckermanns sechsfache Übertreibung zeigt, mit welcher Vorsicht seine Erzählungen zu werten sind. Was Goethe ihm über Schillers Leiden und Todesursache sagte, war durch die Blume gesprochen, deren Geruch Eckermann -hoffentlich richtig- in Erinnerung behielt. Den Hintersinn hat er bestimmt nicht verstanden.

Der junge Professor Johann Heinrich Voß, 1779-1822, stand mit Goethe und Schiller auf vertrautem Fuße. Er pflegte neben seinem Schuldienst im Februar 1805 beide während ihrer Erkrankung und wachte bei Goethe zwei, bei Schiller vier Nächte. Voß' Schilderung der Erlebnisse bei diesen Nachtwachen wirkt glaubhafter als das, was er über Schillers letzte Erkrankung schrieb. Am Morgen nach Schillers letztem Schauspielbesuch, aus dem er mit Zähneklappern heimkehrte, war Voß im Hause Schiller und bot sich als Wache an. Schiller winkte ab: er möchte lieber ein vertrautes Gesicht um sich haben. Ob dieser Bescheid dem jungen Professor gegen das Gemüt ging, ist unbekannt. Jedenfalls ließ er sich bis zum elften Mai um Mitternacht nicht wieder im Hause Schiller sehen, als der Obersekretär Schwabe zum Tragen des Sarges bat.

In Voß' Mitteilungen ist zu unterscheiden, was er selbst erlebt, was er gehört, und was er frei erfunden hat.

Heinrich Voß an Christian Niemeyer

"Diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Übel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von zwölf Tagen bei Schiller viermal gewacht und bei Goethe zweimal. Goethe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum ersten Mal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es."

erlebt und
übertrieben

Verstopfung!

an Prof.Joh.Jakob Grießbach, 13. Mai 1805

"Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte."

gehört
Schmus

an Karl Friedr.Zelter/Berlin, 15. Mai 1805

"Am Donnerstagmorgen (9. Mai) sank auch die Hoffnung, und kurz nach Mittag wünschten wir für den Rettungslosen nur ein sanftes Ende .....

erfunden

Die letzten Tage waren schmerzvoll. Der Kranke wimmerte und wand sich unter bangen Schmerzen. Von Dienstagmittag an bis Mittwochnachmittag phantasierte er beständig. ..... In der Nacht darauf nahmen die Schmerzen immer mehr ab, aber die Mattigkeit im gleichen Verhältnisse zu. Ein Schlagfluß hat seinem Leben ein Ende gemacht .....

gelogen

gehört

erfunden

Die Sektion hat bewiesen, daß keine Rettung möglich war; denn in dem Körper haben sich die größten Widersprüche gefunden, welche aufzuzählen mehr Kenntnis der Anatomie erfordern, als ich besitze. Hätte ein anderer Geist dies Gebäude belebt, so würde er so lange sich nicht erhalten haben."

gehört

richtig

Schmus

an Friedr. Karl Wolff, 28. Juli 1805

"... Sein Tod kam mir unerwartet, bis auf etwa 3 Tage vor seinem Heimgange, wo ich's leider nur zu sehr vermutete..... Gottlob, daß er nur sechs Tage krank gelegen hat und nur wenig gelitten........"

erfunden

siehe oben!

an Wilhelm Iden, 31. August 1805

"..... Hier schicke ich Dir auch einige Haare, die von seinem heiligen Haupte sind....."

Woher die Haare?

an Christian Niemeyer, 12. August 1806

"... Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu sein.

"Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Teilnahme, äußerte kein Zeichen väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon Sonntag (4. Mai), vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustand vierundzwanzig Stunden. Als sein Bewußtsein wiederkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen (Mittwoch, 8. Mai). Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnte ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte - und in Vierundzwanzig Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht (8. Mai) saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad.

Gegen Morgen (9. Mai) schlief er ein, bis 10 Uhr vormittags. Dann phantasierte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um vier Uhr nachmittags forderte er Naptha; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur drei Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge erkennbar war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenigen Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe mit dem noch im Tode edelen, großen Blicke. - Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du teure Reliquien finden, nimm diese Locke vom Haupte des Edlen und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

gelogen

Schmus und Lüge

süßes Geschäft?

gehört

erfunden

gelogen

20 Stunden nach dem Tode noch Protrusio Bulbi

erfunden

erfunden

erfunden

gelogen

Schmus

gehört und mißverstanden: *"mit großer Mühe"*

erfunden

erfunden

erfunden

Schmus

glaubhaft

Woher die Haare?

Diese Erzeugnisse einer Paralogia phantastica haben keinen Quellenwert.

Caroline v. Wolzogen schrieb 20 Jahre nach den Ereignissen in ihren Erinnerungen:

"Mein Arzt und Freund, der Doktor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Sektion, der er beigewohnt, daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch nach dem Zustande der Lunge nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde."

Entweder hat Dr. Herder an der Sektion nicht teilgenommen, sondern Frau v. Wolzogen etwas vorgeredet, was ihm Huschke eingeblasen haben mochte, oder er war bei der Sektion und hat all das, was Dr. Huschke dem Herzog schrieb, nicht gesehen. Oder er sah die Miliartuberkulose der lk. Lunge, die Lungengangrän der rechten Lunge, das Herz, das nur ein muskelloser Hautlappen war, und vor allem die völlig aufgelösten Nieren. Dann hätte er sich wie Dr. Huschke wundern müssen, wie ein Mann damit überhaupt noch hatte leben können, oder er war ein ärztlicher Esel, daß er Schiller noch ein halbes Jahr Lebensmöglichkeit zusprach. Möglicherweise hatte Caroline Dr. Herder gefragt, ob das wahr sei, was über die Sektion erzählt würde? Worauf Dr. Herder mit dem Kopf nickte. Daraus machte Caroline mit den Jahrzehnten eine Bestätigung eigener Kenntnisse der Sektion, die sie mit Wunschgedanken ausschmückte. Solch Geflunker hat keinen Quellenwert.

Wilhelm v. Humbold an Caroline v. Wolzogen, Bd.II, S. 55
10. April 1830

"Ich schicke Ihnen, theure Freundin, endlich meinen Briefwechsel mit Schiller, wie ich ihn zum Druck redigiert habe. Er ist sehr zusammengeschmolzen, da viele Stellen wegbleiben mußten, theils weil sie compromittierend waren, theils weil sie gar kein Interesse für das Publikum haben konnten .... Es wäre unverantwortlich gewesen, das drucken zu lassen. Von Ideen und Raisoneements habe ich kein Wort gestrichen. Ich wünschte, liebste Freundin, Sie liefen die Briefe nochmal durch. Streichen, Ändern Sie darin, und sonst, was Sie wollen. Wenn Sie damit fertig sind, haben Sie die Güte, das Manuskript an Cotta zu schicken.

Band II. S. 71
Norderney 28. Juli 1831
Wilhelm v. Humboldt an Caroline v. Wolzogen

"..... Schicken Sie mir ja, und was Sie zuerst bereit haben, was Sie mir so gütig mitzutheilen versprachen. Daß Sie das Meiste **vernichteten**, *schmerzt mich, wie Sie; allein ich begreife es sehr wohl."*

Was blieb da noch übrig?

Der verlässigste Augenzeuge: Charlotte Schiller

Heinrich Voß:
Am 28.IV. 1805 war Schiller bei Hofe. *"Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide."*
1.Mai abends war Schiller im Schauspiel, aus dem er mit Schüttelfrost heimkehrte.

Charlotte Schiller in ihren Briefen vom 6. Mai bis 12. Juni 1805:

2.-3.(4?) Mai *"In den ersten Tagen brach er alles von sich."*

6.Mai *"Nach einigen stürmischen Tagen heute Nacht noch sehr beunruhigend. Er hatte einen heftigen Krampf auf der Brust mit trockener Hitze. Wir machten ihm begreiflich, daß er baden müsse. Das erste Bad bekam ihm gut. Er sagte, er habe nun völliges Vertrauen in sich und wüßte, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich müsse an Cotta schreiben, daß er besser sei, und an Caroline von Wolzogen. Von Montag an schlief er wenig mehr."* 38/320

7.Mai *"Dienstag und Mittwoch phantasierte er viel, ließ aber Ernst und Emilie kommen, freute sich über die Kleinen und war liebevoll und freundlich, wenn er sich seiner bewußt war.*

8.Mai *"Nachdem er viel phantasiert hatte, kam Caroline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: "heitrer, immer heitrer." Er war viel ruhiger als sonst in seinen Krankheiten, nahm teil solange er konnte, an unseren Gesprächen. Er wollte nichts essen und wenig trinken. Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange. Ich mußte immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle.*
Er ahnte nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er es mir nicht."

9.Mai *"Den letzten Tag schlief er gegen Mittag ein. Ich saß, um ihn nicht zu wecken in der Nebenstube mit der Schwester und sagte leise: Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut. In diesem Moment kam man und rief uns ins andere Zimmer, und der Todeskrampf hatte schon sein Gesicht entstellt. Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen. Seine Blicke konnten mich nicht mehr finden. Als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, lächelte er mich verklärt an und küßte mich. Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseins."*

Charlotte Schiller, Rückschau im Brief an Fischenich:

"Er muß unendlich gelitten haben, viel mehr, als er es sagte.
Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war milde, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen! Als Sie ihn (1791 in Jena) so treu pflegten, war er viel kränker."

*) *Ergänzende Texte s. Anhang No. 38/320*

Von Charlotte Schiller konnte man keinen erschöpfenden, ärztlich voll ausreichenden Bericht verlangen. Es fehlt vieles, was zu einer klaren Diagnose erforderlich wäre: Es wird nicht berichtet, ob und wie oft Schiller Stuhlgang hatte, oder ob er vom 2. Mai bis zum Ableben verstopft war, wie im März 1805, als ihn Prof. Voß pflegte. Unbekannt, wann und wie oft Schiller Wasser ließ. Es wäre wichtig zu wissen, wann und wie oft er sich am 2., 3. und 4. Mai erbrochen hat und bei welchem Anlaß. Wann hatte er Auswurf und an welchen Tagen nicht? war der Auswurf übelriechend? Blutiger Auswurf wäre Charlotte sicher nicht entgangen.

Neben diesem dürftigen Krankenbericht Charlottes scheint der Bericht Dr. Huschkes an den Herzog ausführlicher zu sein, aber er läßt von dem Geschehen noch weniger erkennen. Dr. Huschke perkutierte und auskultierte damals noch nicht. Leopold Auenbruggers Erfindung der Perkussion wurde 1809 von Corvisart aufgegriffen und der Ärztewelt bekannter gemacht*). Laennec erfand die Auskultation erst 1819. Dr. Huschke schrieb nichts vom Stuhlgang, obwohl ihm doch bekannt war, daß Schiller häufig an Verstopfung litt. Er schrieb nichts davon, ob die Winde abgingen, was mindestens im warmen Bade am 6. Mai der Fall gewesen sein müßte. Er schrieb nichts vom Wasserlassen, nichts von der Menge und dem Aussehen des Harnes, worauf früher viel Wert gelegt wurde. Dr. Huschke schrieb nichts darüber, ob der Leib weich, hart, gespannt, druckschmerzhaft gewesen sei und an welcher Stelle. Und dann verschwieg Dr. Huschke sogar das **mehrtägige Erbrechen**. Auch wenn er erst am 6. Mai ins Haus kam, so mußte er beim Erfragen des bisherigen Ergehens sich danach erkundigt haben. Fahrlässigkeit oder Gedankenlosigkeit kann man Dr. Huschke nicht zubilligen. Nach dem graphologischen Psychogramm war er überlegt, gewissenhaft und genau. Er hatte auch nicht unter Zeitdruck gestanden, denn die große Seuchenzeit kam für Weimar erst nach der Besetzung 1806, der Schlacht von Jena und dem Rückzug der Großen Armee von 1813.

Dr. Huschke hat Schiller keinen Einlauf gemacht, was damals noch selbstverständlich war. Auch im Jahre 1805 hatten die Götter die Diagnose vor die Therapie gesetzt, auch wenn die Kenntnisse viel kleiner und die Behandlungsmöglichkeiten bescheidener waren als heute. Dr. Huschke hat im Falle Schiller weder das eine noch das andere erfüllt, und sein Krankenbericht war wie das Schein-Protokoll der Sektion - ein Schwindel, an welchem Wahrheit und Dichtung nicht zu unterscheiden sind.

Charlotte Schillers Briefe vom 6. Mai 1805 an Cotta, vom 1. Juni an Fritz v. Stein, am 4. Juni an Bartholomäus L. Fischenich, am ? Juni an Christophine Reinwald, am 12. Juni an Luise Frankh, die über Schillers Endkrankheit und Tod berichten, sind in den gedruckten Wiedergaben nicht vollständig. Die ausgelassenen Stellen mögen unwesentlich erschienen sein. Ob Charlotte nicht noch andere Briefe, vor allem zwischen dem 9. und 31. Mai 1805 geschrieben hat, ist unbekannt.

*) *durch die Schrift "Abhandlung über die organischen Schäden des Herzens un der Blutgefäße"/1809*

Die einzelnen Berichte über Schillers Ende wiederholen sich, wenn auch nicht immer wörtlich. Es fällt auf, daß Charlotte im letzten der Todesberichte vom 12. Juni an Luise Frankh erstmalig den Ausdruck *"Alles war an ihm zerstört"* gebraucht.

Dies war die Zusammenfassung von Dr. Huschkes Sektionsbefund, den der Stadtklatsch mit diesem Schluß weitertrug.
Von Dr. Huschke selber kann Charlotte die Wendung kaum gehört haben, denn der begründete sie mit Nennung der im einzelnen zerstörten Körperteile. Davon kann Charlotte nichts gewußt haben, weil sie als Begründung Schillers Krankheitserlebnisse bis zur Carlsschule zurück zur Hilfe nimmt. Das läßt darauf schließen, daß Charlotte jene Wendung - auf welchem Wege auch immer - dem Stadtklatsch entnommen hatte.
Es beweist aber auch, daß Charlotte nach Schillers Ableben, seit dem 10. Mai Dr. Huschke nicht mehr gesprochen, nicht mehr gesehen haben kann.
Dies ist ein weiterer Hinweis darauf, daß Charlotte mit den vier Kindern und der Schwägerin Caroline v. Wolzogen vom Mittag des 10. Mai bis zum 13. Mai sich im Hause v. Wolzogen befand, wo sie, von Wilhelm v. Wolzogen bekundet, krank darnieder lag.
So erklärt sich auch, warum Charlotte von der Zeichnung Schillers auf dem Totenbette, von der Abformung durch Ludwig Klauer, von der Sektion durch Dr. Huschke und vom Einsargen durch Tischler Engelmann nichts gesehen und nichts erfahren hat.
Wenn Charlotte Schiller gewußt hätte, daß Dr. Huschke ihren Mann - ohne um Erlaubnis zu bitten - seziert hatte, so hätte sie ihn um den Grund der Todeskrankheit gefragt, und ihn nicht in den Folgen fehlender körperlicher Bewegung auf der Carlsschule gesucht.

So lückenhaft Charlotte Schillers Krankheitsberichte sind, so lassen sie sich doch schlechterdings nicht mit den Leiden vereinigen, die Schiller nach dem Sektionsbefund Dr. Huschkes gehabt haben müßte:

eine rechtsseitige disseminierte Lungentuberkulose,
eine linksseitige schwere Lungengangrän,
ein Herz ohne Muskulatur, das nur ein welker Hautlappen gewesen sei,
beide Nieren, die in ihrer Substanz aufgelöst gewesen seien.

Der Schwindel war so groß, daß ihn auch die lückenhaften Angaben der unwissenden Charlotte Schiller nach hundertfünfundsiebzig Jahren entblättern.

XVIII

Schillers erste Ruhestätte

Über Schillers Beisetzung hat sich ein endloser Filz von Streitfragen entwickelt. Schon am 21. Mai 1805 bemängelte Wilhelm v. Archenholz in Nr. 61 der "Zeitung für die elegante Welt":

"Ist dies wahr, so ist es schrecklich. Diese Übereilung mit der Beerdigung, die durch keine Witterung notwendig gemacht wurde! Diese Mitternachtsstunde, wie bei dem Begräbnis eines an der Pest Verstorbenen! Dieser isoliert fortgeschleppte Sarg ohne alles Gefolge! Diese bestellten Handwerker, die in Weimar die Leiche eines Schillers zu Grabe tragen sollten!"

Für v. Archenholz lag der Vergleich von Schillers Beisetzung mit der wahrhaft fürstlichen Beerdigung von Friedrich Gottlieb Klopstock nahe, der 1803* in Hamburg verstorben war.

Der Vorwurf hatte sich **nur gegen die Art und Uhrzeit** der Beisetzung gerichtet, während der Ort erst viel später in das Aburteil einbezogen wurde. Ein Besucher schrieb 1819 von einem alten verfallenen Häuschen, in dem Schiller läge. Später wurde darüber geredet, daß Schiller in einer Massengruft beigesetzt worden sei. Als der Bürgermeister von Weimar, Carl Lebrecht Schwabe, 1826 Schillers Gebeine in der Gruft zu bergen suchte und schließlich auch den mutmaßlichen Schädel fand, herrschte in der Gruft ein wüstes Durcheinander von Sargresten und Gerippen der letzten 23 Beisetzungen, und gerade dieser unschöne Anblick veranlaßte das Konsistorium, weitere Nachforschungen in der Gruft zu verbieten, so daß Schwabe genötigt war, seine Suche im Geheimen fortzusetzen. Professor v. Frorieps Untersuchung der Gruft von 1911 bestätigte Schwabes Schilderung.

Aus allem zusammen ergab sich das Bild einer Art Räuberhöhle, und es war nur noch ein Schritt zu der Annahme, Schiller sei in einem Verbrecherbegräbnis beigesetzt worden. In dieser Form wurde das Gerücht Frau Dr.med. Ludendorff mitgeteilt, deren entsprechende Darstellung in der Schrift "Ungesühnter Frevel", die verständliche Empörung der Goethegesellschaft herausforderte. Ein Dokumentarwerk aus der Feder des Archivdirektors Prof. Dr. Max Hecker sollte den Anwurf aus den Angeln heben. Dem so dankenswerten Versuch mangelten jedoch 14 Urkunden, die eher gegen als für den Zweck der Beweisführung sprachen, und so schwelte der Zank weiter, obwohl Dr. Joseph Goebbels als Reichspropagandaminister den "Ungesühnten Frevel" 1936 verbot.

Anmerkung: Franz Götting/Goethes Leben und Werk in Daten und Bildern, läßt S. 62 Klopstock am 14. März 1801 sterben, Inselverlag 1966.

-Das Kassengewölbe-

Um den wirklichen Sachverhalt zu klären, soll zunächst die Frage der beanstandeten Örtlichkeit behandelt werden.

Schiller war in der Nacht vom 11./12. Mai 1805 in dem sog. Kassengewölbe des Jakobsfriedhofes zu Weimar beigesetzt worden. Dieser Friedhof stammte aus dem zwölften Jahrhundert. Um 1250 wurde der zweite Friedhof bei der Stadtkirche eröffnet, aber schon zur Reformationszeit wieder aufgelassen, so daß der Jakobsfriedhof bis 1818 die einzige Beisetzungsmöglichkeit für die Stadtgemeinde blieb. In den letzten Jahrhunderten war die Einwohnerschaft von 2000 auf 8000 angewachsen. Die alte Friedhofsfläche reichte nicht mehr aus und mußte durch Zuschlag benachbarter Gärten erweitert werden. Trotzdem blieb die Raumnot, und die Belegung der Reihengräber mußte in immer kürzeren Abständen erfolgen.

Schon früh hatten die Begüterten feste Flecken im Friedhof erworben und gemauerte Grüfte mit und ohne Überbau anlegen lassen. Um 1800 gab es 74 solcher Familiengrüfte in verschiedenster Größe und Ausführung. Die Gruft Lucas Cranachs von 1553 war eine der größten mit 6 mal 9 Metern Grundfläche, und so tief, daß ein Geistlicher bei der Einsegnung der Leiche auf einer Kanzel stehend darin Platz fand. Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis 1843 wurden noch 40 Nachbestattungen vorgenommen, bevor der Zugang verschüttet und eingeebnet wurde. Die Belegung der übrigen Grüfte war kaum geringer. Die Mitglieder des Adels, die keine eigenen Familiengrüfte besaßen, kamen in ein Gelaß unter dem Kirchturm. In diesen Raum wurden zwischen 1756 und 1788 noch dreiundfünfzig Adlige beigesetzt, genauer, hineingepackt, bis nichts mehr hineinging. Das Durcheinander von Sargtrümmern, Gruftmüll und Gebeinen war sicher unbeschreiblich. Aber wer lang hat, läßt lang hängen, und Gewohnheit ist der beste Augenschirm. Bevor die unteren Särge mürbe und zusammengebrochen waren und oben keine mehr draufgepackt werden konnten, mußten die Anwärter anderswo untergebracht werden, so zeitweilig im Grabgewölbe der Familie Löscher. Eine Ausweichstelle bot das sog. Kassengewölbe, das über ein Menschenalter länger als die Gruft unter dem Kirchturm diente. Seine merkwürdige Geschichte ist für sich zu betrachten.
Der Jakobsfriedhof wurde, zuletzt durch Übernahme eines Gartens an der Nordflanke erweitert. deren Ostecke bis dahin zum Versenken der freiwerdenden Knochen sowie der "Freybeerdigungen" (Selbstmörder, Landstreicher, Zuchthausinsassen und Hingerichteten) gedient hatte. Dieser "Neue Gottesacker" diente fortan und vorwiegend zur Aufnahme der "Freybeerdigungen", aber auch einzelner ehrenhafter Toter, für die sonst kein Raum zu schaffen war.

Durch die Zuwanderer in der Französischen Revolution und den Anstieg der Sträflinge, aber ganz besonders durch die Napoleonkriege nach 1806, die Schlacht von Jena, die zurückflutenden Reste der Großen Armee 1812/13, die Schlacht von Leipzig, die Flecktyphusseuche, nahmen die Todesfälle derart zu, daß vor der Stadt Notfriedhöfe angelegt werden mußten.

Die Kosaken und österreichischen Dragoner dagegen, die bei der Verteidigung von Weimar gegen die Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gefallen waren, wurden auf dem "Neuen Gottesacker" des Jakobsfriedhofes beigesetzt. Nach all diesen Notständen war der Jakobsfriedhof so überbelegt, daß er 1818 geschlossen und der Neue Friedhof vor dem Frauentor eröffnet werden mußte. Dort ließ der Großherzog Carl August die "Fürstengruft" als Familienmausoleum errichten, in der auch Goethe beigesetzt wurde und wo seit 1913 zwei Schillersärge mit zwei "Schillerskeletten" ruhen. Wenn auch gewöhnliche Sterbliche fortan nur noch vor dem Frauentor beerdigt werden konnten, traf das die vierundsiebzig Gruftbesitzer des Jakobsfriedhofes nur Zug um Zug, solange noch Platz in ihren Gewölben vorhanden war. Gegen eine Abstandsgebühr durften sie ihre Toten weiter auf dem Jakobsfriedhof beisetzen. Erst gegen 1851 gingen diese Nachbeisetzungen zu Ende. Da seit 1818 die nicht mehr benutzten Grüfte und Gewölbe abgerissen und eingeebnet wurden, bot der Jakobsfriedhof drei Jahrzehnte lang das ebenso merkwürdige wie wüste Bild eines Trümmerfeldes mit Resten gepflegter Andachtsstätten. Ein Doppelgesicht haftete auch der Jakobskirche an. Beim Neubau der Kirche 1712 wurde das an die Altarwand der Kirche angelehnte Wexsche Gruftgewölbe als Sakristei weiterverwendet. Und da 1806 die Kirche als Lazarett voller Verwundeter von der Schlacht bei Jena lag, wurden Goethe und Christiane Vulpius von Oberkonsistorialrat Günther in der "Gruft-Sakristei" getraut.

Kein Wunder, wenn ein Friedhof mit solch ungewöhnlicher Vergangenheit und Gegenwart Anlaß zur Legendenbildung gab.

Die wirtschaftliche Leitung des Kirchenneubaues von 1712 hatte bei dem fürstlichen Rentamtmann Christoph Jenichen gelegen, der dabei in fünfzehn Jahren 30.000 Taler verdiente. Er kam in Verruf, seine Familiengruft an der Südostecke des Jakobsfriedhofes mit Geldern des Kirchenbaues errichtet zu haben, wurde drei Jahre eingekerkert und des Landes verwiesen. Zu Lebzeiten hatte er schon einem fremden Ehepaar Platz in seiner Gruft eingeräumt, war aber selber nicht mehr in den Genuß der Gruft gekommen, die den Erben genommen und 1742 dem Finanzamt, der Landschaftskasse, übertragen wurde. Diese vergab das Recht zur Beisetzung an Adlige und Beamte, die ihre Toten sonst nicht mehr unterbringen konnten, angeblich gegen eine Gebühr von 7 Talern. Auf diese Weise entlastete die Jenichensche Gruft, fortan "Kassengewölbe" genannt, die immer überfüllte Hochadlige Gruft unter dem Kirchenturm.

Die scheinbar billigen Beisetzungen im Kassengewölbe hatten ein Anhängsel, dessen wahre Hintergründe erst 1911 an den Tag kamen, als Prof. August v. Froriep das 1852 eingeebnete Kassengewölbe ausgrub. Dies Kassengewölbe von 3,25 mal 4,42 m Grundfläche war nur für 6 Särge vorgesehen, wie es einer durchschnittlichen Familiengruft entsprach. Als Massengruft verwendet, mußten die Särge übereinander abgesetzt werden, und der Totengräber hackte vermürbte Särge entzwei, packte die Bretter beiseite und schaufelte die Knochen in flache Kuhlen des Gruftbodens. Das war indes nur möglich, solange der Gruftmüll aus Sarg- und Leichenresten nicht höher als einen halben Fuß lag. Später konnte er die Gebeine nur noch zwischen die Särge im Gruftmüll verteilen. Die Verrichtung änderte sich, aber die Bezeichnung dafür blieb, und der Totengräber ließ

sich für die "Versenkungen" von den jeweils nächsten Benutzern gut bezahlen. Als Bürgermeister Carl Lebrecht Schwabe im März 1826 mit einigen Herren der Stadtverwaltung in die Kassengruft stieg, um Schillers Gebeine zu bergen, da fanden die Herren zunächst eine geordnet liegende Sechserreihe von Särgen. Bei deren Anlüften jedoch gingen die Bretter auseinander, und zu ihrer Verwunderung sahen die Herren weder Müll noch Knochen darin, so daß sie glaubten, die Gebeine seien **vor** dem Holze spurlos vergangen. Unter diesen leeren Särgen standen aber sechs wohlerhaltene Särge, deren Namensschildchen sogar die Persönlichkeiten der Inliegenden verrieten. Diese wurden ungeöffnet gehoben und im Oberraum der Gruft abgestellt. Unter den heilen Särgen herrschte ein heilloses Durcheinander von Gebeinen, Brettern und Gruftmüll. Die vorgefundene Unordnung erregte den Unwillen von Friedhofbesuchern, so daß das Oberkonsistorium, wie schon gesagt, weitere Nachforschungen verbot. Bürgermeister Schwabe war genötigt, sein Vorhaben bei Nacht auszuführen, was glücklich zur Auffindung von Schillers Schädel führte.

Keiner der Stadtgewaltigen war auf den Gedanken gekommen, daß das mit den Särgen ohne Knochen obenauf keine Folge der Gruftfeuchtigkeit sein konnte, wie es ihnen der herbeigeholte Totengräber Bielke erklärte. Erst 1911 wurde der Sachverhalt durch Prof. v. Frorieps Ausgrabung klar. Von über 70 Beisetzungen, von denen 64 feststellbar waren, war nur ein einziger Ohrring zu finden.

Früher wurden den Toten mehr Beigaben belassen oder zugegeben als heute. In Gräbern und Grüften aus der Zeit um 1800 fanden sich Ohr- und Fingerringe, Halskettchen, Anhänger, Goldzähne, Platinprothesen, vergoldete Crucifixi, goldene Busennadeln, Zungen-Mariengroschen, Augenthaler, Bernsteinhalsketten, Psalmbuch-Silberbeschläge usw.

Die Totengräber Bielke und Sohn, sowie deren Vorgänger vor 1755 sind Leichenfledderer gewesen. Wenn die Herren der Verwaltung bei der Gruftbesichtigung auf den Gedanken gekommen wären, daß die sonderbare Sargordnung mit den knochenfreien Särgen obenauf eine fortgesetzte Leichenberaubung verdecken sollte, so hätte sich der Totengräber mit Seilers Tochter copulieren lassen können. Damals standen im Ländchen Sachsen-Weimar-Eisenach auf dem Diebstahl von 5 Gulden die Todesstrafe, und kleinere Sünder wurden im 3 x Wiederholungsfall schon bei der Entwendung kleinerer Werte gehängt oder geköpft.*)

Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit können wir heute sagen, w i e die Totengräber die Leichenberaubung ausführten, ohne ertappt zu werden.
Sobald 1-4 Särge lange genug abgelagert waren, wurden sie gegen die zuletzt gekommenen umgetauscht, die noch keine 10 Jahre gelegen hatten. Bei den

*) *Vergl. "Die Strafrechtspflege in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August", S. 32ff.*

älteren waren in der Zeit die Nägel abgerostet. Die Deckel wurden abgenommen, die Särge auf die Seite gelegt, die Knochen herausgerollt und zwischen die Särge geworfen. Nun konnte der Sargmüll (aus Käferlarven, verrotteten Hobelspänen, Sargauskleidung und Bekleidungsstücken) nach Schmucksachen durchsucht und den Knochen hinterhergekippt werden. Dann wurden die Sargdeckel aufgelegt und so der Anblick einer wohlgeordneten Gruft wieder hergestellt. - Wenn wirklich einmal neugierige Friedhofsbesucher zur Mittagszeit, wenn das Tageslicht durch die Deckenluke die Gruft genügend erleuchtete, in die Gruft hineinsahen, so konnte kein Mensch erkennen, daß die ehrbaren Totengräber da im Halbdunkel in aller Gemütsruhe Leichenberaubung verübten.
Der Erlös für die Beute aus den Händen der Hehler vervollständigte das dreifache Verdienst der Totengräber aus Gehalt, Versenkungslohn und Beute. Durch v. Frorieps Arbeit von 1911 wissen wir, daß es in dem Kassengewölbe nicht nur so ausgesehen hat, wie in einer Räuberhöhle, sondern daß es auch eine war.

Mit Schillers Beisetzung hatte das nichts zu tun, und die Ehrbarkeit des Kassengewölbes in den Augen der Veranlasser von Schillers Begräbnis darin wurde von dem Sachverhalt der Leichenfledderei nicht berührt. Gewicht kam den Bielkeschen Machenschaften nur in bezug auf die Möglichkeit der Bergung von Schillers Gebeinen zu. Gleichviel, ob Schiller nun in einem eichenen oder tannenen Sarg beigesetzt wurde, so war zwanzig Jahre danach eine ungestörte Lage des Sarges und ein Auffinden des Gerippes schlechterdings unmöglich. Schwabes Versuch, die drei obersten Kubikmeter Gruftmüll um- und umzuschaufeln, um wenigstens den Schädel auszufinden, war wirklich die einzige Möglichkeit, überhaupt noch etwas zu retten.
Rückschauend läßt sich gut verstehen, wie die falsche Nachrede von der unehrenhaften Begräbnisstätte Schillers zustande gekommen ist. Als Schiller darin beigesetzt wurde, war die Kassengruft über achtzig Jahre alt. Aus Bruchsteinplatten erbaut und mit Stuck verputzt und verziert, konnte sie ein Betrachter um 1819 schon als "altes, verfallenes Häuschen" sehen. Der Stuckputz war ausgewittert und z.T. abgefallen und die schmiedeeiserne Außentüre der Westseite mit dickem Rost bedeckt.
Der Befund in der Gruft von 1826 - 8 Jahre nach Beginn der Abbrucharbeiten auf dem Jakobsfriedhof - war unschön genug.
Nach der Niederlegung der Gruftbauten war der ganze Friedhof eine Trümmerstätte, und es dauerte noch lange, bis er anlagemäßig wieder hergerichtet wurde. Der Neue Gottesacker war wieder vom Friedhof abgetrennt worden.
Man wußte, daß dort die Sträflinge und Selbstmörder vergraben worden waren, hatte aber bei der räumlichen Veränderung keine Vorstellung mehr davon, wo. Daß das Kassengewölbe eine Massengruft war, wofür sie als Familiengruft viel zu klein war, vermengte sich mit der anderen Stelle der unehrenhaften Begräbnisse.

Prof. Hecker versuchte in seinem Dokumentenwerk den so ungerechtfertigten schlechten Ruf des Kassengewölbes gut zu machen:

"Das Kassengewölbe, das nicht, wie kühne Unwissenheit Unwissenden vorzuspiegeln sich erdreistet hat, im "Verbrecherwinkel" des Kirchhofs, sondern stattlich in der Reihe anderer Erbbegräbnisse, ja recht eigentlich an bevorzugtem Platze steht .... das Kassengewölbe war keineswegs eine Gruft des Grauens, in der Landstreicher und Selbstmörder sich vor den Augen der Welt verbargen, keineswegs das schauerliche Verließ, in dem ein verbrecherischer Geheimbund seine Widersacher weiheloser Verwesung überantwortete, keineswegs die gemiedene Höhle, über der unsichtbar das Epitaph der Schmach und Verworfenheit stand: Das Kassengewölbe war eine viel begehrte Ruhestätte geliebtester Toten, ein hochangesehenes Gemeinschaftsgrab für solche Mitglieder des Adels und des Beamtenstandes, die in Weimar über kein eigenes Erbbegräbnis verfügten und doch aus dem Vorzug der Geburt oder bürgerlicher Verdienste für sich und die Ihrigen das Recht herleiten zu dürfen glaubten, in einem großen, aus dauerhaften Quadern gefügten Steinsarge, unvermischt mit dem gleichmachenden Erdenstaub, dem Tag der Auferstehung entgegenzuschlummern, ein würdig-vornehmes Begräbnis, das nicht für zu gering geachtet wurde, seine Exzellenz den Herrn Hofmarschall v. Witzleben 1788 .... usw. aufzunehmen."

....

"Es ist eine verruchte Fabel, daß Schiller an ehrlosem Orte verscharrt worden sei. 'Verscharrt' : schon dieses Wort ist eine Lüge! ...."

Anstatt der verhaßten Ärztin ihre Fehler kühl und sachlich zu zeigen und durch Klarstellung der örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse die Irrtümer zu bereinigen, verfiel Prof. Hecker mit seinem Wortschwall in denselben Fehler, nur nach der entgegengesetzten Seite und vereitelte eben dadurch eine wahrheitsgetreue Geschichtsschreibung.
Das Kassengewölbe war, mit den Augen der heutigen Zeit betrachtet, eine Stätte des Grauens, aber nicht aus Bosheit, sondern als Folge der Notlage und des Mangels an Raum. Auch zu Schillers Zeiten hätten die Nutznießer gerne ihre Toten in geordneten Grüften, nach Familien getrennt, untergebracht. Sie hatten sich längst an die Notlage gewöhnt. Dr.med. Ludendorff hatte nicht behauptet, daß Landstreicher und Selbstmörder sich in der Gruft vor den Augen der Welt verborgen hätten - aber in der Tat war die Gruft, ohne Kenntnis der Mitwelt, eine Stätte der Leichenfledderer Bielke. Was es mit dem hochangesehenen Gemeinschaftsgrab auf sich hatte, sahen wir an der Gruft unter dem Jakobskirchturm, die dem Kassengewölbe an Unordnung nichts nachgab und aus der Notlage heraus dennoch in Anspruch genommen werden mußte. Prof. Heckers Worte über die aus Herkommen und Verdienste abgeleiteten Ansprüche, unvermischt mit dem gleichmachenden Erdenstaube der Auferstehung entgegenschlummern zu dürfen, widerlegten sich selber. Der stuckverputzte Oberbau des Kassengewölbes war nicht aus "dauerhaften Quadern" erbaut, und der Gruftboden bestand genau aus demselben Erdreich wie alle Gräber des Jakobsfriedhofes. Die Knochen der Särge wurden vom Totengräber in flache Kuhlen dieses Erdbodens gescharrt, bis der Gruftmüll höher lag und die freiwerdenden Gebeine - nach der Entnahme von Kostbarkeiten - in den Müll geworfen und

getreten wurden. Notlage und Habgier standen Pate, aber mit einem würdig-vornehmen Begräbnis hatte das nichts zu tun. Die Knochen der Gruftinlieger wurden noch viel inniger mit dem Erdenstaub, mit Gruftmüll und Verwesungsresten gemischt und durcheinandergewürfelt, als es in den Reihengräbern der kleinen Leute der Fall war.
Verscharrt wurde Schiller deswegen nicht, weil er in der Reihe der Gruftinlieger zu spät kam, aber unauffindbar auseinandergeworfen und in den Grund getreten wurde er genau so wie seine Vorgänger.

Prof. Hecker muß gefühlt haben, daß er mit seinem Mangel an sachlichen Widerlegungen nicht ans Ziel kam, die Leser wirklich zu überzeugen, und berief sich darum auf den Glauben:

"Und wie wir glauben dürfen, daß die schmucklose Form der Überführung sein eigener Wunsch gewesen ist, so halten wir es nicht weniger für sehr wahrscheinlich, daß er, der seinen frühen Tod vorausgesehen, der Gattin auch seine Ruhestätte bezeichnet hat : wir glauben, daß es Schillers eigener Wille gewesen ist, im Kassengewölbe beigesetzt zu werden."

Dem Glauben soll zwar kein Ding unmöglich sein, aber der Historiker muß sich an den Tatsachen genügen lassen. Reichen diese nicht aus, ein Geschehen schlüssig zu erklären, so soll er alle denkbaren Erwägungen anstellen, darf aber keinen Unfehlbarkeitsanspruch stellen und muß sich Kritik gefallen lassen.

Immer wieder wird die Frage laut, ob Schiller nicht ebensogut in einer anderen Grabstätte hätte Platz finden können, die weniger überbelegt war und wo unter geordneten Umständen auch seine Witwe später hätte neben ihm beigesetzt werden können?

Nach den Zeugnissen von Charlotte Schiller und Caroline v. Wolzogen hatte Schiller für den Todesfall nichts vorgesorgt, nie daran gedacht, und weder er noch seine Frau glaubten in der letzten Krankheit an einen nahen Tod. Sie wurden überrascht. Schiller besaß keine eigene Grabstätte noch Gruft.

Die Entscheidung lag nicht bei Schiller und seiner Frau und nicht bei seinen persönlichen Verehrern, sondern in erster Linie beim Totengräber Bielke und beim Oberkonsistorialrat, wobei der behandelnde Arzt, Dr. Huschke, das erste Wort zu sprechen hatte, **wann** der Verschiedene zu beerdigen sei. Der Friedhof insgesamt war überbelegt. In die Reihengräber war Schiller als Geadelter nicht zu bringen, und schon garnicht auf den Neuen Gottesacker zwischen die Zuchthäusler oder Selbstmörder. Die angemessene Adelsgruft konnte nur das Kassengewölbe sein, obwohl in einer der Familiengrüfte immer noch Platz war. Sicher hätte der eine oder andere Besitzer einen Friedrich Schiller bei sich aufgenommen, aber dann mußte die Bitte erst ins Intelligenzblatt gesetzt werden, so daß mit einem Angebot kaum vor 3-4 Tagen zu rechnen war. In der Lucas-Cranach-Gruft hätte auch ein Achtunddreißigster Platz gefunden, aber da sollten nur noch Maler beigesetzt werden. Und auf die freiwerdende Gruft des Medicus Müller wird der Oberkonsistorialrat selber ein Auge geworfen haben,

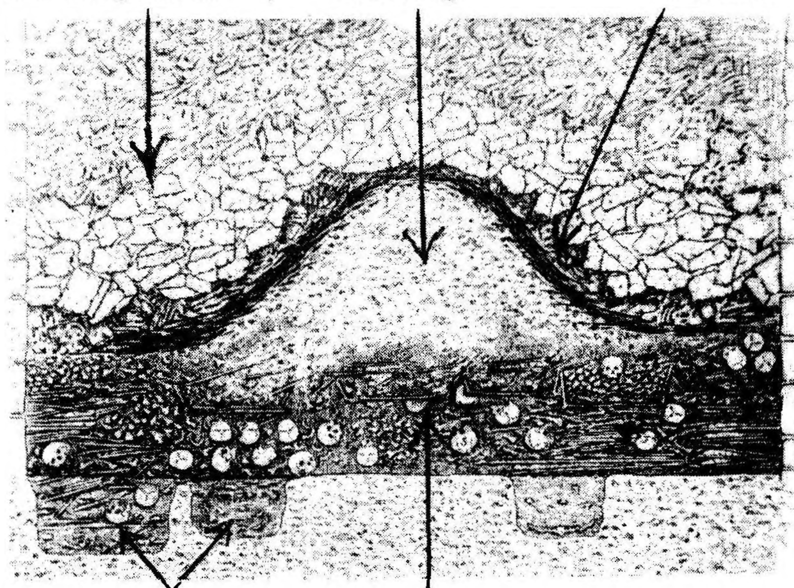
wo er auch bald danach seine Töchter beisetzen mußte und schließlich selber seine Ruhe fand. So werden bei der Wahl vermutlich der Wunsch des Dr. Huschke und die praktischen Erwägungen des Totengräbers den Ausschlag gegeben haben. Der ungewöhnlich früh einsetzende Leichengeruch, den auch der Sargtischler Engelmann bestätigen konnte (der sich noch nach einundzwanzig Jahren daran erinnerte) sprach für eine beschleunigte Beisetzung, und für den Totengräber war die Arbeit an dem Kassengewölbe das Bequemste. Er brauchte kein Grab auszuwerfen und die Knochen des Vorliegers auszusammeln, kam durch das Graben bei Tage oder gar bei Nacht mit Lampenschein nicht ins Gerede der Anlieger. An der Gruft war die ganze Arbeit in der Zeit von zehn Vaterunsern zu erledigen. Daß er, auf halb Eins bestellt, mit seinen drei Helfern bis halb Zwei warten mußte, konnte er am frühen Morgen noch nicht wissen. Erst gegen Abend war der Sekretär Schwabe von einer Dienstreise zurückgekehrt, hatte von der Beisetzung Schillers in der Nacht gehört, und schließlich vom Oberkonsistorialrat die Erlaubnis erwirkt, den Sarg mit seinen Freunden zum Friedhof tragen zu dürfen, was dann auch geschah.

Prof. August v. Frorieps Befund bei der Ausgrabung des Kassengewölbes von 1911

Mauerwerk des Gruft-Oberbaues, 1854 eingeworfen

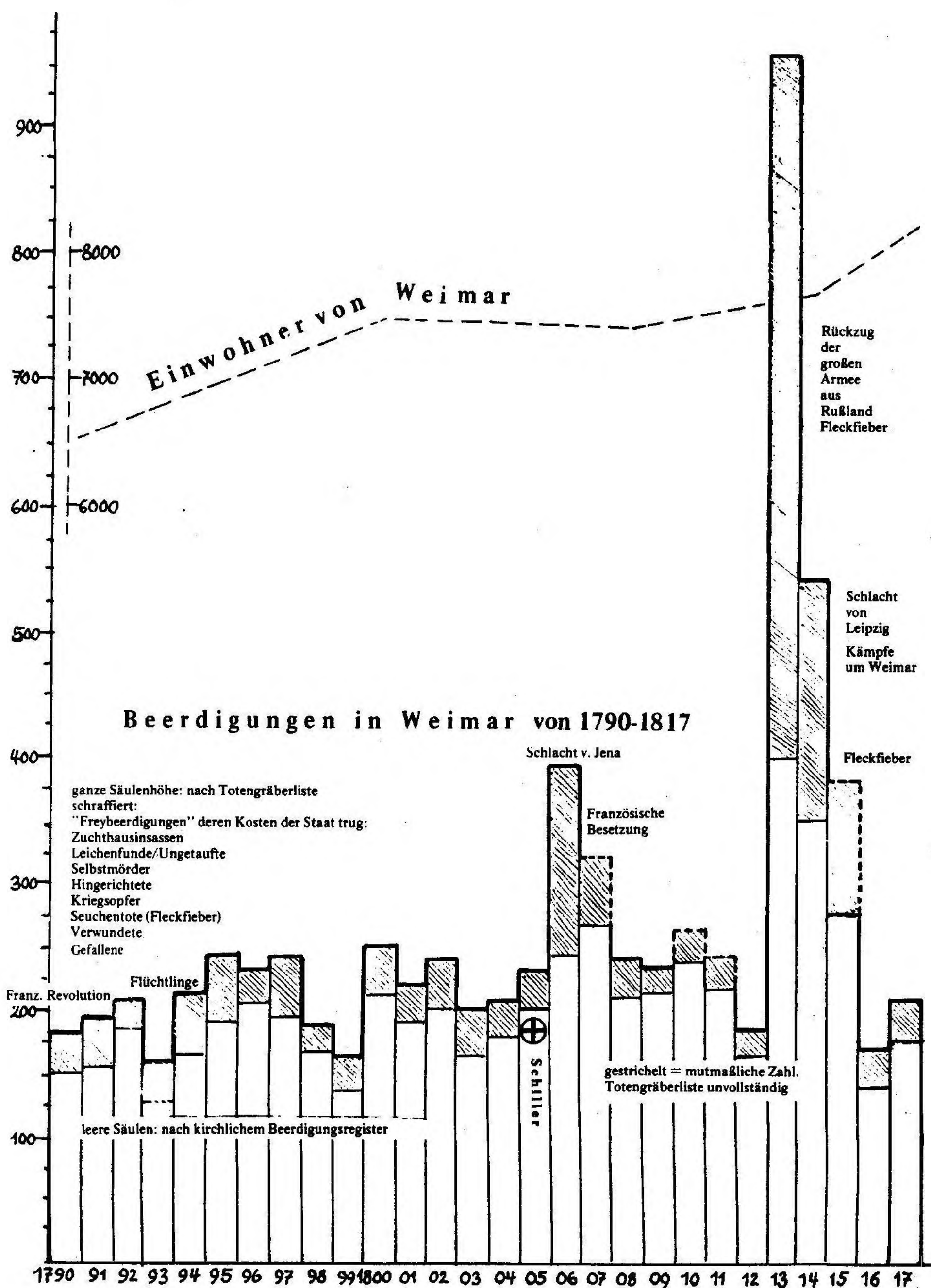
Erdreich, das über dem Gewölbe lag

Dachschiefer des Oberbaues



flache Kuhlen, in die der Totengräber die Knochen einscharrte (versenkte).

Gruftmüll mit Holzresten und Gebeinen



Einwohner von Weimar
Beerdigungen in Weimar von 1790-1817
900
800
700
600
500
400
300
200
100
8000
7000
6000
Rückzug der großen Armee aus Rußland Fleckfieber
Schlacht von Leipzig
Kämpfe um Weimar
Fleckfieber
Schlacht v. Jena
Französische Besetzung
ganze Säulenhöhe: nach Totengräberliste
schraffiert:
"Freybeerdigungen" deren Kosten der Staat trug:
Zuchthausinsassen
Leichenfunde/Ungetaufte
Selbstmörder
Hingerichtete
Kriegsopfer
Seuchentote (Fleckfieber)
Verwundete
Gefallene
Flüchtlinge
Franz. Revolution
Schiller
gestrichelt = mutmaßliche Zahl. Totengräberliste unvollständig
leere Säulen: nach kirchlichem Beerdigungsregister
1790 91 92 93 94 95 96 97 98 99 1800 01 02 03 04 05 06 07 08 09 10 11 12 13 14 15 16 17

Sterbeziffer von Weimar von 1790 bis 1817/21

Nach den Beerdigungslisten des Pfarramtes Weimar, früher Jakobsgemeinde und nach der Beisetzungsliste des Totengräbers Bielke

Jahr	Pfarramtliche Liste	Unterschied	Totengräber-liste	wahrscheinliche Gesamtzahl: nach Ergänzung der Lücken in der Totengräberliste
1790			179	
1791	155	+ 38	193	
1792	185	+ 25	210	
1793	128	+ 36	164	
1794	164	+ 50	214	
1795	197	+ 54	151	
1796	209	+ 26	235	
1797	199	+ 51	250	
1798	168	+ 21	189	
1799	137	+ 28	165	
1800	217	+ 40	257	
1801	192	+ 30	222	
1802	204	+ 43	247	
1803	190	+ 15	205	
1804	183	+ 29	212	
1805	218	+ 14	232	
1806	248	+ 150	398	
1807	263	- 52	211	+ 60 = 325
1808	214	+ 30	244	
1809	217	+ 23	240	
1810	237	- 18	219	+ 25 = 262
1811	222	- 5	217	+ 26 = 248
1812	166	+ 17	183	
1813	409	+ 565	974	
1814	356	+ 194	550	
1815	281	- 32	249	+ 107 = 388
1816	145	+ 28	175	
1817	176	+ 36	212	
1818	186			
1819	211			
1820	208			
1821	185			

In den Friedensjahren von 1791 bis 1805 wurden im Durchschnitt 15,4% aller Todesfälle nichtkirchlich beerdigt.

Nach Jena und Auerstedt unter französischer Besatzung wurden 37,6% nichtkirchlich beerdigt.

Nach dem Rückzug der Großen Armee (Moskau), wurden 58% nichtkirchlich beerdigt,

wobei die kirchlichen Beerdigungen schon doppelt so hoch lagen wie in ruhigen Zeiten.

Die nichtkirchlichen Beerdigungen sind nur in zwei Jahren am Jahresende summarisch als "Freybeerdigungen" vermerkt.

XIX

Abend- und Nachtleichen im Alten Weimar

Die Bemängelung von Schillers Beisetzung durch Wilhelm von Archenholz verurteilte Prof. Max Hecker hundertdreißig Jahre später:

"Der Aufsatz von Johann Wilhelm v. Archenholz "Schillers Beerdigung". Fern von Weimar, unbekannt mit den Gepflogenheiten dieser Stadt, unbekannt mit den Absichten der Schillerschen Familie, maßte sich in seiner eilfertigen Entrüstung ein törichtes Urteil an, das bei gleich Ununterrichteten nur zu starken Widerhall gefunden hat."

Prof. Hecker betonte, daß nächtliche Beisetzungen eine Altweimarer Sitte gewesen wären und als besondere Würdigung und Ehre gegolten hätten.
Als Beweis führte er folgende nächtliche Beisetzungen an:

Johann Gottfried v. Herder	21.12.1803	abends	9 Uhr
Friederike A.Chr.v. Tettnau	18. 1.1805	morgens	4 Uhr
Christ. Gottlieb Voigt	21. 5.1813	morgens	3 Uhr
Christiane v. Goethe	6. 6.1816	morgens	4 Uhr
Superintendent Vogt	10. 8.1818	morgens	4 Uhr
Cornelius Julius Riedel	18. 1.1821	abends	11 Uhr
Großherzog Carl August	9. 7.1828	morgens	4 Uhr
Großherzogin Luise	18. 2.1830	morgens	4 Uhr
Wwe. Kupferstecher Stark	9. 2.1861	abends	11.30 Uhr

Leider führte Prof. Hecker keine Abendleichen aus der Zeit **vor** 1800 an, was Abendleichen als Altweimarer Brauch beweisen konnte. Er vergaß sogar die abendliche Beisetzung der Gräfin Marschall vom 23.3.1800 im Kassengewölbe. Abendleichen waren bei den Begüterten beliebt gewesen, weil dabei mit Lampen- und Fackelbeleuchtung ein größerer Aufwand als am Tage getrieben werden konnte.*) Vom 1. Juni 1763 an wurde den Anwärtern einer Abendleiche der Begüterten eine Abstandsgebühr zugunsten des Waisenhauses auferlegt. Kleinbürgern waren Abendleichen versagt, um sie vor unnützen Ausgaben zu bewahren. Dem Adel dagegen waren sie freigestellt.

Hecker führt drei richtige Abendleichen an, die Nachzügler jener alten Sitte waren, deren eine von 1861 kaum noch mitgezählt werden kann. Riedel war Logenbruder wie Herder, der zudem Illuminat war. Deren Nachtbeisetzungen konnten auch durch ihre Vereinszugehörigkeit bedingt gewesen sein: Logen pflegten bei Nacht zu tagen.

Frühbeerdigungen im Hochsommer, wie vom Superintendenten Vogt, dem Großherzog Carl August und Goethes Ehefrau Christiane Vulpius lassen sich nicht gut zu den dispenspflichtigen Abendleichen zählen, da sie bei Sonnenaufgang keiner künstlichen Beleuchtung bedurften, was nur bei der Friederike v. Tettnau und der Großherzogin Luise erforderlich war, auch wohl bei Gottlieb Voigt, für den dieselben Bedingungen galten wie für Riedel.

*) *vergl. Justus Möser, Patriotische Phantasien: "Heutzutage will man noch im Sarge kokettieren und die Würmer in einem frisierten Totenhemd empfangen."*

Auch er war Bruder der Loge Amalia gewesen. So schrumpften Heckers Beispiele für herkömmliche **Abendleichen** merklich zusammen. Im Zeitraum von 1803 bis 1822 kamen fünf wirkliche Nachtbeerdigungen auf 4310 Tagbeisetzungen, also 1:862. In dieser Spätzeit war es eine ganz große Seltenheit geworden. Von den angeführten Beispielen fiel Christiane Vulpius verh. Goethe etwas aus dem Rahmen, obwohl ihre Beisetzung gewisse Ähnlichkeit mit der Schillerschen hatte. Die Frau Hofrat wurde weder in einer Adelsgruft wie Schiller, noch bei ihrer Familie oder ihren Kindern begraben, sondern in den Reihengräbern für sich allein. Zunächst hatte sie siebzehn Jahre lang dem Dichter und Minister als Beischläferin gedient und schon fünf Kinder geboren, ehe Goethe sich, wohl unter der Anregung durch Marschall Angéreau, plötzlich zur Trauung entschloß, die Oberkonsistorialrat Günther unter bedrängten Umständen in der Gruft-Sakristei der Jakobskirche vollzog.

Christiane war dem Alkohol ergeben und alterte früh. Zehn Jahre nach dem Eheschluß erlitt sie auf einer Spazierfahrt einen Schlaganfall. Da sagte der Minister zum Kutscher:

"Nun, die werden zu Hause einen guten Schrecken bekommen, wenn wir halten und die Person hier sitzt tot im Wagen!"

Christiane entschlief zwei Tage später,

25/296 *".... unter den Händen bezahlter Wärterinnen, fast ohne Pflege, keine freundliche Hand hat ihr die Augen zugedrückt, und selbst ihr Sohn ist nicht zu*
44/329 *bewegen gewesen, zu ihr zu gehen, auch Goethe wagte es nicht."*

schrieb Johanna Schopenhauer an E.v.d.Recke.

Die Beisetzung um 4 Uhr früh bei Sonnenaufgang wird vermutlich Goethe selber empfohlen haben. Die Totengräber senkten die einsame Frau Rat und Minister in die Erde, wie Schiller, stumm ohne Geleit noch Gefolge. Zwei Jahre nach ihrem Tode wurde der Friedhof für alle Reihengräberanwärter geschlossen und in dem Gelände überwucherte die Grabplatte in ihrer Umzäunung, bis sie nach 72 Jahren dank der Bemühungen von Staatsrat Karl Kuhn wieder aufgefunden und hergerichtet wurde.

Die Uhrzeit der Versenkung war so bedeutungsvoll wie die Schillers in der Geisterstunde. Für Goethe war in der Halbwelttänzerin Marianne Willemer eine neue Sonne aufgegangen, der er glühende Lieder dichtete, als Christianes Leben zu Ende ging. Der Dichter konnte nicht wagen, sich der Sterbenden anzunehmen. Es hätte seine Gefühle stören können.

"So stellt sich in Goethes Charakter eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken dar, die er auf alle Weise und in allen Lagen seines Lebens möglichst von sich zu entfernen suchte."

Johannes Falk, Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt. S.1.

In der Spätzeit, auf die sich Prof. Hecker mit seinen Beispielen nächtlicher Beisetzungen beschränkte, gab es keinen einzigen Fall unter den kirchlichen Eintragungen einer Beisetzung in der Geisterstunde wie bei Friedrich Schiller. **1:4315.** Es war keine seltene Beisetzung, sondern die einzige ihrer Art, die ordnungsgemäß

ins kirchliche Beerdigungsregister eingetragen wurde. Andere Mitternachtsbeerdigungen kamen als "Freybeerdigungen" nicht ins Register.

Gewiß hat der Totengräber in den Kriegnöten auch Gefallene und Seuchentote in der Geisterstunde beerdigen müssen, wenn er anders mit der Zeit nicht auskam. Ins Kirchenregister kamen sowieso die wenigsten Kriegstoten. Das ändert nichts an der Bewertung von Schillers Beisetzung.

v. Archenholz scheint nach seiner Bemängelung von Schillers Beisetzungszeit eine richtigere Vorstellung der Altweimarer Sitten und Gebräuche gehabt zu haben, als Prof. Hecker ihm zubilligen wollte. Die Anwürfe der eilfertigen Entrüstung, des törichten Urteils und der mangelhaften Unterrichtetheit fallen auf ihn zurück.

Von den Absichten der Familie Schiller, genauer der Witwe Charlotte über die Beisetzung des Familienoberhauptes kann v. Archenholz 1805 nicht mehr Kenntnis gehabt haben als Prof. Hecker 1935, denn Schiller hatte keine Bestimmungen für diesen Fall getroffen und während der letzten Krankheit keine treffen können, weil er nach dem Zeugnis seiner Frau nicht wußte, daß er sterben müsse, und auch Charlotte und Caroline von seinem Ableben völlig überrascht wurden.:

"Er ahnte nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht."
(Charlotte an Fritz v. Stein, 1.6.1805)

"Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich... Ich hatte ihn oft kränker gesehen! .... ich mußte also auch jetzt hoffen, daß seine herrliche Natur siegen würde."
(Charlotte an Fischenich, 4.6.1805)

"Er selbst hat nicht geglaubt zu sterben, wenigstens äußerte er nichts davon, selbst die Seinigen glaubten kaum an eine nahe Gefahr."
(Luise v. Goechhausen an Böttiger, 10.6.1805)

Nach Schillers Tode bestand die Familie als Rechtsperson einzig aus der Witwe Charlotte. Nur sie konnte über den Leichnam bis zur Übernahme durch die Friedhofsverwaltung verfügen, den Ort und die Zeit der Beisetzung bestimmen. Alle schriftlichen Unterlagen mit Äußerungen Charlottens besagen nur, daß sie, 11
wie bei einer guten deutschen Ehe nicht anders zu erwarten, Schiller **an einem** 279
gesonderten Platz und **sich daneben** beigesetzt wissen wollte. 34 312 f

Witwe Charlotte v. Schiller schrieb am 21.12.1806 an Fritz v. Stein:

"Ich wünsche sehnlich aus einem Grunde zumal einen Besitz:denn ich möchte die heiligen Überreste unseres Geliebten auf dem Eigentum seiner Hinterlassenen wissen. Wenn ich nicht mehr lebe, wenn dieser Plan zustande käme, so bitte ich Sie, uns beiden eine Ruhestätte dorthin zu bereiten. Soll ich es erleben, so würde ich kein Besitzrecht als ein Eigentum ansehen können, wo ich nicht auch, was mir noch von ihm übrig blieb, bewahren und bewachen könnte. Ich könnte mir jetzt nicht vorstellen, lange von Weimar weg zu sein, weil ich den menschlichen Dingen nicht mehr traue; denn ich möchte wissen, daß ich auch in der letzten Zuflucht für die Welt nicht ohne ihn Ruhe fände."

1818 schrieb Charlotte in ihrem Testament:

"... daß, wenn ich sterbe, ehe es mir gelungen ist, das Grab ihres geliebten Vaters selbst an einem einzelnen, dazu allein bestimmten Platz zu errichten, sie alsdann, wenn sie für mich einen Ruheplatz bereiten, es so einrichten lassen, daß die Reste des geliebten Vaters neben den meinigen ruhen."

Am 12.12.1818 schrieb sie:

"Ihr (-der Erbprinzessin Maria Pawlowna-) und der Großherzogin (-Luise-) werde ich immer ergeben bleiben. Diese beiden sind es auch, die mich menschlicherweise hier halten. Was mich geistig hält, ist der geliebte Ruheplatz des teuren Vaters, dem ich noch eine andere Gestalt geben muß, womöglich auf einem anderen Ort und Platz."

1823 schrieb Charlotte an ihren Sohn Ernst:

"Auch ich habe einen Plan: Ein Grab auf dem neuen Kirchhofe, der unter Sorgfalt des neuen Bürgermeisters Schwabe sehr gut angelegt wird, dort habe ich den Platz bestimmt, wo der geliebte Vater ruhen soll, auch ich, und noch zwei Plätze für die Schwestern oder einige Freunde."

Aus keiner einzigen Urkunde, die heute noch vorliegt, ist zu entnehmen, daß Schiller oder seine Frau Charlotte geb. v. Lengefeld je daran gedacht oder gewünscht hätten, ihn
in der Geisterstunde
ohne Familie
ohne alle Begleitung
ohne Kranz noch andere Liebeszeichen
von bezahlten Trägern
im Kassengewölbe im Gemenge von 53 Gruftinliegern
beizusetzen.

Die ausdrücklichen und wiederholt, sogar im Testament niedergelegten, selbstverständlichen Wünsche der Witwe Charlotte versuchte der Bürgermeister Carl Lebrecht Schwabe 1827 zu erfüllen, was durch den Entscheid des Großherzogs Carl August durchkreuzt und ins Gegenteil verkehrt wurde.
Von 1827 an blieben 86 Jahre Zeit, um Charlottens Gebeine von Bonn nach Weimar zu überführen und neben ihrem Manne in der Fürstengruft beizusetzen.
Als Adlige hätte sie ordnungsgemäß zur Rechten Schillers Platz finden müssen, denn Goethe wurde fünf Jahre später auf Schillers linker Seite beigesetzt.
Vielleicht fürchtete man, Charlotte möchte sich wegen der falschen Gebeine ihres Mannes im Sarge umdrehen.
Von 1913 an wäre Charlottens Lage verzweifelt geworden, nachdem Frorieps falsches Schillerskelett Nr. II. in derselben Gruft beigesetzt wurde. Die Frage der lebenden Verehrer draußen nach dem richtigen Skelett hätte auch sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Um sie vor der unlösbaren Frage zu bewahren, mußte Charlotte mit ihren unerfüllten Wünschen bis heute im einsamen Grabe zu Bonn verbleiben.

v. Archenholz hatte, wie schon vermerkt, Schillers Beisetzung mit der von Klopstock verglichen und war so auf den Vergleich einer Pesttotenbeerdigung zu einer fürstlichen Beisetzung gekommen. Der Vergleich wäre 1832 noch gröber ausgefallen, hätte er den Vergleich mit Goethes Beisetzung gezogen. Da Prof. Hecker Schillers Beisetzung als besonders ehrenvoll fand, schon weil er in die Massengruft des Adels und der höheren Beamten versenkt worden war, so müßte Goethes Behandlung im Tode das Gegenteil bedeutet haben.

Schiller durfte schon nach 55 Stunden in die ewige Ruhe eingehen, während man Goethe 102 Stunden als Leiche liegen ließ. Von Goethe wurde nicht einmal eine Gesichts-Totenmaske abgenommen. Er wurde auch nicht kahlgeschoren und sein Kopf noch viel weniger vom Rumpfe getrennt oder gar das Herz nach einer Sektion zerstückelt.

Obwohl Goethes Stern 1832 im Verblassen war und die Allgemeine Zeitung an die Bekanntgabe seines Todes nur sechs Zeilen verschwendete, war von einer würdigen Stille und Rücksichtnahme auf die Anverwandten und Freunde keine Rede. Viele Tausende gingen an seinem im Sarge aufgebahrten Leichnam vorbei. Am hellen Nachmittage folgten dem Leichenwagen die Regierungsbeamten und Fürstlichkeiten, vorweg die Brüder der Loge Amalia, denen Goethe im Faust II in der Kranich- und Homunculusszene solch unschönes Denkmal gesetzt hatte. Das Leichengefolge zählte fast doppelt so viele Seelen wie ganz Weimar Einwohner besaß.

"Goethe, in weißen Atlas gekleidet, den unteren Theil des Körpers in schwarzen Sammet gehüllt, lag wie ein sanft Schlafender im Sarge.
*..... Von einem zahlreichen und ausgewählten Trauerzuge wurden Goethes Überreste nach der großherzoglichen Todtenkapelle geleitet, die mit der Apotheose des Dichters geschmückt war. Nach der Leichenrede, welche der Superintendent Röhr sprach, wurde der Sarg dem Oberhofmarschall übergeben, die Maschinerie der Versenkung war aber beschädigt, und Goethe konnte nicht allmählich in theatralischer Weise in die Unterwelt versinken" - *)*

Einmal in der Fürstengruft beigesetzt, blieb Goethes Skelett stille und wie unbeachtet, nur mit einer kurzen Unterbrechung 1944/45 - an Ort und Stelle liegen, während sich um Schillers Reste und Schädel ein hundertjähriger Gelehrtenstreit entspann, der heute noch nicht abgeschlossen erscheint. Der Unterschied ist so groß, daß ein überschaubarer Vergleich kaum mehr möglich ist. Von Archenholz hatte nur den Auftakt von Schillers letztem Drama mitbekommen. Der Schlußakt ist noch nicht geschrieben. Ihn könnte nur ein neuer Schiller, oder ein Wilhelm Busch vollenden.

**) Springer, "Weimars klassische Stätten, Berlin 1868, S. 125*

XX
Schillers Theater- und Hofbesuche als Maß seiner Schwäche

Vergleicht man Schillers "Calender" mit dem 1895 herausgegebenen Text, den Dr. Ernst Müller bearbeitet hat, mit dem "Repertoire des Weimarischen Theaters", Ausgabe Dr. C.A.H. Burkhardt 1891, so wurden in der Zeit vom 1.Sept. 1804 bis 1. Mai 1805 an 91 Spieltagen 116 Stücke aufgeführt.

Schiller verzeichnete in seinem Calender für 91 Spieltage 111 Stücke, davon 11 von ihm selber.
Da er am 1. Mai 1805 mit Zähneklappern aus dem Schauspiel heimkehrte, versäumte er, es einzutragen, so daß er im ganzen in der genannten Zeit 112 Stücke besucht haben müßte. Schiller hatte die Theaterbesuche nicht zu seiner Unterhaltung gemacht, sondern um die Schauspieler zu überprüfen.

Prof. Max Hecker bewertete Schillers Eintragungen im Calender:
"Die zahlreichen Eintragungen von Theaterstücken im Kalender deuten schwer- L 37
lich auf Theaterbesuche hin, das ergibt sich schon daraus, daß sie **sehr oft** *mit den wirklich gespielten Stücken nicht übereinstimmen. Sie sind unberücksichtigt geblieben. Nur bei der Aufführung eigener Stücke wird er nicht gefehlt haben."*

Prof. Hecker war überzeugt, daß Schiller viel zu schwach und hinfällig war, um im letzten Halbjahr seines Lebens soviele Theaterstücke besuchen zu können. Seine Erwägung war vollkommen richtig, daß Schiller sich an bestimmten Spieltagen den Theaterbesuch versagt haben konnte. Welche Spieltage Schiller womöglich hatte ausfallen lassen, war aus seinen Eintragungen im Calender nicht zu ersehen, denn diese hat er vom **12. Mai 1802 bis zum 29. April 1805** gleichmäßig und geordnet eingetragen, so daß ein Unterschied besuchter und nicht besuchter Stücke nicht festzustellen ist. Nach dem Repertoire aufgeführte, aber im Calender **nicht** genannte Stücke hat Schiller eben nicht besucht. Für die Zeitwahl, daß Schiller genau im letzten Halbjahr und nicht zuvor Schauspiele versäumt habe, gibt es keinen Anhaltspunkt.
Immerhin hat Prof. Hecker sämtliche Fremdstücke des Calenders ausgemerzt, 101 Stücke, also 90%. Warum Schiller gerade nur Fremdstücke versäumt und die eigenen besucht haben soll, kann Prof. Hecker nicht begründen. Es ist eine ebenso willkürliche Annahme wie die Zeitsetzung. Die Aufführung der eigenen bzw. Fremdstücke konnte kaum nach Schillers Kräftezustand, nach Gesundheits- oder Krankheitstagen ausgewählt worden sein.

Schiller hat im Calender Eintragungen über seinen Gesundheitszustand gemacht, die wertvolle Hinweise über die Zeitverteilung seiner Krankheiten geben:

1) 1. Febr. 1800: Zur Ader gelassen. Bin krank worden.
2) 23. März 1803: Wurde vom Reumatism befallen.
3) 24. Juli 1804: Wurde von der Kolik befallen
4) 2. Okt. 1804: Habe ich vomiert
   11. Okt. : Fühle mich wieder besser
5) 9. Febr. 1805: Hatte ich in der Nacht den Fieberanfall
   11. Febr. : Fieberanfall in der Nacht

Nach dieser Verteilung wäre Schiller von recht guter Gesundheit gewesen. Die Erkrankung im Februar 1805 ist aus der Beschreibung des Professors Heinrich Voß genauer bekannt, weil er bei Schiller viermal Nachtwache hielt. Ob Schiller eine fieberhafte Erkrankung durchgemacht hat, ist möglich, aber aus der Schilderung nicht zu entnehmen. Sicher ist nur, daß er über acht Tage verstopft war, und als er schließlich auf Voß' Rat auf den Nachtstuhl ging und sich entleert hatte, sei er sofort in süßen Schlaf gefallen und wieder genesen. Am andern Morgen habe er den bekannten Ausspruch über seine verwünschte Verstopfung getan, die ihm jedes Jahr ein Trauerspiel raube. Schillers Verständnis für sein Verstopfungsleiden war wesentlich geringer als seine Freude an Gaumengenüssen, und so kochte Voß ihm trotz der Verstopfung - Chokolade, auf deren Bereitung Voß besonders stolz war.

Prof. Heckers Vermerk, daß Schillers Calendereintragungen mit dem Repertoire des Weimarischen Theaters sehr oft nicht übereingestimmt hätten, beruht auf zwei Abweichungen und dürfte mit Schillers schlechtem Befinden vom 9. bis 11. Februar 1805 zusammengehangen haben. Wenn Schiller, gerade wie Prof. Hecker voraussetzt, am 11. Febr. 1805 sein eigenes Stück "Wallensteins Lager" besucht hatte, so mag er den Einakter "Die beiden Billets" hinterher nicht mehr gesehen haben. In seinem Übelbefinden hat er bei der Eintragung den richtigen Titel mit einem Einakter verwechselt, den er am 10. Nov. 1804 gesehen hatte.

Den nächsten Fehler bei der Eintragung machte Schiller am 16.2.05, indem er eine Buchsendung von Cotta - als einziges Mal überhaupt - im Calender so anschrieb, als wäre es ein Schauspiel gewesen. Daß Schiller da mit dem Kopfe noch nicht ganz beieinander war, ist daraus zu ersehen, daß er sich in der Bezeichnung des Verfassers so versah, daß er, anstatt "Exposition du systême du monde per La Place, übersandt von Cotta", schrieb "La Glace von Cotta". Nur bei flüchtigem Lesen konnte Prof. Hecker diesen Eintrag für ein Schauspiel halten. Cotta hat nie ein "Eis-Schauspiel" geschrieben.

Am 20. April 05 scheint Schiller wie am 11. Februar nach dem Hauptschauspiel "Der Schatzgräber" den Einakter "Revange" von Rochlitz nicht mehr abgewartet zu haben, und so verwechselte er ihn bei der Eintragung mit "die Versuchung" von Meyer, die er kurz zuvor, am 3. April gesehen hatte.
Die übrigen Unterschiede von Schillers Calender und dem Weimarischen Theater-Repertoire besagen das Gegenteil von dem, was Prof. Hecker darin suchte: Schiller hat vier aufgeführte Stücke **nicht** besucht und **nicht** eingetragen. Am 2. und 3. Sept. überschlug Schiller "Don Juan" von Mozart und "Stille Wasser sind tief" von Schröder. Dafür trug er im Calender ein: "Cotta mit 2 Almanachen. Goethe von Lauchstädt zurück."
Man kann verstehen, daß ihm die Besprechung der Almanache und die Aussprache mit Goethe wichtiger waren als die Beurteilung der Schauspieler.

Ebenso versäumte Schiller die beiden letzten Spieltage des Jahres 1804, ohne daß man aus Bemerkungen ersehen könnte, warum. Vermutlich wird Schiller die beiden letzten Abende des Jahres lieber im Kreise der Familie zugebracht haben als im Schauspielhause.

Prof. Heckers Gedanke, daß Schiller keine Fremdschauspiele, sondern aus übergroßer Schwäche nur seine eigenen Stücke besucht habe, ließe erwarten, daß Schiller acht Tage vor seinem Tode sich nicht stärker gefühlt haben könnte als zu Anfang des Halbjahres, als er sich entschloß, keine Fremdstücke mehr zu besuchen. Ausgerechnet das letzte Schauspiel, aus dem Schiller mit Zähne-

Die von Schiller zur Überprüfung der Schauspieler besuchten Stücke

Fremdstücke

Die von Hecker vom Sept. 1804 bis Mai 1805 als nicht besucht unterschlagenen Schauspiele

Die unglückliche Ehe aus Delikatesse v. Schröder

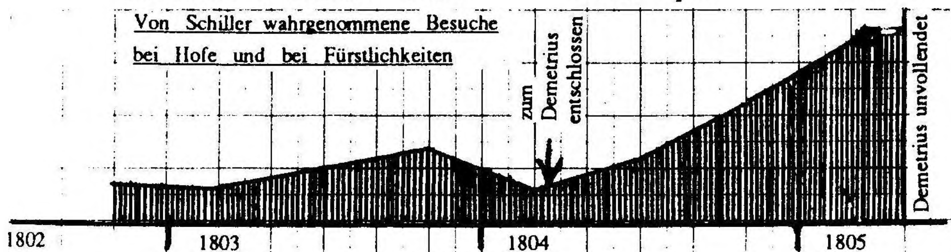
Schillers eigene Schauspiele

1802 1803 1804 1805

klappern heimkehrte und darauf sterben mußte, war ein Fremdstück, "Die unglückliche Ehe aus Delikatesse" des Hamburger Theaterdichters Ludwig Schröder.

Wenn Schiller im letzten Halbjahr seines Lebens 101 Fremdschauspiele wegen seiner Hinfälligkeit nicht besuchen konnte, so war zu erwarten, daß er sich auch in Befolgung der Einladungen zu den Fürstlichkeiten beschränkt hätte. Das war nicht der Fall. Im Gegenteil, es häuften sich die Besuche gerade gegen Ende seines Lebens:

1804	September - Oktober	5 mal	1805	Januar - Februar	7 mal
	November - Dezember	6 mal		März - April	10 mal



Die Hofbesuche machten zuletzt ein Drittel der Besuche von fremden Schauspielen aus. Die sich steigernden Hofbesuche sprachen nicht gerade für eine zunehmende Entkräftung Schillers, wohl aber dafür, daß man durch solche Einladungen Schiller von der Fertigstellung des "Demetrius" abhalten wollte.

Prof. Hecker hatte vollkommen recht, seine kritische Meinung zu äußern, daß Schiller womöglich nicht so viele Theaterstücke habe besuchen können, wie er im Calender verzeichnet hatte. Die Möglichkeit bestand durchaus, aber Prof. Hecker hätte seine Vermutung auch begründen müssen. Wir sahen, daß seine Annahme willkürlich war, Schiller habe gerade in den letzten 6 Monaten keine Fremdstücke angesehen. Willkürlich war die Auswahl, warum es nur und alle Fremdstücke gewesen sein sollen. Ein Zusammenhang mit Schillers von ihm selbst verzeichneten Krankheitstagen bestand nicht. - Die Behauptung, Schillers Eintragungen im Calender stimmten s e h r o f t nicht mit den wirklich aufgeführten Stücke überein, traf nur in zwei Fällen zu, die sich in einem Falle als Fehleintragung infolge nachweisbarer Krankheit zeigte. Das von Schiller besuchte letzte Theaterstück war ausgerechnet nicht von Schiller, was an sich schon Prof. Heckers Versuchsgedanken auf den Kopf stellt. Daß er den Leser auf diesen Widerspruch nicht aufmerksam machte, spricht nicht für die Gründlichkeit der Verarbeitung.

Prof. Dr. Hans Wahl schrieb in der Vierteljahresschrift der Goethegesellschaft 1936 Heft I, S. 60 § 2:

"Verfälschung deutscher Geschichte und Geistesgeschichte gehören vor ein strenges Forum. Ihre Urheber müssen der Verfemung anheimfallen und ihre Erzeugnisse müssen vom Büchermarkt verschwinden."

Diese Äußerung war gezielt gegen die Arbeit der Frau Dr. med. M. Ludendorff "Der ungesühnte Frevel" gerichtet, wie aus den damaligen Veröffentlichungen von Prof. Wahl, Prof. Hecker und Dr. Bradish hervorgeht. Das war durchaus begreiflich, da es sich weniger um die Klärung geschichtswissenschaftlicher Fragen als um politische Überzeugung und Wertverteidigung handelte. Es war ein Streit der Apologeten, nicht unähnlich dem um Darwins "Origin of the Species" mit dem berühmten Affenbrief, und Thomas Carlyles und Samuel Buttlers Angriffen zwei Menschenalter zuvor. In solchen Fällen pflegen sich die Gemüter mehr zu erhitzen als der wissenschaftlichen Klärung dienlich ist, und wie bei Religionskämpfen der streitbaren Kirche folgt der Wunsch nach Verfemung des Gegners und das "Verschwinden seiner geistigen Erzeugnisse vom Büchermarkt".--

In den dreißiger Jahren standen die wortführenden Vertreter des Dritten Reiches, wie Alfred Rosenberg, Baldur v. Schirach, Staatsrat Ziegler, Gauleiter Sauckel und Dr. Joseph Goebbels, auf Seiten der Goethegesellschaft. Dr. Goebbels als Reichspropagandaminister verbot das verrufene Werk von Frau Dr. Ludendorff sofort mit folgender Begründung:

*"Es ist gemein und charakterlos, die deutsche Kunst- und Kulturgeschichte in eine Serie von Kriminalfällen einzuteilen und unter Zuhilfenahme von kabbalistischen Zahlen feststellen zu wollen, ob Goethe Schiller vergiftet oder wer Mozart ermordet hat."**)

*) *Siehe Berliner Lokalanzeiger von 27. Jan. 1936*

Merkwürdigerweise beschränkte sich der oben genannte Streit nicht auf die Unterdrückung gegnerischer Schriften, sondern wurde sogar auf Friedrich Schillers eigenhändige Calender-Eintragungen vom Sept. 1804 bis Mai 1805 ausgedehnt, von denen Prof. Hecker 90% unterschlug, obwohl er in seinem Dokumentenwerk versicherte:

"Wir können der Wahrheit gemäß versichern, daß kein Zeugnis, von dessen Dasein wir wußten, ist zurückgehalten worden, nichts ist verheimlicht worden, selbst das Unbedeutende tritt ans Licht."

Um die Ausmerze der Schillerschen Eintragungen zu begründen, hätte Prof. Hecker wenigstens Schillers angeblich zahlreiche Fehlnotierungen nennen, besser noch neben dem ungekürzten Schiller-Calender das Weimarer Theaterrepertoire abdrucken müssen. Nur dann konnten sich die Leser ein eigenes Urteil bilden, - oder Prof. Hecker hätte seine Behauptung von Schillers "zahlreichen" Fehleintragungen fallen lassen müssen.

Frau Dr. med. M. Ludendorff beging in ihrer Gegenabhandlung denselben Fehler, indem sie das Repertoire **nicht** mit abdruckte. Daraus ist zu ersehen, daß in diesem späten Streit der Geister nicht wie im trojanischen Kriege die Götter, sondern auf beiden Seiten Menschen mit ähnlichen Fehlern einander gegenüberstanden.

Die Vorträge von Prof. Veil über Schillers Krankheit und zur Widerlegung von Frau Dr. Ludendorff wurden in Jena **mit** Unterstützung der NSDAP erfolgreich durchgeführt und in der Presse behandelt. Dr. Goebbels glaubte den Burgfrieden am besten zu erhalten, indem er nun auch Prof. Heckers Dokumentenwerk verbot. Damit wurde der Streit der Gelehrten zwar auf Eis gelegt, aber nicht behoben.

Versuchen wir, es ohne Zorn und Eifer besser zu machen.

Schillers Calendereintragungen geben nur das wieder, was ihm erinnerungswert schien: Ob er Gliederreißen, ob er Leibgrimmen hatte, ob er sich erbrechen mußte und wann ihm wieder besser war, ob er sich fiebrig fühlte. Dazwischen lagen monate-, ja jahrelange Pausen, so daß das Gesamtbild von Schillers Zustand das eines recht gesunden Menschen zu sein schien, vor allem bei einem Menschen ohne körperliche Tätigkeit und unter verwöhnenden Stadtverhältnissen. Die Verstopfung als Dauerleiden hat Schiller nicht vermerkt.

Betrachtet man dagegen Schillers Briefe, so erscheint er als ein ewig leidender Mensch, der sich selten wohl fühlte. In 51 Briefen der letzten elf Lebensmonate schrieb er über seinen Gesundheitszustand, nur elfmal, daß es ihm gut ginge, achtundzwanzigmal, daß es ihm besser ginge als zuvor, und zwölfmal, daß er sich schlecht und arbeitsunfähig fühle.
Schiller klagte über:

allgemeines Kränklichsein, Schwäche, Nervenschwächung,

Angegriffensein	15 mal	(Kolik) Darmgrimmen	3 mal
(Katarrh) Husten	11 mal	Schnupfen	2 mal
Fieber	3 mal		

So wie Schiller über seine eigenen Mißgefühle in übertriebenen Worten schreibt, dichtet er Goethe über die Erkrankung Anfang Februar 1805 an zwei Stellen eine "Lungenentzündung" an, obwohl es nach der Schilderung von Heinrich Voß, der Goethe gepflegt hatte, weiter nichts als eine Verstopfung mit Koliken gewesen sein konnte - aus der Prof. Hecker wiederum schwere Nierenkoliken machte.

Sachlich gesehen war Schiller nicht ernstlich krank. Er litt an häufig sich wiederholenden Entzündungen der oberen Luftwege und an Verstopfung. Beides war die Folge seiner maßlosen Verzärtelung im Verein mit unzweckmäßiger Lebensweise und Ernährung: Er rauchte, trank Alkohol und aß zu fein, liebte Kuchen und Schokolade. Schiller fehlte in seiner Haltung und seinem dadurch bedingten körperlichen Zustand fast alles, was er bei seinen Helden - Fiesko, Demetrius, Sapieha, Don Carlos, Wallenstein und Tell als selbstverständlich voraussetzte:

Vollkraft des Körpers und der Seele.

Vergleicht man diese Fehlseite des Lebens mit Schillers Leistungen, so wirkt das Bild vollends verwirrend. Gewiß schrieb er am "Tell", an "Phädra" und am "Demetrius" nur mit Unterbrechungen, aber er besuchte gerade im letzten 3/4 Jahr an 94 Tagen 111 Schauspiele und 28 Hofgesellschaften, und gerade letztere in steigendem Maße.

Wenn Prof. Hecker von Schillers schweren, am 9. Mai 1805 zum Tode führenden Leiden überzeugt war, so konnte er den krassen Widerspruch zwischen Leiden und Leistung nicht anders bewältigen, als die Leistung zu verkleinern. Und so kam er zwingend darauf, 101 Theaterbesuche als nicht erfolgt auszustreichen. Da er für diese Maßnahme keine stichhaltigen Begründungen vorzulegen vermochte, gab er seiner Gegnerin, der Dr. M. Ludendorff, ungewollt Ansatzpunkte, ihn zu widerlegen, obwohl auch sie sich, umgekehrt, in ihrer Beweisführung und in ihren Annahmen vergriff.

Von einer wissenschaftlich haltbaren, sachlichen Lösung der Frage, ob Schiller aus natürlichen Ursachen oder durch fremde Maßnahmen im Alter von 46 Jahren starb, konnte keine Rede sein. Sie war noch ungelöst.

Das einzige Gewisse an der Frage war und blieb die Ungewißheit.

Schillers Kräftehaushalt 1804/1805

Leistungen

Berlin Potsdam

Hoffeste und Fürstenbesuche

Besuchte Schauspiele

Schillers Briefe mit Gesundheitsvermerken und -klagen

Briefe mit Klagen über gegenwärtige Beschwerden

Kalendereintragungen über augenblickliche Beschwerden

März | April | Mai | Juni | Juli | August | September | Oktober | November | Dezember | Januar | Februar | März | April

1804

1805

Körperliche Behinderungen

wurde ich von der Kolik befallen

Habe ich vomiert

Fühle mich wieder besser

In der Nacht Fieberanfall

In der Nacht Fieberanfall

Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethes Leitung n.Dr.C.A.H. Burkhardt:		Schillers Calender nach dem Text von 1865 nach Ernst Müller:
1804		1804
Sept.		September
2. Don Juan	Mozart	---------
3. Stille Wasser sind tief	Schröder	--------
15. Die Saalnixe	Kauer	Saalnixe
22. Götz von Berlichingen	Goethe	Götz v. Berlichingen
29. Götz von Berlichingen	Goethe	Götz v. B.
October		
1. Nathan der Weise	Lessing	Nathan der Weise
3. Der argwöhnische Liebhaber	Bretzner	Argwöhnische Liebhaber
5. Der lustige Schuster	Paer	Lustige Schuster
8. Die drei Gefangenen	Wolff	3 Gefangenen
10. Je toller, je besser	Mehul	Je toller, je besser
13. Götz von Berlichingen	Goethe	Götz
15. Der lustige Schuster	Paer	Lustige Schuster
17. Die Schachmaschine	Beck	Schachmaschine
20. Die Zauberflöte	Mozart	Zauberflöte
22. Eveline	Jünger	Eveline
24. Johanna von Montfaucon	Kotzebue	Johanna v. Montfaucon
27. Turandot	Schiller	Turandot
29. Ariadne auf Naxos	Brandes	Der Puls. Ariadne
Der Puls	Babo	
31. Mithridat	Bode	Mithridat
November		
3. Don Juan	Mozart	Don Juan
5. Die Corsen	Kotzebue	Corsen
7. Pagenstreiche	Kotzebue	Pagenstreiche
8. Die Jungfer von Orleans	Schiller	Die Jungfrau v. Orleans
9. Je toller, je besser	Mehul	Je toller, je besser
10. Wie machen sie's in der Komödie	Brömel	Wall. Lager. So machen
Wallensteins Lager	Schiller	sie's in der Komödie
12. Die Huldigung der Künste	Schiller	Vorspiel Mithridat
Mithridat	Bode	
14. Wallensteins Lager	Schiller	Wall. Lager. Beide Billets.
Die beiden Billets	Wall	
17. Die Jungfrau von Orleans	Schiller	Jungfrau v. Orleans
19. Pagenstreiche	Kotzebue	Pagenstreiche
20. Der Wasserträger	Cherubini	Wasserträger
24. Scherz und Ernst	Stoll	Scherz und Ernst
Järy und Bätely	Goethe	Järy und Bätely.
26. Der Hausfriede	Iffland	Hausfrieden

28. Der argwöhnische Liebhaber	Bretzner	Argwöhnische Liebhaber
December		
1. Wilhelm Tell	Schiller	Tell
3. Die Geschwister	Goethe	Geschwister
Elbondokani	Zumsteg	Elbondocani
5. Stille Wasser sind tief	Schröder	Stille Wasser
8. Götz von Berlichingen	Goethe	Götz v. Berlichingen
10. Die Reise nach der Stadt	Iffland	Reise nach der Stadt
12. Die Sklavin in Surinam	Kratter	Mädchen von Surinam
15. Der Wasserträger	Cherubini	Wasserträger
17. Die Hagestolzen	Iffland	Hagestolzen
19. Nathan der Weise	Lessing	Nathan
22. Die barmherzigen Brüder	Elbondocani	Elbondocani (Barmh. Brüder)
25. Das Portrait der Mutter	Schröder	Porträt der Mutter
26. Die Hussiten vor Naumburg	Kotzebue	Hussiten
29. Der Marschall von Sachsen	Zschokke	--------
30. Der Wirrwarr	Kotzebue	--------
Januar 1805		
2. Der lustige Schuster	Paer	Lustige Schuster
5. Eveline	Jünger	Evelina
7. Der Wildfang	Kotzebue	Wildfang
9. Ariadne auf Naxos	Brandes	Ariadne
Der Jurist und der Bauer	Rautenstrauch	Jurist und Bauer
12. Der Deserteur	Sedaine	Deserteur
14. Der Amerikaner	Vogel	Amerikaner
16. Die Mitschuldigen	Goethe	Mitschuldigen
Der Bürgergeneral	Goethe	Bürgergeneral
19. Tante Aurore oder der Roman aus dem Stegreife	Boyldieu	J. Aurore
21. Die deutschen Kleinstädter	Kotzebue	Kleinstädter, deutsche
23. Die Versöhnung	Kotzebue	Versöhnung
26. Je toller, je besser	Mehul	Je toller, je besser
30. Phädra	Schiller	Phädra
Februar		
2. Frohsinn und Schwärmerei	Herklots	Frohsinn u. Schwärmerei
Der Selbstgefällige	Wolff	Der Selbstgefällige
4. Die Aussteuer	Iffland	Aussteuer
6. Die barmherzigen Brüder	Kotzebue	Barmherzige Brüder
Die Mitschuldigen	Goethe	Mitschuldige
9. Don Juan	Mozart	Don Juan. **Hatte in der Nacht den Fieberanfall**
11. Wallensteins Lager	Schiller	**Wall.Lager. So machen**
Die beiden Billets	Wall	**sie's in der Komödie Fieberanfall in der Nacht**

13. Lorenz Stark	Schmiedt	Lorenz Stark
16. Camilla	Paer	Camilla
		La Glace von Cotta
18. Phädra	Schiller	Phädra
20. Revanche	Rochlitz	Revanche. Hausverkauf
Der Hausverkauf	Herzfeld	
23. Soliman II.	Süßmayer	Soliman II.
25. Tancred	Goethe	Tancred
27. Die Höhen	Iffland	Höhen

März

2. Iphigenia in Tauris	Gluck	Iphigenia
4. Beschämte Eifersucht	Weißenthurn	Beschämte Eifersucht
6. Die Laune des Verliebten	Goethe	Laune des Verliebten
Die Entführung	Jünger	Entführung
9. Wilhelm Tell	Schiller	Tell
11. Der Heautontimorumenos	Terenz	Heautontimorumenos
13. Menschenhaß und Reue	Kotzebue	Menschenhaß und Reue
16. Titus	Mozart	Titus
18. Die Zurückkunft des Fürsten	Stein	Schwarze Mann. Zurück-
Der schwarze Mann	Gotter	kunft d. Fürsten
20. Der Puls. Adolph und Klara	Babo/Hiemer	Puls. Adolph und Klara
23. Regulus	Collin	Regulus
25. Selbstbeherrschung	Iffland	Selbstbeherrschung
27. Iphigenia in Tauris	Gluck	Iphigenia
30. Oberon	Wranitzki	Oberon

April

1. Die Geschwister	Goethe	Geschwister
Der Dorfbarbier	Schenk	Dorfbarbier
3. Die Versuchung	Meyer	Versuchung. Savoyarden
Die beiden Savoyarden	d'Allayrac	
6. Je toller, je besser	Mehul	Je toller, je besser
15. Bayard	Kotzebue	Bayard
17. Die Geschwister	Goethe	Scherz und Ernst
Scherz und Ernst	Stoll	Geschwister
20. Der Schatzgräber	Mehul/Seyfried	Schatzgräber
Revanche	Rochlitz	Die Versuchung
22. Die beschämte Eifersucht	Weißenthurn	Beschämte Eifersucht
24. Der Schatzgräber	Mehul/Seyfried	Schatzgräber
Die Zurückkunft des Fürsten	Stein	Wiederkunft d.F.
27. Die Laune des Verliebten	Goethe	Laune der Verliebten
Das Mißverständnis	Destouches	Mißverständnis
29. Klara v. Hoheneichen	Spieß	Klara v. Hoheneichen

Mai
1. Die unglückliche Ehe aus Delikatesse — Schröder --------

(Kein Eintrag im Calender mehr, da Schiller aus diesem Schauspiel mit Zähneklappern heimkehrte.)

Schillers Besuche bei den Fürstlichkeiten im letzten Lebenshalbjahr:

September 1804	9. War ich am Hofe
	14. War ich am Hofe
Oktober	21. War ich am Hofe
	28. War Cour
	30. Gesellsch. bei der reg. Herzogin
	9. Praesentation
November	11. Cour
	13. Hofball
	15. Ball beim Grafen Reuß
	18. War ich am Hofe
	16. War ich am Hofe
Dezember	
Januar 1805	3. Abends zum Thee bei der Großfürstin
	6. Am Hofe
	9. War ich abends bei der Herzogin Mutter
	13. Am Hofe
	29. Ball bei der Herzogin Mutter
	3. Am Hofe
Februar	16. Geburtstag der Großfürstin Sonderhausische Belehnung
	8. Zum Thee bei der reg. Herzogin
März	10. Am Hofe
	12. Mittags bei der Herzogin Mutter
	15. Abends bei der Großfürstin
	17. Am Hof gewesen
	24. Am Hofe
	31. Am Hofe
	14. Am Hofe
April	21. Am Hofe
	28. Am Hofe

XXI

Krankengeschichte, Sektionsbericht und Stadtklatsch

Bei der Beurteilung von Schillers Leiden und Ende spielte der Sektionsbericht Dr.Ernst Wilhelm Huschkes schon immer eine große Rolle. Er schien von allen Aussagen über Schillers Krankheit die sachlich verlässigste zu sein. Die Kenntnisse der Inneren Medizin steckten damals noch in den Kinderschuhen, und die einfachsten diagnostischen Mittel von heute waren noch unbekannt. Ein um so größeres Gewicht kam den Ergebnissen einer Sektion zu, die unzweideutig zeigen konnte, ob eine Lunge entzündet, vereitert, mit Kavernen durchsetzt, ob ein Herz vergrößert, ob eine Leber verhärtet oder krebsig, ob Brustraum, Herzbeutel oder Bauchhöhle voll Wasser sei. Der Sektionsbericht Dr. Huschkes schien die weithin vertretene und geglaubte Ansicht voll zu bestätigen, daß Schiller schon seit Jahren ein schwerkranker Mann gewesen sei, dem die Erlösung wohl zu gönnen war. Angesichts der weitgehenden Zerstörung der Eingeweide mußte sich jeder Leser Dr. Huschkes Endurteil anschließen:

"Bei diesen Umständen muß man sich wundern, daß der arme Mann so lange hat leben können."

Für einen ärztlichen Leser heutiger Kenntnisse und Erfahrung scheinen Dr. Huschkes Worte recht zurückhaltend zu sein, denn ein Mensch mit **so weitgehender Zersetzung der Eingeweide, mit aufgelösten Nieren,** hätte schon Monate vorher verstorben sein müssen.

Dr. Huschke hatte den Sektionsbericht dem Herzog Carl August nach Leipzig geschrieben, und eine Krankengeschichte vorausgeschickt, die klar, nüchtern und sachlich wirkt. Sie ist nach unseren heutigen Kenntnissen mit dem Sektionsbericht nicht zu vereinigen.

Vollends unmöglich wird der Befund, wenn man die Quellen über Schillers letzte Krankheit und sein Verhalten aus den Federn seiner Frau Charlotte, der Schwägerin Karoline v.Wolzogen und der Bediensteten heranzieht. Deswegen soll hier zuerst eine kurze Übersicht über Schillers Leidensgeschichte gezeigt werden, um den Sektionsbefund richtig bewerten zu können.

Schillers Krankengeschichte fängt im wesentlichen in seiner Mannheimer Zeit an, wo er eine Malaria durchmachte. Die nächste ernstliche Krankheit war eine Rippenfellentzündung mit anschließender Lappen-Lungenentzündung im Jahre 1791 in Jena. Zwei Jahre darauf konnte ihm sein Hausarzt Dr. Stark ein Gesund-
heitszeugnis für die Professorenkasse ausstellen, das von vier Jenaer Univer- 49
sitätslehrern gegengezeichnet wurde. Danach war er gesund und keine ernstlichen Schäden oder Leiden in absehbarer Zeit zu befürchten.

Dennoch war Schiller in der Folge nicht mehr so widerstandsfähig wie zuvor. Das lag weniger an seiner körperlichen Veranlagung als an den Umständen. Er war in den Kulturumbruch des deutschen Mittelalters in die Neuzeit hineingeboren. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts hatte neue Werte gesetzt: Kopfarbeit über Handarbeit. Die aus der Unterschicht Neuaufgestiegenen verfielen meistens zuerst dem "Geist der Zeit." Die alte Arbeit des Selbstversorgerhaushaltes mit Spinnen, Weben, Holzhacken, Gartenbau und Viehhaltung galt nun als geistlose Notwendigkeit.
Zu Schillers Zeit wurde auf einzelnen Adelsgütern Thüringens noch vollkommene Selbstversorgungswirtschaft betrieben, wie weitgehend bei den begüterten Geschlechtern der Siemens, Harkort und den Voreltern des Verfassers, obwohl die meisten anderen schon darüber hinaus waren. Auch Charlotte v.Lengefeld war nicht mehr darin aufgewachsen und verrichtete im Hause Schiller keine Handarbeit mehr. Als Ehefrau lebte sie ihrer Seelen- und Geistesbildung.

Schillers Vater, der ehemalige Feldscher Johann Caspar Schiller, hatte seinem Sohne tägliches Reiten, Bewegung und den häufigen Genuß frischer Luft als unentbehrlich angeraten. Von sich selber schrieb er:
Ich halte genaue Diät, mache mir immer viel Bewegung, wasche mich nach dem Aufstehen mit kaltem Wasser ..... Niemals darf mir das Bett gewärmt werden, und ich finde meine Behaglichkeit, mich in ein kaltes Bett zu legen."
Noch in seinen letzten Lebensjahren, wie im Sommer 1795, als er 72 Jahre alt war, stand er jeden Morgen um 4 Uhr auf, um in seinen Gartenanlagen zu arbeiten.

Schiller war der bescheidenen, arbeitsamen Enge des Elternhauses und der Strenge der Carlsschule entglitten und in das für höher angesehene, wirtschaftsabhängige Dasein eines Stubengelehrten geraten, das von fremder Leute Gunst, ererbtem Vermögen oder selbstverdientem Geld zehrt.

In der warmen Jahreszeit, wie im Sommer 1788, hatte Friedrich Schiller noch oft gebadet und sich ausreichend bewegt, und auch noch 1801 schrieb er, sich Bewegung gemacht zu haben und viel an die Luft gegangen zu sein – aber nur bei angenehmer Witterung. 1792 schrieb er schon, im Winter keine fünf mal aus dem Hause gekommen zu sein.

14/281 Eine strenge und harte Lebensführung lag ihm nicht. Die körperliche Rüstigkeit, die
er bei seinen Helden Fiesko, Wallenstein, Piccolomini, Saphieha, Demetrius oder
40/324 Wilhelm Tell als selbstverständlich voraussetzte, äußerte sich in begeisternden
Sprachschöpfungen, aber nicht im Handeln. "Die Axt im Haus erspart den
Zimmermann" versagte er sich selber.

Gelegentliche kurze Ritte konnten den Mangel an Bewegung nicht ersetzen. Seine überschwengliche Begeisterungsfähigkeit verband sich mit einer Willensschwäche gegenüber leiblichen Genüssen, die durch überragenden Verstand und kritisches Denken nicht ausgeglichen werden konnte. Schiller empfand die Annehmlichkeiten eines Ehelebens ohne körperliche Arbeit als Wohltat, anstatt als Gefahr für ihn selber, seine Ausdauer und Leistungsfähigkeit.

Schon früher hatte Schiller am liebsten im verdunkelten Zimmer bei Kerzenschein gedichtet und laut deklamiert. Er gewöhnte sich daran, die Nacht zum Tage zu machen und den Vormittag zu verschlafen.

Er verzärtelte, fürchtete sich vor Wind und Wetter und litt infolgedessen häufig an Schnupfen und Husten, was er in seinen Briefen erheblich überbewertete: 37/315 ff

"Ein Schnupfen zerstört meinen Kopf ganz."

Schiller war kein Freund derber Hausmannskost. Er liebte die verfeinerten Gaumengenüsse seiner Zeit und der städtischen Oberschicht mit dem Erfolg bei seinem Mangel an Bewegung und körperlicher Arbeit, daß ihn die Verstopfung bis zuletzt plagte.

Bezeichnend waren dafür die Krankheitstage im Februar 1805, wo er eine 136
Woche lang lag und Professor Heinrich Voß ihn die letzten vier Nächte betreute. 138
Obwohl Schiller wieder einmal keinen Stuhlgang hatte, kochte ihm Voß Schokolade, worauf er besonders stolz war. Als der Kranke auf Vossens Rat schließlich auf den Nachtstuhl ging und sich entleeren konnte, sei er, wie Voß schrieb, sofort *"in süßen Schlaf gefallen und genesen."*

Anderen Tages sagte Schiller, daß die verwünschten Verstopfungen ihm jedes Jahr ein Trauerspiel rauben würden. - Daß er an seiner Lebensweise selber schuld war, hat er nicht bemerkt, geschweige denn die Folgerungen gezogen. So schrieb er an Körner:

"Ein heftiger Katarrh, den ich mir bei den letzten Festivitäten geholt, hat mich schon mehrere Wochen hart mitgenommen; leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß."

Schiller lebte in dem Irrtum, daß das ein "freier Genuß" sei, was ihm erfahrungsgemäß so schlecht bekam.

Trotz der häufigen Erkältungskrankheiten und der Verstopfung reichten Schillers Kräfte im sechsundvierzigsten Lebensjahr noch aus, in seinen letzten acht Monaten an 91 Spieltagen 112 Theaterstücke zu besuchen, um die Schauspieler zu überprüfen, und 26 Hofgesellschaften mitzumachen. Außerdem übertrug er in dieser Zeit die "Phaedra" und schrieb das Drama "Demetrius", was dann leider unvollendet blieb.

Schillers Ende kam den Angehörigen und Freunden völlig unerwartet. Am 14. und 21. April war Schiller zur Hofgesellschaft gewesen. Dazwischen hatte er noch am Demetrius gearbeitet. Am 28. April war wieder Hofgesellschaft. Prof. Voß schrieb:

"Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide."

Voß hatte verkannt, daß auch ein blasses Gesicht bei Kerzenschein gegen ein grünes Kleid als rosig absticht. Schiller war sonst, wohlbezeugt, von geisterhafter Blässe, wie es seiner Lebensweise entsprach.

Im April besuchte Schiller das Schauspiel 16 mal, zuletzt am 1. Mai, aus dem er mit Schüttelfrost heimkehrte. In den nächsten Tagen blieb er im Hause. Charlotte Schiller schrieb unmittelbar nach den Ereignissen:

"In den ersten Tagen brach er alles von sich."

Trotzdem empfing er noch Besuche, darunter den Verleger Cotta, und wurde erst am 6. Mai bettlägerig. Vo da an kam Dr. Huschke täglich zur Behandlung. Am 8. auf den 9. Mai besprach der Kranke mit seiner Frau noch eine Erholungskur in Bad Brückenau. Am Abend des 9. Mai 6 Uhr starb er.
Über die Erscheinungen in den Tagen des Krankenlagers schrieb Dr.Huschke an Herzog Carl August zehn Tage später:

"Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Fürst und Herr!

Da gleich nach der Abreise von Ew. Durchlaucht manches Merkwürdige dahier
vorfiel, so fordert mich meine Pflicht auf hiervon einige genaue Nachricht zu
31/304 *ertheilen. Den ersten Tag wurde abends späthin Herr Hofrat Schiller krank,*
klagte über Schmerz in der hinteren Seite der Brust mit starkem Husten und Fieber. Es war das gewöhnliche rheumatische Seitenstechfieber, welches weiter nicht so gefährlich war. Denn hier haben es alle, die daran gelegen haben, auch sogar schwächliche Menschen gut überstanden. Spanische Fliegen, Blutigel und die nötigen inneren Mittel, Senega und Kampher wurden anfänglich angewendet und alles schien gut zu gehen, bis zum 6.May, wo ich ihn früh röchelnd fand, er konnte den Auswurf nicht gut heraus bringen, klagte über Angst und der Puls wurde klein. Er bekam auf die Brust ein Vesikatorium und Mittel die die Brust säuberten und ein warmes Bad, worauf abends dieser fürchterliche Zustand behoben wurde. Den 7ten war er munterer, hatte etwas geschlafen, aber immer im Schlafe gesprochen, das Röcheln zeigte sich nicht wieder, und er konnte den Auswurf gut heraufbringen. Der Puls blieb aber doch klein und krampfhaft und wenn er schlummerte sprach er. Er konnte gut aufhusten und allein gehen und stehen und doch war das bösartige Nervenfieber merklich im Anzuge. Den 8ten war er in der vergangenen Nacht unruhig gewesen, stöhnte öfters, der Auswurf sah sehr mißfarbig, der Puls wurde noch kleiner u. krampfhaft, doch konnte er gut aufhusten. Er bekam China und Senega vormittags und nachmittags, Serpentaria und 2 Senfzüge auf die Waden. Den Tag über schlief er öfters. Abends bekam er Ziehen im Gesicht, und einigemal Zucken in den Händen. Den 9ten hat er unruhig geschlafen, phantasiert, auch äußerte er mir, daß er Herzangst gehabt habe. Ich rieth ihm noch ein stärkendes Bad zu nehmen, welches er auch wünschte. Dies geschah gegen 11 Uhr vormittags, allein nach dem Bade bekam er eine Ohnmacht, welche sich auf Einreibungen am Kopfe legte; er schlief nachher und phantasierte. Gegen abend um halb 6 Uhr bekam er schnell einen Nervenschlag. Auf Reiben, Moschus innerlich und flüchtige, kräftige Einreibungen schien sich's zu beruhigen. Allein 3/4 auf 6 Uhr repetierte der Schlag
32/306 *heftig und er blieb plötzlich.*
Da er lange einen elenden Körper hatte und ungesund war, machten wir den Tag darauf nachmittags die Section und fanden folgendes Merkwürdige:
5/241 1. *Die Rippenknorpel waren durchgängig und zwar sehr stark verknöchert.*

2. *Die linke Lunge mit der Pleura in dieser ganzen Brusthöhle und mit dem Herzbeutel so ligamentartig verbunden, daß diese Verwachsungen kaum mit dem Messer gut zu trennen waren. Diese Lunge selbst war faul, brandig und wie man sah, schon längst desorganisiert.*

3. *Die rechte Lunge war besser, aber doch durch und durch mit Eiterpunkten versehen. Sie sah wie Marmor, und bei dem Drucke kamen an allen Orten Eiterpunkte zum Vorschein.*

4. *Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte sehr viele Runzeln, war häutig ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerflocken.*

5. *Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig.*

6. *Die Gallenblase noch einmal so groß als im natürlichen Zustande. Die Blase von Galle strotzend.*

7. *Die Milz um zwei Dritteile größer als im natürlichen Zustande.*

8. *Der vordere konkave Rand der Leber mit allen nahe liegenden Theilen bis zum Rückgrat verwachsen.*

9. *Die linke und rechte Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen.*

10. *Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritonäum verwachsen, nicht so stark auf der linken Seite.*

11. *Urinblase und Magen waren allein natürlich.*

Bei diesen Umständen muß man sich wundern, daß der arme Mann so lange hat leben können.

Weimar, d. 19. May 1805

Ew.Durchlaucht
Unterthäniger Diener
Dr. Huschke"

Der Stadtklatsch von Weimar wiederholte den Sektionsbefund, aber ohne die Herzzerstückelung und ohne aufgelöste Nieren.

Joh. Michael Christoph Färber an seinen Bruder David, schrieb am 10.5.1805 an Rudolphs Schreibtisch:

Sonntag wird er zur Erde bestattet; heute war die Sektion. Wo die Eingeweide alles verwachsen war. *Ein andermal ein Mehres. Ich werde dir auch von seinem Haupthaar etwas überschicken.*

Tagebuch nach Karl Siegen:
Schütze hatte die Todesnachricht am 9. Mai abends halb elf Uhr von seinem Bekannten (dem Wiener Lustspieldichter Joseph Ludwig Scholl) erhalten, der den Dichter eben noch auf dem Totenbette gesehen hatte.

"Am 10. Mai wurde Schillers Leib geöffnet. Die eine Lunge, berichtet Schütze, sei ganz verwachsen, die andere voll Eiter, die eine Seite sei aber ganz verbrannt gewesen; alles habe durcheinander gelegen, die Leber sei verhärtet, die Gallenblase dreimal größer als gewöhnlich befunden worden, kurz **man habe sich gewundert, daß der Dichter so lange habe leben können."**

Weimar, d. 11. Mai 1805:

"finden einigen Trost darin, daß ... ihm kein längeres Leben möglich war... in seinem Inneren alles so unregelmäßig, so zerrüttet und so verletzt, **daß man sich wundern muß, wie er noch so lange hat leben können."**

Wilhelm v. Wolzogen an Schillers Schwager Pfarrer Joh. Gottlieb Franckh, Möckmühl am 13.5.05

Er starb den 9. abends zwischen 5 und 6 Uhr sanft und ruhig und unerwartet, da seine öfteren Krankheiten daran gewöhnt hatten, ihn leidend zu sehen. Bei der Öffnung fand es sich, **daß alle edlen Teile zerstört oder verwachsen waren und daß keine medizinische Hilfe ihn hätte retten können.**

Heinrich Voß an d. Jenaer Kirchenrat Prof. d. Theologie, Johann Jakob Griesbach am 13. Mai 1805:

"Die Sektion hat gezeigt, **daß er nicht länger leben k o n n t e.** *Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte."*

Heinrich Voß an Karl Friedrich Zelter, am 15. Mai 1805:

Die Sektion hat bewiesen, daß eine Rettung unmöglich war; denn in seinem Körper haben sich **die größten Widersprüche gefunden,** *welche aufzuzählen mehr Kenntnis der Anatomie erfordern, als ich besitze. Hätte ein anderer Geist dies Gebäude belebt,* **so würde er so lange sich nicht erhalten haben."**

Karoline v. Herder, an Johannes v. Müller, Zweite Hälfte d. Mai 1805:

"Unser geschickter Starck war leider in Leipzig. Schwerlich hätte ihn dieser retten können: eine ganz und durch fehlerhafte Lunge und Herz, beide zusammengeschrumpft, krank und welk, und die Eingeweide verwachsen. Mein Sohn Gottfried war nicht sein Arzt. Der erfahrene Huschke wars.
Nach der Sektion zu urteilen, **wundert man sich, daß er so lange hat leben können;** *15 Jahre hat er an Krämpfen gekränkelt.*
Was ich von Schillers Sektion geschrieben habe, bleibt für Sie allein."

Zeitung für die elegante Welt, 21. Mai 1805:

"... widernatürliche Verknorpelung unter der Herzgrube ... Hauptursache, **warum derjenige nicht länger leben konnte..."**

Kaiserlich u. Kurpfälzisch privilegierte Allgemeine Zeitung, 29. Mai 1805:

"... Die Leiche wurde den Tag darauf im Beisein mehrere Ärzte geöffnet... Die edelsten Eingeweide fanden sich in der größten Zerrüttung und Auflösung. Der rechte Lungenflügel war ganz angewachsen und kaum sichtbar, der Linke bis an die dritte und vierte Rippe zwar nicht - verwachsen, aber in Eiterung. Herz und

Leber waren so angegriffen, daß sie sich sogleich in Fasern auflösen ließen. Alles war entzündet, die Gedärme fast völlig verschrumpft. In einem solchen Zustand der edelsten Lebensteile grenzt es ans **Wunderbare, daß er sein Leben noch so lange fristen konnte."**

Henriette v. Knebel an ihren Bruder, am 15. Mai 1805:
"Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisierten Kopf gelebt hat. Die Ärzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und - stell dir vor! gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut."

Dr.med. Wilhelm Huschke hatte seinen Bericht erst am 19. Mai dem Herzog 31/304
nach Leipzig geschrieben, wo sich auch der größte Teil des Hofstaates aufhielt. Von dort aus konnte der Bericht unmöglich den Stadtklatsch von Weimar angeregt haben. Dies war nur durch einen Helfer möglich gewesen. Nach dem Briefe der Henriette von Knebel müßte Dr. Huschke mindestens einen Konsilarius gehabt haben, obwohl die Angabe der Allgemeinen Zeitung vom "Beisein mehrerer Ärzte" wohl etwas übertrieben war. Meist wurde angenommen, daß der junge Dr.med. Gottfried Herder, der Sohn des Oberkonsistorialrates, Dr. Huschke bei der Sektion geholfen habe. Eine Bestätigung seiner Hilfe war von ihm nicht mehr lange zu erwarten, weil er, erst 32 Jahre alt, genau ein Jahr nach Schiller starb. Er hat nichts darüber hinterlassen.

Dr. Huschke erwähnt ihn nicht, sondern gebrauchte nur das mehrdeutige Wörtchen *"wir"*, was der Pluralis modestiae des älteren Sprachgebrauchs sein, aber ebensogut den Hilfsdiener M. Färber bezeichnen konnte. Da der Sektionsbericht 32/306 ff
der Krankengeschichte vollkommen widerspricht, kann er nur frei erfunden gewesen sein. Dr. Huschke hatte keinen Grund, einen Konsilarius und Mitwisser zu einer Sektion hinzuzuziehen, über die er einen Falschbericht schreiben wollte. Es ist dagegen nicht unmöglich, daß er hinterher Dr. Gottfried Herder um kollegiale Schützenhilfe bat, seine Zeugenschaft andeutend zuzugeben, wenn er danach gefragt wurde.
Der Anschein einer Sektion durch zwei Ärzte gab dem Bericht den Anstrich eines echten Protokolls.
Die einzige schriftliche Ausfertigung des Berichts stand in dem Brief an den Herzog, und gerade hierin hütete sich Dr. Huschke, den Namen eines Mittäters zu nennen oder gar, ihn mit unterschreiben zu lassen.

Wenn die Leiche die Befunde gezeigt hätte, die Dr. Huschke dem Herzog schrieb und dem Stadtklatsch anvertraute, dann hätte Schiller eine rechtsseitige **disseminierte Miliartuberkulose** und eine **linksseitige schwere Lungengangrän** haben müssen, was allein schon mit dem Zustand vor dem Tode und der Vorgeschichte unvereinbar war. Das **Herz ohne Muskulatur**, das sich in kleine Stückchen zerpflücken ließ, war ein Phantasiegebilde. Ein Zerpflücken war auch um 1800 keine prosektorische Methode der Leichenuntersuchung.

Aufgelöste Nieren konnte Dr. Huschke bei keinem Kranken finden, der erst zwanzig Stunden vor der Sektion verstorben war. Sie hätte eine monatelange, ja jahrelange Grablage vorausgesetzt. Dies sind nur die gröbsten Widersprüche, um nicht zu sagen Lügen des Sektionsberichtes.

Dr. Huschke hat dick aufgetragen, um die öffentliche Meinung in eine bestimmte Richtung zu lenken und über den wahren Befund und damit die Todesursache Schillers in die Irre zu führen. Er hatte aber zu dick aufgetragen, um ihm überhaupt noch ein Wort seines Berichtes glauben zu können, was bei Erwägung der Medikation noch eine Rolle spielt.

So nüchtern und sachlich Dr. Huschkes Krankheitsbeschreibung wirkt, so stimmt sie mit den Berichten von Charlotte Schiller und der Schwägerin Caroline v. Wolzogen nicht überein.

Dr. Huschke war offensichtlich erst am 6. Mai zur Behandlung Schillers gekommen. Was vorher geschah, konnte, ja mußte er sich von den Angehörigen erfragen. Ob nun aus eigener Anschauung oder durch Erfragen, konnte ihm das mehrtägige Erbrechen nicht entgangen sein. Er hat es in seinem Bericht an den Herzog verschwiegen.

Das war begreiflich, weil sonst die Hörer auf den Gedanken kommen mußten, daß das Erbrechen vom 2. und 3. Mai mit dem Festessen bei Hofe vom 28. April ursächlich zusammenhing. Bei einem überladenen Magen hätte sich das Erbrechen schon vorher eingestellt. Schillers gewöhnliche Folgen der Festessen, wie Unwohlsein, Leibgrimmen und Verstopfung lagen nicht vor, und ein Koterbrechen nach Darmverschluß hätten Charlotte und Caroline nicht verkannt. Es wäre auch anders ausgelaufen. Das mußte den Verdacht auf eine Vergiftung nahelegen.

Wenn ein Arzt eine unwahre Darstellung einer Krankengeschichte unter Verschweigen wichtiger Anzeichen und einen frei erfundenen Sektionsbericht ausplauderte und auch noch seinem höchsten Klienten und Landesvater schreibt, so möchte man ihn zunächst für einen Lügner und Schwätzer halten. Das graphologische Psychogramm (Methode Wittlich, Universität Kiel) ergab, daß Dr.Huschke weder verlogen noch geschwätzig war. Er erscheint vielmehr als ein bedachter, kluger und sorgfältiger Mann, der seinen geschäftlichen Vorteil zu wahren wußte, von ausgezeichneten Umgangsformen, die zudeckten, daß er gefühlskalt seine Kranken mehr als "Fälle" denn als Mitmenschen behandelte. Er war zweifellos ein guter Leibarzt, aber auch ein verlässiger Apparatschik seines Herrn, des Herzogs Carl August.

Das Psychogramm spricht dagegen, daß Dr. Huschke den Stadtklatsch selber verbreitet hat, den Klatsch, der bis heute in der Schillerliteratur nachwirkt. Der Unsinn hat sich in anderthalb Jahrhunderten nicht verkleinert. Burschell raffte ihn in seiner Arbeit "Schiller" RoRoRo, Auflage 180 000/1968 kurz zusammen:

"Man nimmt heute an, daß die Bauchfellentzündung, die Schiller schon seit 10 Jahren quälte, damals (-1804-) in eine unheilbare Darmverschlingung übergegangen sei. Von jetzt an lebte Schiller nur noch kraft seines Geistes."

Die Geisteskraft, wie sie Burschell bei Schiller voraussetzt, dürfte bei ihm selber kaum ausreichen, um eine zehnjährige Peritonitis mit unheilbarem Ileus noch sechsunddreißig Wochen = zwohundertfünfzig Tage auszuhalten. Burschell hatte versäumt, sich bei einem Chirurgen zu erkundigen, wie lange so etwas gut geht und wie es endet.

Dr. Huschke schrieb an den Herzog, er habe Schiller einen Tag vor dem Ableben "*Serpentaria*" verabfolgt. Da der Bezeichnung das Bestimmungswort fehlt, kann man daraus alles und nichts ablesen. Frau Dr.med. Ludendorff glaubte, aus Serpentaria auf Coniin (Schierling) schließen zu können. Das war pharmakologisch-botanisch auch nach der Apothekersprache von 1800 nicht möglich. Der Vorstand der Goethegesellschaft fragte daraufhin den Weimarer Apotheker Julius Hoffmann, was das Serpentaria bedeutet habe. Antwort: ein Kraut Serpentaris aristolochia aus der Verwandtschaft der Osterluzey, das früher als Tee und Stärkungsmittel gereicht wurde. Welches des halben Dutzends Osterluzeygewächse damit gemeint war, blieb unbestimmt. Nun heißt Serpentaria nichts weiter als "Schlangen..", und es bleibt dem Leser freigestellt, es zu Schlangenholz oder Schlangenrinde zu ergänzen, deren Wirkstoff Brucin etwa so stark wie Strychnin ist. Da aber Dr. Huschkes Angaben rundum unglaubwürdig sind, kann man aus Serpentaria weder im Guten noch im Bösen etwas herauslesen.
Die größte Schwierigkeit bei der Beurteilung von Schillers Leiden und Ende lag in der Mangelhaftigkeit der Quellen, die erst durch Fritz Donges' Untersuchung deutlich wurde.

1927 hatte Dr. Erich Ebstein in einer ausführlichen Arbeit nachgewiesen, daß L 112
Schiller schon lange tuberkulös gewesen war und an Lungentuberkulose mit 113
sekundärer Darmtuberkulose gestorben sei. 1934 bewies Prof. Wolfgang Veil/Jena aus denselben Quellen, daß Schiller nie tuberkulös war und an einer Lappenlungenentzündung und einem Zwerchfellabszeß einging, den er schon vierzehn Jahre lang bei sich getragen habe. Damit hatte Prof. Veil die hundertdreißigjährige Annahme eines schwindsüchtigen Schiller auf den Kopf gestellt. Dasselbe widerfuhr Prof. Veil durch die Untersuchung der Internisten Dr.G.Duda und D.Kerner, die unter Berücksichtigung der Urkundenverluste und Auswertung wiederaufgefundener Quellen eine Vergiftung mit Aconitum napellus (Eisenhut) in mehreren Schüben erwägen ließen. Prof. Veil kannte diese Arbeit bei Herausgabe der letzten Auflage seiner Arbeit von 1945 noch

nicht. Trotz der etwas besseren Quellen waren Duda und Kerner in ihren Schlußfolgerungen vorichtiger als Ebstein und Prof. Veil, denn eine einwandfreie Diagnose war bei der Beschaffung der Quellen eben nicht zu stellen.
Der Gedanke einer Vergiftung war durchaus nicht neu. Der Reichstagsabgeordnete Rektor H.Ahlwardt war schon in den neunziger Jahren darauf gekommen und hatte es in einer Arbeit 1910 veröffentlicht. Als Frau Dr.med. M.Ludendorff 1935 die Frage mit Spitze gegen die Geheimbünde aufgriff, verbot der Reichspropagandaminister Dr. Joseph Goebbels alle Arbeiten über Schiller und Goethe, wodurch der äußere Friede in diesem Streit zunächst hergestellt wurde.

Aus der Feder Dr. Huschkes sind keine Sektionsberichte außer dem über Schiller bekannt. Schon deswegen ist eine Beurteilung erschwert, so daß man nicht sagen kann, ob er in anderen Fällen gewissenhafter gearbeitet hat, wie groß
8/273 seine Übung im Sezieren war, oder wie es mit seinen Kenntnissen stand. Darum zog Verfasser die Arbeiten von Prof.R.Rabl über Sektionen in früherer Zeit
5/234 heran und verglich Huschkes Bericht mit 130 Sektionsbefunden aus Wien und Halle aus der Zeit zwischen 1778 und vor der Einführung der Virchowschen Sektionstechnik. Sie sind sachgemäß und klar abgefaßt und zeigen weder Widersprüche noch Unmöglichkeiten.

Auch Schillers Sektionsbericht wurde herangezogen, den er über einen an der Carlsschule verstorbenen Mitschüler geschrieben hatte, sowie den mit Dr. Huschkes Bericht fast zeitgleichen der Ärzte Hieronymi und Dr. Heim/Berlin, über die Sektion der Königin Luise. Sie schrieben:

"Wir fanden nicht, was wir erwartet hatten."

Dies freie Eingeständnis ihrer Fehldiagnose am Krankenbett brach ihnen keine Zacke aus der Krone. Die Ärzte schwiegen über die Diagnose, und die königlichen Laien waren offenbar so taktvoll, nicht danach zu fragen.
Im Fall Schiller war fast alles umgekehrt. Keine zwei Ärzte standen für das gerade, was sie getan und gesehen hatten. Der mindestens zum Teil frei erfundene Sektionsbefund blieb nicht dem Wissen der Ärzte vorbehalten, sondern wurde mit bestimmten Auslassungen dem Stadtgeschwätz ausgeliefert.
32/306 ff Dr. Huschkes Sektionsbericht läßt mehr Fragen offen, als er beantwortet. Eine Vollsektion in Schillers Wohn- und Schlafstube auf dem Bett oder Sofa war garnicht auszuführen, ohne daß die Angehörigen etwas davon bemerkten oder erfuhren. Wo soll Dr. Huschke die Eingeweide gelassen haben? Hat er sie wieder in die Körperhöhlen zurückgelegt und vernäht, oder in die Abtrittkuhle bringen oder im Garten vergraben lassen? Mit größter Wahrscheinlichkeit war das nicht erforderlich, weil überhaupt keine Vollsektion stattgefunden hat. Um das Herz zu entnehmen, brauchte Dr. Huschke nur vom Oberbauchschnitt einzugehen. Er drückte sich darüber so unbestimmt aus, daß nicht zu erkennen ist, wer das Herz entnahm, wer es zerpflückte, wo und wann das geschah. Die Schilderung läßt offen, daß Dr. Huschke das Herz in seiner Tasche mitnahm und daß es irgendwo anders, vielleicht auch von anderen "zerstückelt" wurde.

Solche Sonderbehandlung von Herzen Verstorbener waren keine Seltenheit. Häufig wurde die Herausnahme des Herzens und seine Sonderverwahrung an bestimmten Orten von den Besitzern testamentarisch bestimmt, wie im Falle des Markgrafen Carl Friedrich von Baden-Durlach oder des Herzogs Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Bückeburg. Bei den Wittelsbachern und Habsburgern war es jahrhundertelang Brauch.
Solche Herzentnahmen wurden auch im umgekehrten Sinne vorgenommen, wie in dem bekannten Fall von Goethes Ururahn Christian Pontanus, dem Schwiegersohn von Lucas Cranach d.Ä.

Mitunter wurden Herzen auch als Beweisstück erfolgter Tötung gegenüber den Auftraggebern verwendet, wobei nicht selten fremde Herzen zur Täuschung benutzt wurden.
Im Falle Schiller würde man kaum noch an solche Überreste mittelalterlicher Gepflogenheiten denken, wenn nicht Dr. Huschke mit seinen abwegigen Angaben über das Zerpflücken des Herzens solche Möglichkeit offen gelassen hätte.

Auch nach Schillers Zeit wurden Körperteile getöteter Gegner noch als Trophäen oder Apotrophäen behandelt. Der preußische Major Ferdinand Schill war als Anführer seines Freikorps im Kampfe vor Stralsund gefallen:
"Sie schnitten den Kopf ihm vom Rumpfe ab und warfen den Leib in ein schlechtes Grab."
legten den Kopf in Spiritus und verbrachten ihn nach Leyden, obwohl das sonst in militärischen Kreisen Westeuropas nicht mehr üblich war. Da nach dem Befund der Schiller-Ganzkopftotenmasken Hinterhaupt, Ohren und Scheitel an einem abgetrennten Kopfe abgegossen wurden, so ist durchaus die Möglichkeit gegeben, daß das Schillers Kopf gewesen war. Im anderen Falle müßte Klauer den Kopf eines Delinquenten zur Ergänzung der Schiller-Gesichtsmaske verwendet haben.
Soweit derartige Handlungen nicht im Rahmen der Staatsgewalt oder mit Billigung der Allgemeinheit ausgeführt wurden, pflegten die Beteiligten keinen Wert auf dokumentarische Bekundung zu legen, und so wird die Entscheidung über die Beweggründe der Leichenschändung im Falle Schiller ungelöst dem Geschmack der Anteilnehmer vorbehalten bleiben müssen.

Warum wurde Schiller seziert?

1. Es lag keine Aufforderung der Polizeibehörde vor, daß eine Sektion erforderlich sei, um eine unnatürliche Todesursache auszuschließen.

2. Kein Angehöriger hatte eine Sektion gewünscht, um zu erfahren, woran Schiller eigentlich gestorben sei.

3. Kein rechtsbefugter Angehöriger war um die Erlaubnis zu einer Sektion gefragt worden.

4. Der behandelnde Arzt hat sich nicht um eine Erlaubnis zur Sektion bemüht.

5. Dr. Huschke stand vor keinem ihm unerklärlichen Todesfall. Er war sich über die allgemeine Ursache von Schillers Tod klar:
   "Da er lange einen elenden Körper hatte und ungesund war."
   Während der Jahrzehnte von Dr. Huschkes Praxis hatte es unter den 7000 Einwohnern von Weimar mit rd. 4000 Todesfällen Hunderte von Kranken gegeben, die *"lange einen elenden Körper gehabt und ungesund gewesen waren"*, ohne daß Dr. Huschke einen davon sezierte, um die genaue Todesursache zu ergründen.

6. Schiller war für Dr. Huschke kein medizinisch "interessanter Fall." Er hat sich nicht nach dem Beginn der Krankheit erkundigt, hat dem Stuhlgang und dem tagelangen Erbrechen keine Bedeutung beigemessen, so daß er im Krankenbericht es nicht der Mühe wert hielt, es zu erwähnen. Er hat bei seiner eigenen Behandlung weder dem Wasserlassen, noch dem Stuhlgang Beachtung geschenkt, noch den Bauch untersucht, den Harn nicht begutachtet.

Die falsche Begründung der Sektion zeigt Dr. Huschkes Bericht an den Herzog als Windbeutelei, die unter dem Anschein ärztlichen Verhaltens etwas zudecken sollte, was damit nichts zu tun hatte.

XXII

Goethe und Schiller

Goethe und Schiller sind nicht zu trennen. Das Geschick der beiden ist derartig verflochten, daß nicht nur Literaturhistoriker und Psychologen sich mit beiden befassen müssen, auch wenn sie nur einen behandeln. Das gilt sogar für Anatomen und Forensiker, so merkwürdig das auch zunächst scheinen mag. - Es war weder einzigartig noch verwunderlich, daß zwei Hochbegabte bei verschiedenartiger Begabung und Wesensart sich auf demselben Felde der Dicht- und Schauspielkunst trafen, sich wie die Magneten anzogen, und doch innerlich abstießen. Das Einmalige war, daß der eine in den Untergang des anderen verwickelt wurde, die unschuldige Witwe des Heimgegangenen Monate lang schnitt, an drei Beisetzungen des Freundes nicht teilnahm und zwanzig Jahre danach -als Minister- den Schädel des Freundes nach amtlicher Beisetzung entwendete, in seiner Wohnung versteckte, mit einem gefälschten Schädel vertauschte, zu erneuter amtlicher Beisetzung wiederum vertauschte, zu unbestimmter Zeit danach nochmals umwechselte, und dann endgültig zu Verlust gehen ließ, wobei der gefälschte Schädel im Sarg verblieb. Goethes Verhalten ist aus dem Charakterbild, wie es Eckermann und Riemer, in der Neuzeit die Vertreter der Goethegesellschaft, aber auch Houston Stewart Chamberlain vertraten, kaum zu erklären. Auch wenn man die durchaus wohlwollende, aber nüchterne Schilderung von Goethes Mitbürger Johannes Daniel Falk oder die neuzeitlichen von Prof. Fritz Lenz und Rauschenberger zu Rate zieht, so bleibt immer noch ein unerklärlicher Rest, der vielleicht durch einen Blick auf die Lebensprägung Goethes verständlich werden kann, die selten berührt, kaum im Ganzen dargestellt wurde.

Goethes Anlagen waren ungemein vielseitig und reich. Als Hofrat und Landesminister mit zeitlich begrenzten Amtspflichten, als Freund des Herzogs und mit fast unbeschränkten finanziellen Mitteln konnte Goethe seine Anlagen in jeder Weise entfalten. Trotzdem war er in seinem Handeln nicht so frei, wie man aus Vorgesagtem schließen könnte. Das lag sowohl in ihm selber wie im Einfluß seiner Mitwelt. Johannes Daniel Falk setzte an den Anfang seiner Schilderung L 17
von Goethes Charakter:

"So stellt sich in Goethes Charakter eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken dar, die er auf alle Weise und in allen Lagen seines Lebens möglichst von sich zu entfernen suchte."

Und bei Goethes Mutter fand Falk dieselbe Anlage vorgezeichnet, die er mit ihren Äußerungen belegt:

"... allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemüths, wo immer sie konnte, auszuweichen."

So sehr Goethe seiner Mutter in der Scheu vor gewaltsamen Eindrücken glich, war er doch in Bezug auf das Mitgefühl anders veranlagt, was auch in seinem merkwürdigen Verhältnis zu Schiller bemerkbar wurde. – Als die Französische Revolution in Paris abgerollt war, schrieb Goethe an seine Mutter, sie möge für sein Söhnchen August zu Weihnachten eine Puppenguillotine mit Adelspuppen zum Köpfen kaufen. Die Frau Rath antwortete aber:

"Lieber Sohn!
Alles, was ich Dir zu Gefallen thun kann, geschieht gerne und macht mir selbst Freude. Aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen, das thue ich um keinen preiß - wäre ich die Obrigkeit - der Verfertiger hätte an Halseisen gemußt, und die Maschinen hätte ich durch den Schinder offensichtlich verbrennen lassen - ihnen Mord und Blutvergießen als einen zeitvertreib in die Hände geben - nein - da wird nichts daraus!" *)

Falk kennzeichnet mit denkbar wohlwollenden Worten, was man in schlichtem Deutsch Feigheit nennen würde.
Und dennoch trifft der deutsche Ausdruck die Sache nicht richtig.

21/290 Was Falk kennzeichnet, ist nicht das Ausweichen vor gegenwärtigen, handgreif-
16 lichen Gefahren, sondern die Vorsorge eines vorausschauenden Geistes, sich
284 nicht in solche Lagen zu bringen. Das setzt ein gehöriges Maß an Eigenliebe
20 voraus, die Falk nicht so betont hat, wie Gottfried Keller, der am 6.8.1840
289 schrieb:

"Ich weiß nicht, was mich eigentlich an Goethe ärgert. Ob, daß einer, der "Faust", "Tasso", "Iphigenie" usw. geschrieben hat so ein egoistischer Kleinkrämer sein kann, oder daß ein solcher Hamster den "Faust", "Tasso" usw. müßte geschrieben haben? Ich weiß nicht, schmerzt es mich mehr, daß Goethe so ein großes Genie war, oder daß ein solches Genie einen solchen Privatcharakter, oder vielmehr N i c h t c h a r a k t e r hatte. Ich weiß nicht, hasse ich ihn und mißgönne ich ihm seine Werke, oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihm seine Fehler?"

Was Keller auf Abstand empfand, fühlte Schiller aus nächster Nähe.

Am 2.2.1789 hatte er an Körner geschrieben:

"Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung. Er ist an nichts zu fassen, ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade ... Er macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke ....Dieser Mann, dieser Goethe ist mir einmal im Wege und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat.

*) *Schreiben vom 23.12.1793*

Am 28.9.1789 schrieb er an Körner:
Was Dich betrifft so weißt du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Wert herabsetzen lernen, aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksal nicht entgehen, das noch jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liierte."

Goethe liebte Gesellschaft und fand dank seines Reichtums der Vorstellungen und seiner Gabe des Ausdrucks leicht und schnell Eingang. Schon in Frankfurt, Straßburg und Wetzlar hatte er sich verschiedenen Zirkeln angeschlossen, und in Heidelberg war er 1776 in ein Kränzchen der Illuminaten geraten. Es ist aber nicht auszumachen, ob er damals schon Verpflichtungen einging.

Am 13.2.1780 richtete Goethe das Aufnahmegesuch an die Loge "Amalia zu den drei Rosen" in Weimar. Der Wunsch nach Geselligkeit mag dabei mitgesprochen haben. In erster Linie war es aber die Zwangslage, in die ihn der Ministerpräsident Freiherr v. Fritsch gebracht hatte. Der hatte nämlich dem Herzog gedroht, seinen Posten zur Verfügung zu stellen, wenn er Goethe weiterhin halte und unterstütze. Der damals einunddreißigjährige Dichter hatte den Herzog zu einem unerhörten Luderleben verführt. Durch den Eintritt in die Loge konnte Goethe den Widerstand des Freiherrn überwinden, weil die Logenbrüder nichts gegeneinander unternehmen, sondern sich verzeihen mußten. Die Maßnahme war von Erfolg. Goethe wurde am 23.6.1780 aufgenommen.
Ob er den Lehrlingseid dabei aufsagen mußte, oder ob er ihm, wie das 150 Jahre später üblich wurde, nur "aus historischem Interesse vorgelesen" wurde, ist nicht bekannt:

"Ich schwöre vor dem Angesicht des großen Baumeisters der Erde, welcher Gott ist, das Geheimnis der Maurer und der Maurerei weder geradezu noch mit Umschweifungen zu offenbaren, es weder mündlich noch geschrieben zu verraten, nichts durch Zeichen, Gebärden oder sei es, auf welche Art es immer wolle, was nur einigen Bezug darauf haben mag, zu entdecken noch zu zeichnen. Und im Übertretungsfalle willige ich ein, daß mir die Kehle abgeschnitten, die Augen ausgestochen, die Brust durchbohrt, das Herz herausgerissen, die Eingeweide von dem Körper abgesondert, verbrannt und zu Asche verwandelt in den Abgrund des Meeres versenkt oder von den vier Winden auf der Oberfläche zerstreut und dadurch meines Namens Gedächtnis ganz unter den Menschen ausgerottet werden soll. Es geschehe also, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium".

Am 31.3.1781 kam Goethe um vorzeitige Beförderung in den Gesellengrad ein, was am 23.6. desselben Jahres erfolgte. Am 2.3.1782 wurde Goethe *"extrajudicialiter"* wie er schrieb, zum Johannesmeister befördert, und schon am 10.11.1782 zum Andreasmaurer, also Hochgrad. Da in Weimar keine Andreasloge bestand, wird dies vermutlich in Erfurt stattgefunden haben. Mit jeder Beförderung war eine neue Eidesleistung verbunden, deren Wortlaut dem Sinne nach gleich, nur in den Strafbestimmungen für Verrat noch etwas ausführlicher und schärfer lautete.
Die Loge Amalia wurde schon am 11.7.1782 stillgelegt, weil die Zänkereien unter den Brüdern nicht anders beseitigt werden konnten. Dafür wurde in Weimar

im Jahr darauf durch den Illuminaten Johann Heinrich Christoph Bode eine Weimarer Illuminatenloge unter dem Namen "Minerva-Tempel" errichtet, in den die meisten älteren Brüder der Loge Amalia eintraten. Goethes Aufnahmeeid vom 11.3.1783 liegt handschriftlich vor:

"Ich Endesunterzeichner verpflichte mich bei meiner Ehre und gutem Namen mit Verzicht auf allen geheimen Vorbehalt, von den mir durch den H.Hof- und Legationsrat Bode anvertrauten Sachen meine Aufnahme in die geheime Gesellschaft betr., gegen niemanden, auch nicht gegen meine vertrautesten Freunde und Verwandten, auf keine irgendmögliche Weise, Zeichen noch Blicke, oder sonst niemals nicht das Geringste zu offenbaren, es mag nun diese meine Aufnahme zustande kommen oder nicht. Dies umso mehr, da man sich versichert, daß in dieser Gesellschaft nichts gegen den Staat, Religion und gute Sitten unternommen werde. Auch verspreche ich, die mir deshalbs mitzuteilenden Schriften und erhaltenen Briefen, nach vorher gemachten, außer mit niemand verständlichen nötigen Auszügen, sogleich zurückzugeben, und wenn ich künftig Ordensschriften in mein Gewahrsam bekommen sollte, dieselben besonders verschließen und mit einer Adresse an ein belehrtes rechtschaffenes Ordensmitglied versehen will, damit dieselben auf meinen unvorhergesehenen Todesfall auf keine Weise, Art und Wege in fremde Hände geraten können. Alles dies verspreche ich ohne geheimen Vorbehalt und erkläre, daß ich keine Verbindlichkeit von einer anderen Gesellschaft auf mir habe, Geheimnisse, welche man mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, anderen mitzuteilen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin und sein will.
Weimar, den 11. Februar 1783 *gez. Goethe"*

Da die Illuminaten keine Deisten wie die Freimaurer, sondern Atheisten waren, konnte Goethe auch nicht auf Gott und das Evangelium vereidigt werden, sondern nur noch auf "seinen guten Namen."
Die Aufrichtigkeit des Eides geht schon daraus hervor, daß die Verbindlichkeiten gegenüber anderen Gesellschaften zwar abgeschworen wurden, aber trotzdem unbeschränkt weiter bestanden, denn mit Stillegung der Loge Amalia waren die Lehrlings-, Gesellen- und Meistereide nicht aufgehoben, und die Mitglieder nach wie vor vollverpflichtete Ordensbrüder. Das galt nicht nur für Goethe, sondern für alle anderen Logenbrüder, die mit Goethe Illuminaten geworden waren. Die Wortfassung der Rückversicherung ist so gewählt, daß sie alles und nichts besagt. Weder hat Goethe sich bei Bode versichert, noch hat Bode Goethe versichert, daß nichts gegen Staat, Religion und gute Sitten unternommen würde. Nimmt man aber den orakelhaften Wortlaut ernst, so war er wiederum zweideutig. Es würde nichts gegen einen (Illuminaten)-Staat, gegen (Illuminaten)-Religion, und nichts gegen die guten (Illuminaten)-Sitten unternommen werden. Die Ziele der Illuminaten waren die, die in Frankreich als Jakobinerziele vertreten wurden : Abschaffung der Monarchie, des Christentums und der herkömmlichen guten Sitten.

Trotz der wenig schönen Droheide mit *"Herzausreißen, Augenausstechen, Kehleabschneiden und Zerstreuen der Asche in die vier Winde"* haben sich immer wieder unerschrockene Logenbrüder und Illuminaten nicht daran gekehrt, sobald sie der Geheimordenumtriebe überdrüssig wurden. Der

Illuminat Frhr. v. Knigge, der preußische Minister v. Kottwitz, oder der preußische Ministerpräsident Heinrich Christian Graf v. Haugwitz forderten offen das Verbot aller Geheimorden.
Bei aller Vielseitigkeit der Begabung und seiner Denkfähigkeit war Goethe doch aus anderem Holze geschnitten. Die Eigensucht hatte ihn in die Loge geführt, um seine bequeme Stellung und ein Leben in Weimar halten zu können. Als Einunddreißigjähriger sah er noch nicht voraus, in welche Lage er bei dieser Bindung geraten könnte, war aber klug genug, um schon vor seiner Gesellen-werdung an Lavater nach Zürich zu schreiben:
"Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleichen, von der Du noch keine Ahnung zu haben scheinst. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniert, wie eine große Stadt zu sein pflegt, in deren Zusammenhang und ihrer bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt, nur wird es dem, der davon wohl einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Kluft aufsteigt, und wunderbare Stimmen gehört werden."
Seine *"zarte Scheu vor allen gewaltsam und heftigen Eindrücken"* hielt ihn in der Loge fest, er konnte nicht wie Graf v. Haugwitz die Fesseln entschlossen hinter sich werfen und den Droheiden ins Gesicht lachen. Bei seiner Hochbegabung wurde Goethe als Illuminat unter dem Decknamen des skytischen Zauberers "Abaris" zum Censor des Minerva-Tempels zu Weimar ernannt. Er hatte zu überprüfen, was dem Orden und seinen Zielen zu- oder abträglich war, und das dem Generalissimus des Ordens, Prof. Adam Weishaupt/Gotha, zu melden.
Logen und Illuminaten hatten sich mehrmals bemüht, Schiller zu werben. Trotz dessen anfänglicher Neigung zu den Freiheitsidealen der Französischen Revolution hatte Schiller bald gemerkt, daß das eitel Betrug und Lüge sei, und bei seinem Freiheitssinn und der Abneigung gegen alle Geheimnistuerei lehnte er Logen und Tempel ab. Im 10. Brief über "Don Carlos" schrieb Schiller: *"Ich* 39
bin weder Maurer noch Illuminat." 323
Auch nachdem Goethe mit Schiller in nähere Berührung gekommen war, hat er in richtiger Erkenntnis der Zwecklosigkeit nicht versucht, Schiller zu einem Eintritt in die Loge zu bewegen. Obwohl Goethe sich nicht von der Loge getrennt hatte, führte er doch, wie auch in anderer Weise, ein Doppelleben. ("Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!")
Während Schiller es liebte, seine Gedanken bei seinen Bühnenwerken mit anderen durchzusprechen, war Goethe darin sehr zurückhaltend und hat keinem Menschen etwas von dem offenbart, was er noch zu bearbeiten gedenke. In diese seine Denkwelt reichte weder die Loge noch der Minervatempel hinein. Das Wesentlichste in seinem Lebenswerk, dem "Faust", an dem er 58 Jahre gearbeitet hat, behielt er für sich, als wenn er es erst den Nachfahren offenbaren wollte. In Briefen hat er sich nur gelegentlich und allgemein darüber ausgedrückt, aber nie im Einzelnen.

Goethes Faust ist für die vorliegende Untersuchung deswegen von Wert, weil es nicht nur das größte geschlossene Lebenswerk ist, sondern weil Goethe darin unter der Maske der eigentlichen Faustsage seine Zeitgenossen und damalige Begebenheiten gekennzeichnet hat, darunter nach Thomas Manns Überzeugung auch S c h i l l e r.

XXIII

Ein weltbekanntes Trauerspiel - und dennoch unbekannt?

"Faust" als Goethes Denkwelt war in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahr durch die Hinrichtung der Kindsmörderin Susanne Margarethe Brandt in Frankfurt angeregt worden. Drei Jahre danach entwarf Goethe schon den Plan zum "Urfaust", der bis 1780 soweit gediehen war, daß er Herzog Carl August daraus vorlesen konnte. Die schon gedruckten Teile hatte Schiller 1794 zu lesen bekommen, so daß er den Wunsch anbrachte, auch die ungedruckten Teile lesen zu dürfen. Im Dezember 1797 arbeitete Goethe wieder am "Faust". Im März 1800 drängte Schiller den Verleger Cotta, Goethe zu bestimmen, den "Faust" doch fertigzustellen.

Im Dezember 1801 war Goethe wieder mit dem Faust beschäftigt. Er hatte die Szene "Vor dem Tor" beendet und die "Klassische Walpurgisnacht" angefangen.

1805 starb Schiller.

Erst im März 1808 kam Goethe wieder an den Faust. Er sah ihn mit Riemer zusammen durch. Im Oktober 1812 überlegte Goethe, den "Faust" im Schauspielhaus aufführen zu lassen.

Im Februar 1826 trug Goethe in seinem Tagebuch etwas ein, was vorher noch nie zum Ausdruck gekommen war: *"Hauptgeschäft, Arbeit am Faust."*

Erst im August 1829 wurde im Weimarer Theater die erste Faustaufführung gegeben, und im Frankfurter Schauspielhaus 5 Szenen.

Am 6. Dezember 1829 mußte Eckermann die erste Szene des II. Aktes von Faust II vorlesen.

Am 25. Juli 1830 heißt es bei Eckermann: Beendigung der "Klassischen Walpurgisnacht." Goethe hatte hieran also dreißig Jahre gefeilt.

Am 2. Dezember 1830 wurde die Arbeit am "Faust" wieder aufgenommen, und am 11. Februar 1831 der IV. Akt des Faust II angefangen.

Am 22. Juli 1831 heißt es "Letztes Mundum am Faust ins Reine geschrieben und eingeheftet". Goethe gab Zelter die "Klassische Walburgisnacht" zu lesen. Am 18. August 1831 wurde der "Faust" eingesiegelt, und am 8. Januar 1832 wieder eröffnet. Bis 29. Januar las Goethe Ottilie daraus vor.

Am 22. März 1832 starb Goethe.

Die eigentliche Arbeit am Faust erhellt aus Goethes Tagebucheintragungen, die zwei ganz verschiedene Sinngebungen der Gesamtschöpfung erkennen lassen. Die offenbare, dichterische Faustsage mit ihren von Goethe geschaffenen Erweiterungen wird szenenmäßig genannt, die in die offenen Bilder hineinverschlüsselte, andere Sinngebung erscheint in den Eintragungen aber als

Hauptgeschäft ***Hauptpartie*** und Charaden 166
Hauptzweck ***Hauptmotive***

1831

20. Febr. *John vollbrachte das Einheften der drei ersten Akte von Faust im Manuskript. Das Mundum war von mancherlei Seiten zusammenzusuchen.*

30. April *Einiges Poetische*
1. Mai *Einiges Poetische*
2. Mai *Poetisches*
3. Mai *Poetisches fortgesetzt*
7. Mai *Poetisches fortgesetzt*
14. Mai *Poetisches*
17. Mai *Poetisches Vorarbeiten*
25. Juni *Sonstige höhere Betrachtung, Fördernisse nicht unbedeutend.*
26. Juni *Fortgeführter Hauptzweck*
28. Juni *Hauptzweck nicht außer Acht gelassen*
30. Juni *Zum Zweck fortgearbeitet.*
1. Juli *Den Hauptzweck verfolgt. Mittag Dr. Eckermann. Blieb allein, das Hauptgeschäft fördernd.*
2. Juli *Den Hauptzweck verfolgt.*
3. Juli *Das Hauptgeschäft fortgesetzt.*
4. Juli *Auf den Hauptzweck losgarbeitet.*
5. Juli *Den Hauptzweck nicht außer Acht gelassen.*
6. Juli *Das Hauptgeschäft verfolgt.*
7. Juli *Den Hauptzweck verfolgt.*
8. Juli *Näherung zum Hauptzweck.*
9. Juli *An dem Hauptgeschäft fortgefahren.*
10. Juli *Das Hauptgeschäft ununterbrochen fortgesetzt.*
11. Juli *Den Hauptzweck verfolgt.*
12. Juli *Die Verbindung gelang mit der Hauptpartie. John mundierte.*
13. Juli *Fortgesetztes Hauptgeschäft.*
15. Juli *Mundum eingeheftet.*
16. Juli *Manches Zurückgesetzte wieder angegriffen.*
18. Juli *Am Hauptgeschäft fortgefahren.*
19. Juli *Im Hauptgeschäft vorgerückt. John mundierte.*
20. Juli *Im Hauptgeschäft fortgefahren*
21. Juli *Abschluß des Hauptgeschäftes.*
22. Juli *Das Hauptgeschäft zustande gebracht, Letztes Mundum. Alles rein Geschriebene eingeheftet.*

1832

8. Jan. *Später Ottilie. Sie hatte das was vom zweiten Teil des Faust gedruckt ist, gelesen und gut überdacht. Es wurde nochmals durchgesprochen und ich las nunmehr im Manuskript weiter. Sie detaillierte mir die Vorstellungen der zwölf Monate bei Schwendlers etwas vernünftiger als charadenmäßig. Die Folge war etwas paradox, aber für eine gesellige Unterhaltung sehr gut ausgedacht.*

sprachen die zunächst aufzuführenden Charaden.

12\. Jan. *Nachher Ottilie und Eckermann; lasen im zweiten Teil des Faust weiter*

13\. Jan. *Später Ottilie. Lasen weiter im Faust.*

14\. Jan. *Abends Ottilie. Schluß der klassischen Walburgisnacht.*

15\. Jan. *Sodann Ottilie. Lasen weiter im Faust.*

16\. Jan. *Später Ottilie. Las im Faust weiter.*

20\. Jan. *Später Ottilie. Anfang des V. Akts gelesen*

24\. Jan. *Neue Aufregung zu Faust in Rücksicht größerer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden, allzu lakonisch behandelt habe. Munda durch John.*

29\. Jan. *Abends Ottilie. Faust ausgelesen.*

Von 42 Eintragungen vom 20.11.1831 bis 29.1.1832 bezogen sich 23 auf den "Hauptzweck" oder "Hauptgeschäft', was mit der dichterischen Arbeit der Faustsage n i c h t s zu tun haben konnte, wohl aber mit einem kabbalistisch hineinverschlüsselten Hintersinn.
Die Entdeckung der Zusammenhänge in Hauptteil XXIII. stammt von F.A. Louvier. Verfasser hat sie nachgeprüft und zutreffend gefunden.

XXIV

Ein merkwürdiges Dokument aus Goethes Feder

Unzweifelhaft war Goethe der beste Beobachter und umfassendste Denker in 17
Schillers näherer Umgebung. Bei den Lücken und Mängeln der Urkunden über 285
Schillers Leiden, Ende und Reste hätte Goethe einen wichtigen Beitrag liefern können, aber gerade er hat sich darüber am wenigsten geäußert. Was Goethe Eckermann und Riemer anvertraute, ist nur mit Vorsicht zu verwenden.
Schon viele Bearbeiter des "Faust" waren überzeugt, daß Goethe darin eine Reihe seiner Zeitgenossen verschlüsselt dargestellt habe. Schiller scheint bei diesen Tastversuchen zu kurz gekommen zu sein. Bekannt ist zunächst, daß Thomas L 69
Mann in seinem "Versuch über Schiller" 1955, S. 66 seine feste Überzeugung ausdrückte, daß im Faust II, Chironszene, Vers 2770-2782 Schiller unter der Gestalt des Herakles wiedergegeben sei.

In dieser Szene fragt Faust den Chiron, wer der Tüchtigste aller Großen und Edlen gewesen sei, die er kennengelernt habe. Chiron zählt alle auf - außer Herakles. Aber Faust läßt nicht locker und drängt auf den Fehlenden. Schließlich nennt Chiron den Gesuchten wie in schmerzlicher Erinnerung, wozu gar kein Grund vorlag.

"*Faust:* *Von Herkules willst nichts erwähnen?*
Chiron: *O weh! Errege nicht mein Sehnen ---*
Ich hatte Phöbus nie gesehen,
Noch Ares, Hermes, wie sie heißen,
Da sah ich mir vor Augen stehn
Was alle Menschen glücklich preisen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlich anzuschaun,
Dem ältren Bruder untertänig
Und auch den allerliebsten Fraun.
Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder
Nicht führt ihn Hebe himmelein.
Vergebens mühen sich die Lieder,
Vergebens quälen sie den Stein.
Faust: *So sehr auf ihn die Bildner pochen*
So herrlich kam er nicht zur Schau.
Vom schönsten Mann hast du gesprochen ...

Mit dieser Kennzeichnung kann Goethe den griechischen Muskelmann unmöglich gemeint haben, denn Herakles war für die Griechen der Inbegriff der Kraft, wie Simson für die Juden, aber nicht der Schönheit. Herakles war auch keinem älteren Bruder untertan, und schon garnicht allerliebsten Frauen. In seiner Art war er gewiß einzigartig, aber nicht in den genannten Eigenschaften.
Daß Goethe Herakles nicht gemeint hatte, hebt er durch das gegensätzliche Geschick heraus, daß der Betreffende nicht wie Herakles von Hebe in den

Olymp geleitet worden sei. Herakles ist in Gesängen und Bildwerken bestens wiedergegeben worden, aber nicht als der e d e l s t e M a n n, den Goethe hierin verschlüsselt hatte. Daß dieser ein geborener König gewesen sei, läßt in dem gegebenen Zusammenhang darauf schließen, daß er wohl eines Thrones würdig, aber nicht teilhaftig gewesen war: also nur ein König im Geist.
Wenn Thomas Mann an Goethes Absicht glaubte, Schiller zu kennzeichnen, so müßte Goethe sich selbst als den älteren Bruder betrachtet haben. Das mit der Untertänigkeit vor allerliebsten Frauen traf zu. Hebe führte ihn in keinen Olymp, sondern er verschwand unkennbar im Massengrab. Es gab genug Preisgedichte auf Schiller, die auf Goethe so wenig Eindruck machen konnten, wie Bernhard Franks, Christian Friedrich Tiecks oder Johann Heinrich Danneckers Schillerbüsten und Flachbilder. Sie reichten an Goethes Erinnerungsbild nicht heran.
In der Chironszene schien ein Hinweis auf die Hauptsache zu fehlen: Schiller war schließlich auch Dichter.
Herakles war weder einer Tuberkulose noch einer Lungenentzündung erlegen, aber auch nicht dem Mißbrauch von Spirituosen, wie Goethe das von Schiller Eckermann gegenüber geäußert hatte, und noch weniger einem Freiheitsbegriff, mit dem er seiner physischen Natur zuviel zugemutet habe. Herakles starb vielmehr an einer Vergiftung durch das bekannte Nessushemd. Die Frage nach der Todesursache berührte Goethe nicht. Thomas Mann brauchte sie nicht zu erwähnen, denn das weiß jeder Mittelschüler:

Herakles hatte auf einem Kriegszuge die Tochter des Königs Öneos erbeutet und geheiratet, wie das bei den alten Griechen üblich war. Bei der Heimkehr mußten sie über einen regengeschwollenen Fluß, wo der anwohnende Halbmensch Nessos sich erbot, die junge Frau Deianira übers Wasser zu tragen. Jenseits angekommen, versuchte Nessos mit der Deianira davonzugaloppieren. Herakles schoß ihn jedoch mit seinem unfehlbaren Pfeil, der mit dem Blute der Wasserschlange Hydra vergiftet war. Ehe Nessos starb, riet er der Deianira für den Fall, daß ihr Herakles untreu würde, sein Hemd mit dem Nessosblut einzustreichen. Dann würde die alte Liebe wiederkehren. Auf einem späteren Kriegszuge eroberte Herakles die Königsburg Öchalis und nahm die Tochter Iole des besiegten Herrschers Eurytos als Beute mit, um sie seinem Sohne Hyllos anzutrauen. Auf der Heimfahrt wollte er dem Zeus ein Dankopfer bringen. Da sein Hemd im Kriege beschmutzt worden war, schickte er einen Boten und bat Deianira, ihm ein frisches Hemd mitzugeben. Das Gerücht war schon vorausgeeilt, Herakles wolle Deianira verstoßen und Iole freien. So strich die Frau das Nessosblut in das frische Hemd und gab es dem Boten mit. Als Herakles vor dem Scheiterhaufen stand und das frische Hemd anzog, um das Dankopfer zu bringen, klebte es an seiner Haut fest und brannte so, daß er versuchte, es sich vom Leibe zu reißen. Da ging die Haut mit ab. Kurz entschlossen legte sich Herakles auf den Opfer-Scheiterhaufen und bat seinen Freund Philoktetes ihn anzuzünden. Dann schenkte er ihm den unfehlbaren Bogen mit den vergifteten Pfeilen, und in Qualm gehüllt stieg Herakles unter Blitz und Donner zum Olymp empor, wo ihn Hebe mit dem Göttertrank Nektar von allen Brandschmerzen befreite und zu den Unsterblichen führte. So hatte sich Herakles selber dem Zeus zum Dankopfer gebracht.

Bei einem Gedankenspiel in Vergleichsbildern müßte sich Goethe hier als Deianira verstanden haben, die mit Herakles - Schiller innig verbunden war, als ein halbmenschliches Wesen aus dem Hintergrund Goethe-Deianira für sich allein besitzen wollte, ein Halbwesen, das an Schiller–Herakles nie herangekommen war. Das Halbwesen, das Deianiras Alleinbesitz beanspruchte, wurde von Herakles–Schiller mit seinem unfehlbaren, für Nessos tödlichen Pfeil getroffen: "Wilhelm Tell" mit dem Geßlerschuß. Das Halbwesen fühlte den Tod nahen und riet Goethe-Deianira, das frische Hemd Herakles - Schillers, das er für sich bestellen würde, mit roten Ducaten und Louis'dors einzustreichen, falls er ihr untreu würde. Schon beim nächsten Besuch in Leipzig kam Schiller-Herakles auf den Gedanken, einen Abstecher nach Potsdam an den Hof des Preußenkönigs zu machen, wo die Königin Luise-Iole ihm anbot, als Prinzenerzieher nach Berlin-Potsdam zu ziehen. Die Gefühle der Eifersucht von Goethe-Deianira waren verständlich, und das von da aus gelenkte Angebot der Gehaltsverdoppelung, um die Herakles - Schiller sogar gebeten hatte, klebte ihm das neue Hemd so fest auf die Haut, daß Zeit blieb, ihn über den Halbmenschen Nessos in der Vollkraft seiner Jahre sterben zu lassen.

Thomas Mann scheint von einem unnatürlichen Tode Schillers überzeugt gewesen zu sein, ohne das anders zu bekräftigen als mit den Worten:

"Man glaubt es zu wissen - man weiß es."

Diese Worte mußte der Leser, der mit dem Heraklesgeschick nicht vertraut war, auf die äußere Annahme Mann's beziehen, daß Goethe Schiller mit dem Bilde des Herakles bezeichnet habe, ohne die Frage bis zum Schlusse zu durchdenken.
Wo Goethe sich unter dem Bilde der Deianira verstand, war das eine unausgesprochene Selbstentschuldigung. Er war nicht der Urheber eines Mordes. Ihn hatte es nur gedrängt, den Freund nicht zu verlieren. Und dieser Beweggrund wurde von Seiten eines Halbmenschen ausgenutzt, um den Feind unerkannt zu treffen, dem er auf geradem Wege nicht beikommen konnte.

Auch Thomas Mann hat seine Gedanken nur angedeutet, nicht ausgesprochen, wie das Goethe ebenfalls getan hatte. Mann konnte sich auf denkende Leser verlassen, daß die von ihm angeregte Betrachtung der Faust-Geschichte eine zwingende Fortsetzung fände, wo Schiller als Dichter erscheint.

In der folgenden Peneiosszene des Faust II spann Goethe Schillers eigenen Gedankengang aus den "Kranichen des Ibykus" weiter. Schon die Überschrift mußte dem Leser Schillers Verse ins Gedächtnis zurückrufen:

"Von Euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klag' erhoben!
Er ruft es, und sein Auge bricht."

Schiller ließ im Gedicht die Kraniche zu Mordzeugen werden, obwohl sie nichts darüber verlauten ließen. In Goethes Fortsetzung in den Versen 3048 - 3063 werden die Mordzeugen selber beseitigt, und ihre Anverwandten zur Rache an den Mordzeugenmördern aufgefordert.

Vers 3048 bis 3063

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Ängstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Ächzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertötet,
See von ihrem Blut gerötet
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie auch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Blut!
Ewge Feindschaft dieser Brut!"

Die Ausführung dieser Aufforderung erfolgt in der dritten Peneiosszene. Der offensichtliche Zusammenhang vom ermordeten göttlichen Sänger Ibykus mit
L 48 Schiller ließ Studienrat Dr. H. Kaben die Zeilen auf Charaden untersuchen, wie sie auch sonst im Faust eine große Rolle spielen.

Der ganze Absatz schien sich in eine Abfolge von Charaden aufzulösen, wovon hier vor allem die Verse 3052 und 3050 wesentlich waren:

"*Welch ein Aechzen, welch Gestoehn* = "Welche Aconit gesehn, wehlechzen."

und

"*Alle sind sie schon ertoedtet*" = So toedteten sie da Schillern."

Im zweiten Vers bleibt "*sie*" als Kardinalwort stehen, wechselt aber seine Bedeutung ins Gegenteil, indem es im poetischen Text die Opfer, im kabbalistischen Text die Mörder bezeichnet.

Dies Silbenspiel ist dreideutig, und läßt für jede der drei Bedeutungen drei sprachliche Fassungen im selben Sinne zu:

Alle sind sie schon ertoedtet
Sie sind schon alle ertoedtet
Ertoedtet sind sie schon alle

So toedteten sie da Schillern
So, da toedteten sie Schillern
Da, so toedteten sie Schillern

Sodann toedtete sie Schiller
So, dann toedtete sie Schiller
Schiller toedtete sie sodann

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß Goethe sich der Vieldeutigkeit nicht bewußt war. Nun hat Schiller nie im Leben einen Menschen umgebracht, außer im Geist und in der Dichtung. Hierin war an Tötungen aller Art allerdings kein Mangel, und so dürfte auch Goethe in der letzten Fassung nur eine geistige Tötung im Auge gehabt haben. Genauso dürfte auch der bildlich dargestellte Mord an den Mordzeugen eine geistige Tötung bedeuten, wie eine Vernichtung von

Urkunden, die als Mordzeugen ja auch im gewöhnlichen Sinne so sprachlos sind wie Schillers Kraniche des Ibykus. Selbst wenn zu Goethes Zeiten von einer Urkundenvernichtung etwas bekannt war, dürfte der so ausführlich beschriebene Mord an den Mordzeugenmördern in der dritten Peneiosszene nur ein frommer Zukunftswunsch gewesen sein. Zur Ausgestaltung der von Goethe weitergesponnenen Kranichgeschichte treten Gestalten auf, von denen der "Generalissimus", der den Mordbefehl erteilt, sonst im ganzen Faust I und II nirgends auftritt, weder bei Gottvater im Himmel, noch beim irdischen Kaiser auf Erden, noch bei den Teufeln in der Hölle. Und mit Mephisto hat er durchaus keine Ähnlichkeit. Dieser Generalissimus befehligt eine militärisch geordnete Vielheit von Hilfskräften, die ihm unbedingten Gehorsam schulden, das aber offenbar nur widerwillig tun, und darauf warten, davon frei zu kommen. Der Generalissimus ist ein unbekannter Oberer, der den Untergebenen mit dem guten Beispiel vorangeht und sich mit fremden Federn schmückt. Damit führt er sich sogar ein, indem er die Anfangsworte vom Schützenlied des Tellsohnes anbringt, der mit der Ibykusgeschichte nichts zu tun hat, außer, daß Tell und Ibykus von Schiller stammten.

So handgreiflich die Zusammenhänge zu sein scheinen, bleibt immer die Frage stehen, ob Goethe das absichtlich so gedichtet hat, oder ob es sich um eine zufällige Entstehung der Mehrdeutigkeit handelt, die Goethe vielleicht erst hinterher bemerkt hat.

Der erstaunliche Vers 3052 als Charade:

"So töteten sie da Schillern"

ist nur einer von 443 Kurzversen des gesamten Faust II, und von diesen wieder nur einer von 11, in denen die Buchstaben "Schiller" vorkommen. In noch kürzeren Versen kommt "Schiller" überhaupt nicht mehr vor. Es ist also schon ein Grenzfall.

Sucht man alle Verse von 2769-2785 und 3032-3063 zusammen, in denen der Name Schiller 1) in Buchstaben vorkommt und die sich 2) inhaltlich - wie sich aus Thomas Mann's Vermutung ergibt, auf Schiller beziehen können, so kommen nur 7 Verse in Frage, deren Satzelemente sich wie 21 : 27 : 30 : 31 : 31 : 31 : 39 verhalten. Hiervon ist

"Alle sind sie schon ertoedtet - So toedteten sie da Schillern"

der kürzeste mit 21 Elementen.

Es ist bisher nicht gelungen, aus den Restbuchstaben der anderen Verse einen vernünftigen Satz, der sich vielleicht auf Schiller beziehen könnte, zu bilden.

Da hier weder mit Mitteln der Philologie, noch der Forensik oder Anatomie eine Sicherheit der Beurteilung möglich scheint, muß die Mathematik gefragt werden.

In der Reihe der Verkettungsmöglichkeiten von Satzgliedern als Fakultäten, wie sie bei Charaden vertauscht werden können, und im Falle des Verses 3052 offenbar vertauscht worden sind,

ergeben sich für Vers 3052 zu 13 Fakultäten
6.227.020.000 Möglichkeiten
und für Vers 3050 zu 15 Fakultäten
1.370.674.300.000 Möglichkeiten
Der wechselseitige Wert ergibt das Maß der Wahrscheinlichkeit, daß Goethe den Vers absichtlich so gedichtet hat:
= 99,999999999...%
Damit ist Goethes Absicht und Glauben festgestellt. Aber Glauben ist noch kein Tatbestand. Der ist auch mit den Mitteln der Rechenkunst nicht zu fassen.

1 = 1 Fakultät
2 = 2 Fakultäten
6 = 3 Fakultäten
24 = 4 Fakultäten
120 = 5 Fakultäten
720 = 6 Fakultäten
5040 = 7 Fakultäten
5040 = 7 Fakultäten
40320 = 8 Fakultäten
362880 = 9 Fakultäten
36228800 = 10 Fakultäten
39916800 = 11 Fakultäten
479001000 = 12 Fakultäten
6227020000 = 13 Fakultäten
87178291000 = 14 Fakultäten
1370674300000 = 15 Fakultäten

Der Zusammenhang der Chironszene mit Schiller ist schwer zu erkennen und wird erst nach Abtasten der Einzelbilder deutlich. Die zweite Peneiosszene scheint die Verbindung zu Schiller schon durch die Überschrift "Die Kraniche des Ibykus" nahe zu legen. Sobald man aber versucht, die Bilder auf ihren Hintersinn hin aufzulösen, so gerät man leicht in eine andere Richtung. Wieder rufen die Worte

"Mit Pfeil und Bogen frisch ausgezogen"

beim Lesen die Worte aus dem Liede des Tellsohnes ins Gedächtnis:

"Kommt der Schütz gezogen"

Damit werden die Gedanken auf den Verleger Christian Gottfried Schütz gelenkt, der die "Allgemeine" Jenensische Literaturzeitung herausgab. Deren Titelkopf zeigt in der Tat Pfeil und Bogen, Helm und Schmuck:

"Daß wir erscheinen mit Helm und Schmuck."

Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme

Diese "Allgemeine" (Generalissimus) ist das Sprachrohr des Kunstrichters, der Krieg gegen die Dichter als Federvolk der Zeilen-Reiher führt, sie erschießt und ihrer Federn beraubt, um sich damit zu schmücken.

Der Sucher, der auf diese naheliegende Anspielung kommt, übersieht leicht, daß Goethe noch einen Hintersinn, nämlich Schillers Tod hineinverschlüsselt hat.

Verfasser wäre kaum ohne den Fingerzeig Thomas Manns auf den Gedanken gekommen, daß Goethe just in der Chironszene Schiller verschlüsselt haben konnte. Einmal darauf gelenkt, ergab die Nachprüfung, daß 157 Verse sich auf Schiller zu beziehen scheinen. Die Entdeckung, daß Goethe sogar das Gift nannte, mit dem Schiller beseitigt worden sein soll, stammte von den Kollegen und Internisten Dr. med. D. Kerner und Dr. med. Duda.

XXV

O rühre nicht daran!

Goethes Vorstellung, wie er sie im Faust II Vers 3050/3052 verschlüsselte, mochten auf einem Irrtum beruhen. Auf jeden Fall machte sie sein Verhalten zu Schillers Tod verständlich, für das es sonst keine schlüssige Erklärung gibt. Friedrich Heinrich Jacobi schrieb im April 1805 an Goethe und meldete seinen Besuch für den Sommer an. Er kam auch am 23. Juni und blieb bis zum 1. Juli in Weimar. Auf seine Frage nach Schiller antwortete Goethe am 19. April:
"Ob du Schiller findest, weiß ich nicht zu sagen."

Nun hatte Schiller am 27. März an Goethe geschrieben:
"Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit geklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden..... Aber jetzt bin ich im Zuge."

Acht Tage darauf, am 2. April schrieb er:
"Ich habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird."

Und an Körner schrieb er noch am 25. April:
"Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten."

Schiller arbeitete am Demetrius und hatte keine Reisepläne. Er war leidlich gesund. Als Goethe nach Jahren Schillers letztes Schreiben zur Hand nahm und 36/314
Riemer zeigte, sagte er:
"Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen."

Es gab keinen vernünftigen Grund dafür, daß Goethe Jacobi gegenüber in Zweifel setzte, ob er Schiller noch antreffen werde, außer der Möglichkeit, daß Schiller einem Anschlag zum Opfer fallen könnte. Goethe konnte Jacobis Frage nicht gut übergehen, aber sich auch nicht deutlicher über das ausdrücken, was ihn beschwerte.

Heinrich Voß schrieb am 12.8.1806 an Christian Niemeyer:

"Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin geschrieben hatte: "Der letzte Neujahrstag" statt "erneute" oder "wiederkehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Stelle kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom "letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! - Denselben Tag besucht er die Frau v. Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei und äußert, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde."

Bei aller Vorsicht, die man den Äußerungen der überschwenglichen Phantasie des Prof. Heinrich Voß entgegenbringen muß, läßt sich doch daraus schließen, daß Voß von Goethes Gabe des Hellsehens überzeugt gewesen sein muß.

Prof. M. Seiling (Goethe als Okkultist, Berlin 1919, 4. Aufl.) bringt dafür 54 Belege aus Goethes Werken. Sonst sind in jüngerer Zeit nur Anthroposophen

und andere Okkultgläubige von dieser Kunst überzeugt. Als Arzt und Naturwissenschaftler kann man in Goethes Verhalten nur das "Lautwerden der Gedanken" sehen, die gewöhnlich unterdrückt, in unpassenden Augenblicken sich gegen den Willen des Patienten äußern.

Nach Voß' Schilderung müßte Goethe also schon geraume Zeit vor Schillers Tode von einem Anschlag auf sein Leben gewußt haben. Eine Hemmung, den Freund beizeiten auf die Gefahr aufmerksam zu machen, erklärt sich aus "der zarten Scheu vor allen heftigen, gewaltsamen Eindrücken" und der Liebe zum eigenen Leben und Lebensgenuß gegenüber der, wenn auch nur symbolischen Gefahr des Herzausreißens, Augenausstechens, Kehle- durchschneidens usw.. Für Goethes ungewöhnliche Vorstellungsgabe mußte schon der Gedanke, wie Schiller in der Geisterstunde ohne alle Liebeszeichen allein in der Massengruft zu verschwinden, unsympathisch sein.

Wir verstehen nun, warum Goethe jede Begegnung mit Charlotte v. Schiller bis zum September 1805 vermied. Nach allgemein menschlichen Regungen und Bindungen wäre nichts zwingender gewesen, als die Witwe des verehrten Freundes wenigstens aufzusuchen, anstatt sie zu schneiden.

Daß Goethe an keiner der drei Beisetzungen Schillers teilnahm, ist auch zu verstehen. Er mußte sich vor allen Lagen hüten, in denen er sich in seiner wahren Einstellung hätte verraten können. Weder Goethe noch der Herzog durften sich die geringste Blöße geben, Mitwisser der Todesursache Schillers zu sein. Beide mußten so gut wie möglich jede Erinnerung an Schiller zurückstellen, verschwinden machen, bis die allgemeine Neugier anderweitig abgelenkt war.

Als Goethe zwanzig Jahre später durch die Schädelrettung des Bürgermeisters Carl Lebrecht Schwabe gezwungen war, sich wieder mit der Schillersache zu befassen, wußte er sich nicht anders zu helfen, als mit der Schädelfälschung mit Prosektor Schröters Hilfe und mit dem falschen Gipsabguß durch Former Kauffmann. Das Gaukelspiel mit der mehrmaligen Vertauschung des echten mit dem gefälschten Schädel war zwingende Folge des einmal eingeschlagenen krummen Weges. Hierzu gehörten die lügenhaften Terzinen, die nicht für die Mit-, sondern für die Nachwelt berechnet waren.

26/297 Ebenso war das Lügengewebe, das Goethe am 30. Dezember 1826 Wilhelm v. Humboldt auftischte, wohlberechnet. v. Humboldt durfte es hier, also in Weimar, nicht weitererzählen. Aber bei v. Humboldts inniger Bindung an seine Frau Karoline konnte Goethe mit Bestimmtheit rechnen, daß das Gesagte sofort seinen Weg nach Berlin nehmen würde, um von da aus alle Zukunftsberichte zu färben.

Obwohl Bürgermeister Schwabe letzten Endes auch von Goethes Gnade abhing, so konnte er Goethe durch seine Ehrlichkeit gefährlich werden. Deswegen wollte Goethe den gefälschten Schädel nicht im Holzkasten der Bibliothek mit der Danneckerschen Büste belassen, wo er dann mit den übrigen, falschen Knochen in den großen Sarg gelegt und zur Fürstengruft geschafft werden würde. In dem
L 90 Bericht wird klar, daß Schwabe den Schwindel durchschaute. Sonst hätte für ihn kein Grund bestanden, beim letzten Öffnen des Sarges in der Gruft am Kopfende Posten zu fassen und sich zu überzeugen, daß auch wirklich

der Schädel im Sarge lag, den er anderthalb Jahre zuvor aus dem Kassengewölbe gerettet hatte. Schwabes Gegenspieler, Goethe und der Herzog, waren nicht zugegen, und die anderen Herren ahnten nicht, was sich da vor ihren Augen abrollte. Was später mit Schillers Schädel geschah, konnte Schwabe nicht meistern. Es entzog sich seiner Macht. Goethe erhielt die Sargschlüssel ausgehändigt, und hundertzweiunddreißig Jahre später lag der gefälschte Schädel an der Stelle im Sarg, wo Schwabe den echten Schädel noch gesehen hatte.

Als Schwabe den Schädel aus der Gruft gerettet hatte, wird er die Impression der Unterschuppe bemerkt haben. Er konnte sie weder beurteilen noch ihre Entstehung vermuten. Der Schädel konnte ja von den Totengräbern eingetreten oder von den Hilfsleuten mit dem Spaten eingedrückt worden sein. Auch die drei Ärzte, denen Schwabe den Schädel zeigte, werden der Impression kaum Beachtung geschenkt haben. Die Zugehörigkeit zu der Gips-Totenmaske lenkte die Aufmerksamkeit. Goethe war auch bei bescheidenen osteologischen Kenntnissen sich über die Eindrückung der Unterschuppe besser im klaren, und er konnte sie mit der Impression der Totenmaske im Nacken gedanklich vereinigen. Eben deswegen durfte die Totenmaske nicht zu früh in die Hände von Anatomen geraten, und der Schädel selber mußte so bald wie möglich ver-verschwinden.

Wer immer die Errungenschaften der Französischen Umwälzung offen oder insgeheim bejahte, ja nur mit ihnen liebäugelte, dem mußte Schiller mit seinen letzten Werken im Wege stehen. Bei der Verehrung und Liebe, die Schiller allenthalben entgegenschlug, durften sich die Gegner nicht öffentlich äußern oder zeigen. Waren die allgemeinen Ideale der Revolution und ihrer Vertreter unter den Freimaurern - die Gleichheit aller Lumpen und Ehrbaren, die Brüderlichkeit der Verbrecher mit den Ordnungsliebenden und die Freiheit zu jedem Augenblicksgelüste - mit Schillers Zielgedanken schon unvereinbar, so konnte die Leitung der Illuminaten in Schiller nur ihren Todfeind sehen. Es gab genug Menschen, die ihren Abscheu und ihr Aburteil gegen die französischen Umsturzziele ausdrückten, aber keiner sagte das so klar, so packend und allgemeinverständlich wie Schiller. Goethe besuchte Schiller oft und der Fortgang des "Demetrius" fesselte auch ihn. Als Censor war er aber verpflichtet, dem Generalissimus in Gotha, Prof. Weishaupt, Meldung zu machen. Schillers plötzlicher Entschluß, nach Potsdam zu fahren, das Angebot der Königin Luise, Schiller als Prinzenerzieher an den Preußischen Königshof zu ziehen, wird wohl den Ausschlag gegeben haben, den gefährlichen Mann zu beseitigen. Der "Demetrius" durfte nicht vollendet werden.

Wenn Cysarz in seinem Werk "Schiller" schrieb, Goethe schiene in seinen L 12
Annalen an der Stelle, wo er auf Schillers Ende zu sprechen kommt, geradezu vor Selbstmißbilligung zu erröten, so hat er den Widerspruch in Goethe selber richtig gefühlt. Ob er die Hintergründe durchschaute oder ob er sie nur geahnt hatte, hat er nicht näher geäußert.

Goethe hatte sein Möglichstes getan, um Schillers Ende so lange im undurchsichtigen Nebel zu halten, bis für ihn selber keine Unannehmlichkeiten daraus erwachsen konnten - und auch sein Nachruhm keine Einbuße erleiden würde. Die Nachwelt würde aus dem "Faust" schon einmal das wirkliche Ende Schillers lesen können. Goethe hatte nur nicht damit gerechnet, daß auch er selber in jenen Nebel gezogen würde, der durch wenige Sachkenner und eine Herde blinder, wohlmeinender Nachbeter noch anderthalb Jahrhunderte gepflegt und verbreitet würde.

Jeden Goethe- oder Schillerforscher, der versuchte, den Nebel aufzuhellen, traf der Bannstrahl, wie den Faustforscher Ferdinand August Louvier, 1830-1900. Der Gründer und Leiter der Jahresschrift "Goethe", Prof. Dr. Ludwig Geiger hatte ihn
L 60 der Blasphemie = Gotteslästerung geziehen. Das sechsbändige Werk über
66 "Faust" wird seit 1900 ebenso wie sein Name von 35 großen Lexica und Nachschlagwerken der weißen Welt verschwiegen.

O rühre nicht daran!

XXVI

Goethes Terzinen

Im ernsten Beinhaus war's, wo ich beschaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie steh'n in Reih geklemmt, die sonst sich haßten.
Und derbe Knochen, die sich tödlich schlugen,
Sie liegen kreuzweis' zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! Was sie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich täthige Glieder
Die Hand, der Fuß zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch' herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Das in des Raumes Moderkält' und Enge
So frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge,
Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend strömt, gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend!
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend
Und in die freie Luft zu freien Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre?

Hierzu schrieb Karl Heinemann im Goethekalender von 1926:

"Törichterweise hat man dem Dichter einen Vorwurf daraus gemacht, daß er sich selbst das Verdienst, den Schädel entdeckt zu haben, in diesem Gedichte zuspreche ..... Die äußeren Umstände hat der Dichter geändert, wie es das

Gedicht verlangte und seine Phantasie wollte. Das war sein gutes Recht..... Das Gedicht erfüllt die Forderung, die Goethe an ein Kunstwerk stellt: 'Es ist nicht wirklich, aber es ist wahr.' ..... Dem Gedicht bleibt die Größe der poetischen Idee und die Schönheit der Sprache und Form."

Goethe war nie in einer Massengruft, um Knochen auszulesen. So konnte er auch nicht im Kassengewölbe Schillers Schädel unter dreiundzwanzig Schädeln in drei Kubikmeter Gruftmüll entdecken. Er konnte sich auch nicht in der *Enge* und *Kälte* der Gruft am Anblick von Schillers Schädel erwärmen und *entzücken*, weil alles zusammen erfunden war. Die Entnahme von Schillers Schädel konnte auch keine *fromme Entwendung* sein, denn Bürgermeister Schwabe hatte den Schädel ein halbes Jahr zuvor geborgen, ehe er ihn Goethe ablieferte. Es war keine "pia fraus", sondern ein gewöhnlicher Raub an der Ehre des Bürgermeisters und am Schillerschädel dazu, den er acht Tage nach dem Staatsakt der Beisetzung in der Bibliothek entwendete und in seiner Wohnung verbarg.

Heinemann versuchte Goethes Lügen mit der Schönheit des Gedichtes und der Geschlossenheit der Gedankenfolge sittlich zu rechtfertigen und genießbar zu machen: *"Das Gedicht* hätte *das verlangt*, und *Goethes Phantasie gewollt!*

Solche Fechterkniffe versagen aber vor Goethes Alltagssprache, mit der er am 30.12.1826 Wilhelm v. Humboldt denselben Schwindel mit der inständigen Bitte andiente, es hier -in Weimar- nicht weiterzusagen. In Weimar wußte man, daß Schwabe der wirkliche Retter des Schillerschädels gewesen war. Goethe konnte damit rechnen, daß v. Humboldt alles seiner Frau nach Berlin berichten würde. v.Humboldt wurde so zum ahnungslosen Weiterträger von Goethes Nachruhm gemacht, um zugleich den Frevel an Schillers Resten zuzudecken.

Unter den Terzinen vermerkte Goethe zunächst: *"ist fortzusetzen"*. An anderer Stelle brachte Goethe den unvollendeten Schluß:

"So nah der Freund von der und jener Seite
Und immer ich gebunden an der Stelle
Von wo ich gern ins Breite und ins Weite
Mich oft erkühnte wider Meereswelle
Und wenn ich so zu manchen Buchten dringe
Entgegnet mir doch selten frische Quelle
Die von des Freundes Innrem reichlich springe
Die Strömung bricht an Felsen, schäumt an Riffen
Und Schaum umwogen schnelle
Der kluge Segler eilt vorbeizuschiffen.
Ergriffen."

Und das tat er denn auch.

In der "Gartenlaube" von 1859 S. 197 ist ein hübsches Bild zu den Terzinen abgedruckt mit der Überschrift:

"Eine ernste Stunde aus dem Leben Goethes, mitgeteilt und gezeichnet von einem Zeitgenossen des Dichters."

Die Kunst des Zeichners hilft nicht darüber hinweg, daß eine gutgemalte Lüge eine Lüge bleibt. Eine poetische Lüge ist wie Arsen in Zuckerbrot.

XXVII

Demetrius, Schillers Schicksalsdrama

Nach Prof. Max Hecker hinterließ Goethe einen Ozean von Papier, aber Schiller ein Meer von Gedanken. Dies Meer ist noch nicht ausgeschöpft, und es kommt nur auf die Blickweite an, um auch in Schillers Gedankenmeer noch neue, unerschöpfte Gründe zu gewinnen.

Schiller hatte den Stoff seiner Dramen dem europäischen Umkreis entnommen, Böhmen, Italien, Spanien, Niederlande, Frankreich, England, Schweiz, Polen, Rußland. Um den Ring zu schließen, fehlte nur noch Skandinavien und schließlich, zum Abschluß, das deutsche Drama schlechtweg, das Schiller mit den Räubern, dem Abfall der Niederlande, Wallenstein und Tell schon berührt hatte.

Schiller war nicht mehr so weit gekommen. Mit dem Demetrius hat er den Schluß in zwiefacher Weise vorweggenommen. Die Handlungen in dem Drama "Demetrius" lagen zwar geschichtlich um zweihundert Jahre zurück und spielten im ablegenen polnisch-russischen Raume, aber die Vorgänge und Bestrebungen spiegelten zeitnahe Verhältnisse des Westens wieder, deren Vertreter sich getroffen fühlen mußten. Vordergründig stehen sich im "Demetrius" die beiden slawischen Großmächte gegenüber, deren verschiedene Verfassungen und Staatsgedanken zusammenprallten. Auf der einen Seite das russische Zarentum mit einem despotischen Oberhaupt, auf der anderen Seite die polnische Republik mit ihren freiheitlichen Woiwoden und Piasten unter einem schwachen König. Hier der mit Willkür herrschende Gossudar, dort einige schlaue Drahtzieher und eine Menge von ihren republikanischen Rechten berauschte kleine Sklavenhalter. In dem vorliegenden Falle war Zar Godunow durch ein Verbrechen, die Ermordung des Zarewitsch, zum Alleinherrscher aller Reußen geworden, und hatte dann zwanzig Jahre lang so ehrbar wie möglich regiert, um seine Blutschuld vergessen zu machen. Unter dem Vorwand, einem befugten Thronfolger auf den Zarensitz zu helfen, ließen sich die polnischen Großen zum Kriege gegen den herrschenden Zaren begeistern, um Beute zu machen. Diesen beiden Formen der Willkürherrschaft stellte Schiller die germanische Staatsauffassung gegenüber, wie sie aus dem Dreiklang von Freiheitssinn, Wahrhaftigkeit und Treue erwächst.

Schiller machte den litauisch-weißrussischen Grafen Leo Sapieha *) zum Vertreter der germanischen Staatsauffassung, deren Antrieb und Macht sittlich begündet ist, anstatt durch Willkür und persönlichen Nutzen. Als Mitglied des Polnischen Reichstages forderte der Graf von diesem eine Stellungnahme im germanischen Sinne, der niemand beipflichten wollte und die den gesamten

*) *Der geschichtliche Graf Jan Sapieha war der Haupttreiber zum Angriff auf Rußland, an dessen Boden er sich glaubte bereichern zu können.*

Reichstag gegen ihn in Aufruhr brachte. Sapiehas Forderung, den von Zar Godunow vertragsmäßig aufrecht erhaltenen Frieden ebenso treu festzuhalten, trugen dem Grafen von seiten des Sprechers der Gegenseite den Vorwurf "Verräter" ein, und die Adligen zogen die Säbel, um Sapieha umzubringen:

"Nieder mit ihm ! Schlagt ihn in Stücken !"

Solche Vertreter germanischer Sittlichkeit und Staatsauffassung hat es in der polnischen Geschichte immer wieder gegeben, nur nicht bei dem Vorgang um den falschen Demetrius. Wohl gab es einen solchen bei der zweiten polnischen Teilung und in unserem Jahrhundert noch im General und Staatspräsidenten Wladislaw Sikorski, der sich gegen das Totschweigen des Mordes an der ostpolnischen Oberschicht in Katyn durch die Sowjets zur Wehr setzte und der durch ein vorgetäuschtes Flugzeugunglück in Gibraltar umkam.
Auch die weltberühmte Radiumforscherin Marya Skladowska/Curie war solch Charakter von rein germanischer Sittlichkeit - aber sie ist für Polen nicht zur politischen Wirksamkeit gelangt.
Für Schiller war die **erfundene** Gestalt des Grafen Leo Sapieha wesentlich, um in dem bunten Wechsel und der Widersprüchlichkeit der slawischen Charaktere das germanische Gegenstück als unbestechlichen Richter und als sittliches Maß darüber zu stellen. Bei der gegebenen Lage hätte er Sapieha entweder fechtend untergehen oder die freie Brust bietend sterben lassen können:

"Wie? Freie Adlige wollt Ihr sein? Elende Sklaven seid Ihr, und beweist's durch Euer Handeln!"

Schiller nahm dies zwingende Ende nicht vorweg, sondern ließ den Grafen unter dem Schutz des Gottesfriedens das Freie gewinnen. Damit behielt er Sapieha bis zum Schluß des Schauspiels zurück, vielleicht um mit dessen Tod - nach dem Untergang des Dimitrij und der Marfa - die sittlichen Gegenspieler in einem Schnittpunkt krönend zusammenzufassen. - In Sapieha hatte Schiller seine eigenen Hochwerte gezeichnet - wie in Wilhelm Tells Gestalt. Er wußte, daß er sich mit der Verkündigung des germanischen Staatsgedankens die Todfeindschaft seiner Gegner - der Vertreter der Revolutionsideale Liberté-Fraternité-Egalité - in ihrer ganzen Verlogenheit zugezogen hatte. Er stand allein. Seine Adelung durch Kaiser Franz, seine Freundschaft mit dem Staatsminister Sr. Exzellenz Ritter v. Goethe konnte ihn nicht schützen. Schiller wußte nur nicht, daß der Freund als Censor der Illuminaten ihn beobachten - und verraten mußte.

Schiller hatte sich nicht gebückt, so oft ihm auch nahegelegt wurde, in die Loge oder bei den Illuminaten einzutreten. Im 10. Brief über "Don Carlos" konnte er schreiben:

"Ich bin weder Maurer noch Illuminat."

39/323 Er hatte es nicht nötig, zu lügen oder Geheimnistuerei zu decken, nachdem er sich vom Pietismus seiner Jugend über die äußere Freiheit und umstürzlerische Menschlichkeitsgedanken zur germanischen Sittlichkeit durchgerungen hatte. Am 26. April 1805 hatte Schiller noch am Demetrius gearbeitet, und am 9. Mai 1805 war er tot.

Schiller hatte mit der Erklärung des Sapieha unter dem Gebrüll des polnischen Reichstages dessen Schicksal zwingend vorgezeichnet. Die Erfüllung dieses Schicksals im Drama "Demetrius" wurde durch die Verwirklichung jenes Schicksals an ihm selber vereitelt.

Das unvollendete Drama "Demetrius" war im doppelten Sinne Schillers Schicksalsdrama geworden. Für Goethe lag es nahe, den fehlenden Schluß zu schreiben, da er ja den ganzen Werdegang kannte und miterlebt hatte. In seinen Anmerkungen bekennt Goethe, daß er die Vollendung des "Demetrius" als die schönste Totenehrung betrachtet habe. Er war entschlossen, den Demetrius zu Ende zu führen. Keine andere Aufgabe lag vor, die ihn davon hätte abhalten können.

Er schrieb im Tagebuch: 17/285

"Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, die mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte. Eigenwillig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte ..... meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte."

Herbert Cysarz schreibt dazu in seinem Werk "Schiller":

"Und doch scheint Goethe noch in den 'Annalen' zu erröten, mit Verlegenheit und Selbstmißbilligung zu kämpfen, da er auf Schillers Heimgang zu sprechen kommt."

Keine Amtsperson der öffentlichen Dienste konnte dem Hofrat und Minister etwas verbieten, und der Herzog als Freund hätte es gewiß nicht getan. Nur der Generalissimus der Illuminaten, Prof. Adam Weishaupt/Gotha, konnte dem Censor des "Minervatempels" Abaris-Goethe etwas befehlen oder untersagen. Weishaupt muß den "Demetrius" gekannt haben, denn Goethe war als Censor eidlich verpflichtet, ihn über alle die Ordensbelange berührenden Dinge zu unterrichten, und die Sapieharede war geradezu eine Kriegserklärung an die Ideale und Ziele der Illuminaten und sämtliche Errungenschaften der französischen Revolution.

Goethes Selbstentschuldigung im Tagebuch wird für spätere Leser bestimmt gewesen sein. Leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit würde man bei dem sechsundfünfzigjährigen Minister kaum vermuten, am wenigsten in einer Sache, die er sich in aller Ruhe und ohne Zeitdruck überlegen konnte. Wenn Goethe aus Eigenwillen auf seinem Vorsatz beharrt und dem Illuminatengeneral den Rücken gezeigt hätte, so wäre Goethes Verhalten normal und verständlich gewesen. Aber wie jemand aus Eigenwillen auf ein Vorhaben verzichten kann, setzt eine rabulistische Sinnverdrehung der Ausdrücke voraus, die etwas zu verstecken sucht, was der Leser nicht verstehen soll.

Johannes Falks Worte in: Goethe, aus näherem persönlichen Umgange dargestellt, S. 1

"Goethes zarte Scheu vor allen heftigen Eindrücken" ließ ihn auch hier vor der

Gefahr zurückschrecken, als Preis für die letzte Ehrung des Freundes ihm womöglich in die Massengruft zu folgen.
Goethes Verhalten war zwar nicht schön, aber er konnte sicher sein, daß außer Prof. Weishaupt niemand in Weimar darum wußte, nicht einmal die Illuminaten- und Logenbrüder. Der Gehorsam zahlte sich aus. Schon ein Jahr danach schrieb nach dem Einzug der französischen Truppen der Maréchal Angereau einen Armeebefehl aus, wonach der verdiente monsieur Goethe mit Familie in jeder Weise zu schützen sei. Dadurch blieb Goethes Haus fast als einziges in Weimar vor der Plünderung bewahrt. Zwei Jahre später traf Goethe in Erfurt mit Napoleon zusammen und erhielt das Ritterkreuz der Ehrenlegion, seinen liebsten Orden, den Goethe von da an immer trug und sich damit malen ließ.
Ein Charakter wie Schillers Graf Sapieha war Goethe nicht, und er deutete den Abstand in seinem Nachruf an:

"Doch hinter ihm im wesenlosen Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Goethe hatte sich bändigen lassen, aber das Wissen um die Hintergründe von Schillers Todesursache ließ ihn nicht los. Als er Schillers letzten Brief Prof. Riemer einmal zeigte, sagte er:

"Sie sehen, wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und die Handschrift durchaus keine Spur von Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei vollen Kräften ist er von uns gegangen."

Im zweiundachtzigsten Lebensjahr machte Goethe seinem Herzen Luft und offenbarte im Abschluß seines Lebenswerkes "Faust" seine wirkliche Meinung über Schillers Ende. Gleichwohl vermied er dabei, Schillers Namen offen auszudrücken. Nur Kenner konnten merken, wer gemeint war. Thomas Mann war solch ein Kenner. Man lese nur seinen "Versuch über Schiller"/Berlin 1955, S. 88 ff. Der Fall ist im Hauptteil "XXIV. S. 195 ff" behandelt.

Demetrius

Erster Aufzug
Reichstag zu Krakau

Sapieha: Schreibt nieder, Kanzler:
Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren
Und gegen alles, was draus folgt, zuwider
Dem Frieden Polens mit der Kron von Moskau.

Demetrius legt seine Erlebnisse dar und den Weg, wie er zu dem Glauben gelangte, der echte Sohn Iwan IV. zu sein. Alle jubeln Demetrius zu.

Sapieha: Bedenkt es wohl. Man übereile nichts.
Ein edler Reichstag lasse sich nicht rasch
Hinreißen zu ....

Odowalsky: .... Hier ist
Nichts zu bedenken, alles ist bedacht .....

Demetrius spricht von Freiheit, Großmut und von Beute:

Zäumt eure schnellen Rosse, sitzet auf,
Euch öffnen sich des Glückes goldne Tore.
Mit euch will ich den Raub des Feindes teilen.
Moskau ist reich an Gütern, unermeßlich
An Gold und edlen Steinen ist der Schatz
Des Zars, ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Zar
Einziehe in den Kreml, dann, ich schwörs,
Soll sich der Ärmste unter euch, der mir
Dahin folgt, in Samt und Zobel kleiden,
Mit reichen Perlen sein Geschirr bedecken,
Und Silber sei das schlechteste Metall
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen."

Die Landboten:
... Krieg, Krieg mit Moskau!
Man beschließe es!
Gleich sammle man die Stimmen!

Lärm und Tumult.

Sapieha: Krongroßmarschall:
Gebiete Stille, ich verlang das Wort!

Die Menge:
Krieg, Krieg mit Moskau!

Sapieha: Marschall! Tut euer Amt!

Krongroßmarschall:
Ihr seht, es ist vergebens.

Sapieha:
Was? der Marschall auch bestochen?
Ist keine Freiheit auf dem Reichstag mehr?
Werft euren Stab hin und gebietet Schweigen!
Ich fordre es, ich begehrs und wills.

Der Marschall wirft den Stab in die Mitte. Der Tumult legt sich.

Sapieha:
Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Stehn wir nicht
In tiefem Frieden mit dem Zar zu Moskau?
Ich selbst als euer königlicher Bote
Errichtete den zwanzigjährgen Bund.
Ich habe meine rechte Hand erhoben
Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kreml,
Und redlich hat der Zar uns Wort gehalten.
Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,
Wenn ein solenner Reichstag sie zerbrechen darf?

Odowalsky:

Was kümmert Eur Vertrag uns? Damals haben
Wir so gewollt, und heute wolln wir anders!
Sind wir ....

Sapieha:

Ist es dahin gekommen? Will sich niemand
Erheben für das Recht, nun, so will ichs.
Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist,
Aufdecken alles, was ich weiß.
Ehrwürdiger Primas, wie? bist du im Ernst
Gutmütig, oder kannst dich so verstellen?
Seid ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen
Daß ihr ein Spielwerk seid des listigen Woiwoda
Von Sendomir, der diesen Zar aufstellte,
Des ungemeßner Ehrgeiz in Gedanken
Das güterreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ICHS euch sagen, daß bereits der Bund
Geknüpft ist und beschworen zwischen beiden,
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republik sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woiwoden groß, und seine Tochter
Zur Zarin und zur Königin zu machen?
Bestochen hat er alles und erkauft,
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen,
Ich sehe seine Faktion gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch seine Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag und ganz Krakau überschwemmt.
Mit seinen Lehnsleuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen,
Doch keine Furcht bewegt mein Herz.
Solang noch Blut in meinen Adern rinnt
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gesinnt ist, tritt zu mir herüber.
Solang ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odowalsky:

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

Viele:

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen:

Gebt Euch, edler Herr!
Ihr seht, daß Euch die Mehrheit widerstrebt,
Treibts nicht zu einer unglückseligen Spaltung!

Großkanzler:

Der König läßt Euch bitten, nachzugeben,
Herr Woiwod, und den Reichstag nicht zu spalten ...

Krongroßmarschall:

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen,
O gebt Euch! um des andern Guten willen.
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

Sapieha:

Laßt alles einig sein - ich sage NEIN.
Ich sage VETO, ich zerreiße den Reichstag.
Man schreite nicht weiter. Aufgehoben, null
Ist alles, was beschlossen ward.

Aufstand, Getöse. Die Landboten zücken die Säbel gegen Sapieha. Die Bischöfe wehren mit den Stolen ab.

Sapieha:

Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?
Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?
Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,
Für Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Odowalsky:

Hört den Verräter!

Die Landboten:

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücken!

Sapieha, mit den Blicken drohend, wird von den Bischöfen weg- und hinausgeleitet.
Die Menge zerstreut sich. Nur Odowalsky und der Kosakenhetmann Korela bleiben zurück.

Korela:

Wer hätte das gedacht, daß er allein
dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Für ein Staatsbekenntnis wie im Demetrius wäre Schiller im Bundestag vermutlich gelyncht worden, und auf dem Rechtswege hätte er wegen Verächtlichmachung der Bundesrepublik und Verbreitung nazistischen Gedankengutes sowie Jugendgefährdung ins Gefängnis gemußt, seine Werke wären beschlagnahmt und vernichtet worden. Im Dritten Reich wäre es ihm mit
42/328 anderem Tenor **genau so** ergangen. Adolf Hitler verbot im Herbst 1941 (!)
Wilhelm Tell für alle Theater und als Lehrstoff für die Schulen.



XXVIII

Der Ertrag

Sachgut

1. Der Fürstengruftschädel war eine Fälschung. Prosektor Schröter mußte im Auftrag Goethes einem falschen Schädel sieben gefälschte Zähne in die leeren Zahnfächer einsetzen, um ihn Schiller ähnlich zu machen.
2. Prosektor Schröter sammelte in Goethes Auftrag in wenigen Stunden das Fürstengruftskelett aus einem Gemenge der Knochen von 23 Gruftinliegern. Dem Skelett fehlten beide Hüftbeine, der Brustbeinhandgriff und fünf Wirbel. Von 23 Rippen konnte immerhin eine von Schiller sein.
3. Das Schillerknochen-Verzeichnis Prosektor Schröters war eine Eulenspiegelei. mit der er Goethe als Auftraggeber eines wissenschaftlichen Betruges, als seinen Vorgesetzten und Prokurator der Universität Jena auf den Arm nahm. Goethe merkte nicht, daß er mit seiner Unterschrift bezeugte, daß Schiller keine Hüftbeine und kein Manubrium gehabt habe und daß die Knochen unbekannter Leute von Schiller stammen würden.
4. Das Gerippe, das Prof. v. Froriep 1911 aus dem 1852 eingeebneten Kassengewölbe unter den Resten von 64 Inliegern zusammengestellt hatte, enthielt noch weniger Schillerknochen als das Schrötersche Skelett, obwohl v. Froriep ehrlicherweise keine Rippe hinzugefügt hat.
5. Der von v. Froriep geborgene "Schillerschädel" rührt in keinem Teile von Schiller.
6. Seit 1914 liegen zwei falsche Schillergerippe mit zwei falschen Schädeln in der Fürstengruft zu Weimar, soweit nicht nach 1964 das eine der Gerippe vorsichtshalber beseitigt wurde.
7. Trotz vieler Anträge von deutschen Anatomen der letzten hundert Jahre wurde keinem eine Untersuchung der Schillergerippe in der Fürstengruft gestattet, auch nicht des erst 1914 eingelegten Froriep'schen Gerippes.
8. Der sowjetische Anthropologe Michail Gerassimow war der einzige Fachmann, dem eine Untersuchung der Schillergerippe erlaubt wurde. Er glaubte nicht die Wahrheit sagen zu dürfen, daß beide Skelette falsch seien und setzte eine Lüge über die andere, um dem Wunsche nach der Echtheitserklärung eines der Gerippe zu entsprechen. Seine mißglückte Arbeit hat der Wissenschaft einen großen Dienst geleistet, indem Gerassimows Dolmetscher, Herbert Ullrich, die Zähne des "Fürstengruftschädels" untersuchen und feststellen konnte, daß die 7 Zähne gefälscht waren, was Gerassimow höflich verschwieg.
9. Dr. med. dent. Fritz Hildebrandts Versuch, die Schillerschädelfrage mit zahnheilkundlichen Mitteln zu lösen, scheiterte daran, daß er auf halbem Wege von seinem eigenen Leitgedanken abwich.

10. Die Aufzeichnungen des Bürgermeisters Carl Leberecht Schwabe über die Echtheitsprüfung des von ihm geborgenen Schillerschädels widersprechen sich. Nach dem Wortlaut der Aufzeichnung von 1826 müßte Schwabe eine Gipskopfmaske verwendet haben, während er 1840 von einem Tonkopf schrieb. Sein Sohn, Dr. Julius Schwabe, schrieb aber nur von einem Gipskopf. Vermutlich hat C.L. Schwabe sich absichtlich widersprochen und dem Vorwurf der Unzuverlässigkeit ausgesetzt, weil er keinen anderen Weg sah, Goethes ohnehin gesunkenen Ruf vor dem Anwurf des betrügerischen Spieles mit zwei Schillerschädeln zu bewahren.

11. Die Untersuchungen der Gall'schen Gipsabgüsse im Rollettmuseum/Baden b. Wien und im Musée de l'Homme/Paris ergaben, daß die Leistungen von Galls Bildgießern Marcel Foyatier und Franz Klein hervorragend waren. Dr. Gall und sein Mitarbeiter Dumoutier stellten an die Abformungen für ihre phrenologischen Zwecke hohe Ansprüche.

12. Die Schiller-Ganzkopfmasken des Töpfers Ludwig Klauer/Weimar waren im Vergleich zu den Gall-Dumoutierschen Abgüssen handwerklicher Pfusch. Klauers Gipskopfmasken waren für Galls phrenologische Untersuchungen völlig unbrauchbar.

13. Dr. Franz Joseph Gall war im August 1805 und 1807 in Weimar und hat auch schriftlich um Überlassung der Schiller-Ganzkopfmaske gebeten. Er hat sie nie zu sehen bekommen, geschweige erhalten, außer dem überall käuflichen Gesichtsmaskenabguß.

14. Dr. Gall und Dumoutier waren erfahrene Kenner von Abformungen geköpfter Verbrecher. Gall hätte an der Schiller-Ganzkopfmaske die Spur der Kahlscherung, der eingeschlagenen Unterschuppe und der Köpfung erkannt. Um dieser Gefahr vorzubeugen, hat man Gall die Maske nicht gezeigt und erst recht nicht ausgehändigt.

15. Charlotte Schiller war kein Fachmann wie Gall. Sie kannte aber Schillers Nacken besser als sonst ein Mensch auf der Welt. Sie hätte sich über die Kahlscherung empört, über die eingedrückte Unterschuppe entsetzt. Da sie von der Abformung nichts gewußt hatte, nicht um Erlaubnis gefragt worden war, hat man ihr die Maske genau so verheimlicht wie Dr. Gall.

16. Die Ohrabformungen der Gips- und Tonmaske sind so verschieden, daß sie die zweimalige Abformung an demselben Leichenkopf unwiderleglich beweisen, denn die Hautwärzchenabdrücke über dem Ohr sind immer dieselben.

17. Die schiefen Nasen der Schiller-Totenmasken sind höchstwahrscheinlich durch eine Ungeschicklichkeit des Töpfers Klauer beim Abnehmen der Gesichtsmaske am 10. Mai 1805 entstanden.

18. Schillers Leiche wurde sicher erst nach dem Abzeichnen durch Prof. Jagemann, wahrscheinlich erst nach dem Einsargen kahlgeschoren. Schillerhaare wurden später nach unbekanntem Besitzwechsel als Geschenke verteilt. 1980 gab es noch 11 Proben "Schillerhaare", davon eine in Einzelbesitz, eine im Rätischen Museum/Chur, zwei im Goethehaus/Weimar,

eine im Schillerhaus/Marbach und sechs im Schiller-Nationalmuseum/ Marbach. Von den sieben Marbacher Proben stammen höchstens drei von Schiller, die anderen von vier verschiedenen Personen. Die Unterscheidung ergab sich mit Sicherheit aus den Dickendiagrammen, den Cuticularbildern und der Blutgruppenbestimmung.

19. Hermann Welcker schloß aus der Ähnlichkeit des Vliesbildes der Nackenhaare, daß die Schiller-Ton- und die Gipsmaske aus derselben Mutterform stammen müßten. Dies war ein Irrtum.

20. Reihenversuche mit den zu Schillers Zeiten greifbaren Trennmitteln ergaben, daß die damals übliche hausgemachte Schuhwichse aus Bienenwachs, Terpentinöl und Wasser als Trennmittel erlaubt, bei mehrmaliger Gipsabformung dasselbe Vliesbild zu behalten.

21. Prof. Melchior v. Hugos Gedanke hat sich als Irrtum erwiesen, daß der Nackenschaden der Schillerköpfe durch Eindrücken der weichen Tonmaske entstanden sein könnte, wobei sich die Tonwand auf die halbe Stärke verdünnte. v. Hugo glaubte auch irrigerweise, daß die Tonmaske durch künstliche Quellung das Urbild aller großen Gipsmasken gewesen sei.

22. Dr. med. Neuhauß glaubte, den Nackenschaden der Ganzkopfmasken aus einer Lagerung von Schillers Leiche auf einem harten Gegenstand erklären zu können. Durch Reihenversuche an Leichen, die 16 Stunden lang mit dem Nacken auf entsprechend geformten Pelotten gelagert wurden, hat sich die Erzeugung einer auch nur annähernd ähnlichen Impression als unmöglich gezeigt.

23. Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit ist der Nackenschaden an Schillers Leiche entstanden. Nach Ausschluß aller anderen Möglichkeiten kommt nur eine kurzfristige Gewalteinwirkung in Frage, die einen Terrassenbruch der Unterschuppe und wahrscheinlich auch einen Bruch des Atlasbogens bewirkte. Vermutlich ist sie durch einen Schlag oder mehrere Schläge mit einem Hammer von 55 mm Bahnbreite mit abgenutzten Kanten und ungefähr 3 kg Gewicht erfolgt.

24. Der Nackenschaden der Leiche wurde vom Töpfer Klauer vor dem Abformen mit nassem Modellierton zum Teil übergestrichen und unkenntlich gemacht. Die ursprüngliche Größe und der Rauminhalt ließen sich, wenn auch mit bestimmten Abweichungen nach oben und unten, ermitteln.

25. Der Abschluß des Leichenhalses war mit Modellierton unterknetet. Töpfer Klauer hat die Kante des Anschlusses erst mit den Fingern und zur zweiten Abformung mit dem Modellierholz abgestrichen, was den zweimaligen Abguß beweist.

26. An einer Stelle der Ton-Nackenhautgrenze ist die Durchtrennung der Nackenhaut an der scharfkantigen Aufbiegung der Haut nebst der Schnittspur zu erkennen.

27. Versuche an der Leiche ergaben, daß eine scharfkantige Auffaltung der Nackenhaut nur nach deren Durchtrennung möglich ist, wenn der unter-

oder aufgebrachte Ton einen bestimmten Wassergehalt hat und in einem ganz bestimmten Winkel angedrückt wird. In jedem anderen Falle rollt sich die Schnittkante der Haut ein.

28. Aus dem Verlauf der Ton-Hautgrenze bzw. der Schnittspur lassen sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf die Art der Köpfung ziehen. Vermutlich ist die Köpfung an der auf dem Rücken liegenden Leiche von der Kehlseite aus erfolgt, wobei der Täter rechts zu Häupten der Leiche stand.

29. Wenn der Täter ein Messer verwendete, so wird er mit der linken Hand den Kopf der Leiche am Kinn hintenüber gezogen, das Messer mit der rechten Hand führend an der linken Halsseite angesetzt und nach rechts oben durchgezogen haben.

30. Der Schnittverlauf im Nacken ist dreimal gewinkelt. Das läßt darauf schließen, daß der Täter beim Auftreffen auf den 3. oder 4. Halswirbelkörper das Messer wenden mußte, um durch den Gelenkspalt zu kommen. Dann schnitt er in der anfänglichen Richtung weiter. Die dünne Haut der r. Halsseite zog sich vor der Messerschneide aus, so daß sich die Schnittrichtung in der entspannten Haut scheinbar nochmals abwinkelte.

31. Der abgetrennte Kopf ist im Verhältnis zur Länge der Gesichtsmaske um 8 cm zu kurz abgeschnitten worden. Das spricht nicht dafür, daß Töpfer Klauer der Täter war. Anscheinend war dem Täter Klauers Aufgabe gleichgültig, weil das Köpfen noch einen anderen Sinn hatte, als Klauer einen Kopf zur Ergänzung der Gesichts-Totenmaske zu liefern.

32. Bisher hatten die Bearbeiter der Schillermaskenfrage angenommen, daß Töpfer Klauer alle Mutterformen zur Schiller-Ganzkopfmaske in einem Arbeitsgang am 10. Mai 1805 in Schillers Hause abgenommen habe. Das traf allein auf die Gesichtsmutterform zu. Alle anderen Mutterformen können nur Werkstattarbeit gewesen sein.

33. Nach dem Abnehmen der Gesichtsmutterform mußte Töpfer Klauer für die Tonmaske vier Mutterformen fertigen. Zu der Klinckerfußmaske waren noch vier neue Mutterformen und ein Mantelgips erforderlich, um die siebenstückige Gesichtsmaske zusammenzufassen. - Die Probeausformung mit Ton ging dem Gipsguß der Klinckerfußmaske voraus. All das war in der Zeit von Jagemanns Zeichnung bzw. Dr. Huschkes Sektion bis zur Einsargung nicht zu bewerkstelligen. - Es ist wohl ausgeschlossen, daß man Schillers Leiche, ob mit oder ohne Sarg, Klauer in die Werkstatt gebracht hat. Es war aber gut möglich, ihm einen abgetrennten Kopf zu liefern. Ob das Schillers Haupt oder das eines unbekannten Inkulpaten war, ist noch nicht zu entscheiden.

34. Die Anzahl der von Klauer gefertigten Stückformen ließ sich ermitteln und deren Grenzen an den Abformungen und Ausgüssen festlegen.

35. Die Herstellung der Totenmasken in all ihren Abschnitten ließ sich unter Zuhilfenahme von Modell- und Leichenkellerarbeit mit hoher Wahrscheinlichkeit verständlich machen und wiedergeben.

36. Die von Töpfer Klauer gemachten Werkfehler, wie das Eindrücken der Stückformen des Kopfes und die Verbiegung der Nasenspitze konnten berichtigt werden. Damit ist erstmalig die wirkliche Kopfform Friedrich Schillers mit einiger Genauigkeit festgestellt und anschaulich gemacht worden, unter der Voraussetzung, daß Klauer keinen Fremdkopf abgegossen hatte.

Urkunden und Schrifttum

37. Vierzehn Urkunden fehlen in Prof. Max Heckers Dokumentenwerk "Schillers Tod und Begräbnis", die das Gegenteil von dem andeuten, was Prof. Hecker nachzuweisen suchte: Daß Schiller eines natürlichen Todes gestorben und daß seine Beisetzung ehrenvoll gewesen sei. Die fehlenden Urkunden konnten noch festgestellt werden.

38. Das Ausmaß der weit zurückreichenden Quellenverluste ist kaum abzuschätzen. Die Ursachen und Vorbedingungen für 39 bekannte und gesicherte Umstände und Geschehen um Schillers Tod und Reste sind quellenmäßig nicht zu belegen.

39. Obwohl Goethe in seinem Tagebuch über zahllose Kleinigkeiten schrieb, fehlen Angaben über vierzehn wichtige Umstände betreffend Schillers Schädel und Totenmasken, wie über den Empfang des Schillerschädels, den Auftrag zur Schädelfälschung, die mehrfache Schädelvertauschung, den Empfang der "Weimarer Gipsmaske", die Schädeloffenbarung vor v. Humboldt, und die Schädelbeseitigung.

40. Der Mangel an unmittelbaren Bekundungen Goethes über obige Fragen ist durch die mittelbaren über Eckermann, Voß usw. nicht auszugleichen. Eckermanns Bericht über Goethes Blutsturz zeigt seinen geringen Tatsachensinn. Eckermann hat die medizinisch überhaupt mögliche Menge des verlorenen Blutes um das sechsfache übertrieben. - Eckermanns Unverständnis spricht aus seiner Wiedergabe von Goethes orakelhaften Bemerkungen über Schillers Todesursache.

41. Prof. Heinrich Voß' Berichte über Schillers Leiden und Tod sind ein Gemenge aus Hörensagen, Erfindungen, Schmus und Lügen. Sebastian Brunner kennzeichnete sie nicht zu Unrecht als "Halluzinationen."

42. Caroline v. Wolzogens Berichte, zwanzig Jahre nach den Ereignissen, sind durch die Vernichtung der brieflichen Unterlagen nicht nachprüfbar. Ihre Angabe, daß Dr. Herder, 1806 verstorben, ihr als Freund offenbart habe, Schillers Obduktion als Konsilarius beigewohnt zu haben, erscheint bei Erwägung aller vier praktischen Möglichkeiten als Geflunker ohne Quellenwert.

43. Charlotte Schillers briefliche Berichte über Schillers Ende sind nüchtern, ehrlich, glaubwürdig, aber mager. Zur ärztlichen Klärung von Schillers Todeskrankheit sind sie ungenügend. Sie reichen aber aus, um Dr. Huschkes Sektionsbericht als Übertreibung, Entstellung oder Erfindung zu kennzeichnen.

44. Aus Schillers Theater- und Hofbesuchen im letzten Halbjahr seines Lebens läßt sich keine zunehmende Lebensschwäche entnehmen, wenn man die ungefilzten Urkunden der gegebenen und der von Schiller besuchten Schauspiele vergleicht. Prof. Max Hecker konnte seine Annahme der hochgradigen, zunehmenden Lebensschwäche nur dadurch glaubhaft machen, daß er 90% der von Schiller besuchten, im Kalender eigenhändig vermerkten Schauspiele des letzten Halbjahres unterschlug. Diese Unterschlagung begründete er mit der unzutreffenden Angabe, Schiller habe sich sehr oft in der Bezeichnung der Schauspiele geirrt.

45. Dr. W.E. Huschkes Sektionsbericht widersprach seiner eigenen Krankengeschichte. Er verschwieg aber das von Charlotte bezeugte mehrtägige Erbrechen der ersten Tage. Nach Huschkes Sektionsbericht müßte Schiller eine linksseitige schwere Lungengangrän und rechtsseitige disseminierte Militartuberkulose gehabt haben. Dann konnte Schiller aber nicht zwanzig Stunden vor dem Tode mit Charlotte eine Erholungskur im Heilbad besprochen und zwölf Tage vor dem Tode ohne Beschwerden ein Hoffest mitgemacht haben, bei dem er "erfreulich gesund aussah."

46. Das Herz ohne Muskelsubstanz ist eine unmögliche Erfindung, und die "in ihrer Substanz aufgelösten Nieren" hätten eine monatelange Grablage vorausgesetzt. Nach Caroline v. Wolzogen soll Dr. Herder Schiller noch ein halbes Lebensjahr zugesprochen haben. Entweder hat er der Sektion nicht beigewohnt, oder er hat keine aufgelösten Nieren gesehen; oder er war ein ärztlicher Esel, wenn nicht Huschke ihm etwas von einer Sektion eingeblasen hatte, die gar nicht stattgefunden hat. Eine Zeugenaussage nach mehr als zwanzig Jahren nach einem Geschehen aus bloßem Hörensagen hat nicht mehr Gewicht als einfaches Geflunker.

47. Dr. Huschkes Begründung der Sektion war Spiegelfechterei: "Weil Schiller lange einen elenden Körper gehabt und ungesund gewesen sei."
Er hatte Schiller nie untersucht und hatte so wenig wie ein anderer Weimarer Arzt Verstorbene mit der obigen Begründung seziert. Charlotte war die Gewahrsamsberechtigte, aber Dr. Huschke hat sie nicht um eine Erlaubnis der Sektion gebeten. Ein Befehl des Gerichtes lag auch nicht vor.

48. Das sog. Kassengewölbe des Jakobsfriedhofes zu Weimar war ursprünglich als Familiengruft gebaut worden. Es wurde von der Landschaftskasse übernommen und als Massengruft verwendet. Als Massengruft blieb sie Adligen und Beamten vorbehalten, die für die Beisetzung eines Angehörigen wenig Geld anwenden konnten oder wollten.

49. Die Totengräberfamilie Bielke verübte in der Massengruft Leichenfledderei. Nach einer gewissen Liegezeit wurden die Särge abgedeckt, umgedreht, die Knochen herausgerollt und der Sargmüll nach Schmucksachen durchsucht. Die wiederaufgelegten Sargdeckel täuschten Ordnung vor. Die Knochen wurden anfangs in flache Kuhlen gescharrt, später nur noch in den Grund getreten. Dies geschah auch mit Schillers Gerippe.

50. Im Alten Weimar veranstalteten Wohlhabende mitunter "Abendleichen", weil dann mit Fackeln und Lichtern ein größerer Aufwand getrieben werden konnte. Ehrbare Beerdigungen kamen ins Kirchenregister, was bei "Mitternachtsbeerdigungen" nie geschah. Diese sog. Freybeerdigungen waren für Selbstmörder, Geköpfte, Gehenkte, Landstreicher und Findelkinder, in der Kriegsnot auch für Seuchentote und Gefallene. Freybeerdigungen machten in Friedenszeiten 10-15% aller Beisetzungen aus, im Kriege aber viel mehr.

51. Schillers Mitternachtsbeisetzung in der Geisterstunde war von 1803 bis 1822 der einzige Fall, 1:4310, der wie eine Freybeerdigung beseitigt, aber ordnungsgemäß ins Kirchenregister eingetragen wurde. Für Schiller hatte es kein Geläut, keine Ansage, kein Gefolge, keine Angehörigenbeteiligung, keine Liebeszeichen wie Kränze, keine geistliche Begleitung gegeben.

52. Wenn Schillers Beisetzung besonders ehrenvoll gewesen sein soll, so müßte Goethes Leichenbegängnis das Gegenteil gewesen sein. Er wurde fürstlich aufgeputzt und tagelang für die Öffentlichkeit ausgestellt. Das Leichengefolge zählte fast so viele Seelen, wie Weimar Einwohner besaß. Alles geschah am hellen Tage, mit Glockengeläut, Musik und Leichenpredigt. Allerdings wurde Goethe im Tode nicht abgeformt. Er wurde nicht kahlgeschoren, der Kopf nicht eingeschlagen und Goethes Leiche wurde auch nicht geköpft. Über seine Gebeine entspann sich kein hundertfünfundsiebzigjähriger Gelehrtenstreit, obwohl sie neben Schillers gefälschten Knochen in der Fürstengruft beigesetzt wurden.

53. Es gibt keine Urkunde, nach der die Familie Schiller geäußert, gewünscht oder hinterlassen hat, daß der Dichter in der Geisterstunde, ohne Familie, von bezahlten Trägern der untersten Klasse weggebracht und in ein Gemenge von 53 Gruftinliegern geschafft werden solle.

54. Goethe hatte, wie seine Mutter, "eine zarte Scheu vor allen gewaltsamen Seeleneindrücken". Im Gegensatz zur Frau Rat war er aber von ziemlicher Gemütskälte anderen gegenüber, was er mit den schönsten Worten zu verdecken verstand. Er liebte Geselligkeit, vor der er glänzen konnte, und hatte sich bei den Logen und Illuminaten verpflichtet. Die Morddroheide berührten ihn kaum, begrenzten ihn aber später in seinem Handeln und bestimmten sein Unterlassen.

55. Goethes größte Lebensleistung ist bis heute fast unbekannt geblieben. Er schrieb am Faust über ein halbes Jahrhundert und verschlüsselte darin nach den Regeln der Kabbala durch Wort- und Silbenspiele drei voneinander unabhängige Gebiete: die Kant'sche Philosophie, kulturgeschichtliche Vorgänge und viele Zeitgenossen Goethes.

56. Unter den im "Faust" behandelten Persönlichkeiten scheint Schiller zu fehlen. Thomas Mann entdeckte den Abschnitt und das Wechselbild, unter dem Schiller verdeckt behandelt worden sein soll: "Man glaubt es zu wissen, – man weiß es", meint Mann, was aber nur auf wenige Kenner zutreffen dürfte.

57. Hermann Kaben entschlüsselte die Charade:
"Alle sind sie schon ertoedet - so toedteten sie da Schillern" und Dr. D. Kerner entschlüsselte:
"Welch ein Aechzen, welch Gestoehn - welche Aconit gesehn, wehlechzen."

58. Goethes Absicht, Schillers Tötung und das Mittel in Charaden zu verschlüsseln, ist nach der Zahl der als Fakultäten vertauschbaren Silben bzw. Buchstaben nachzurechnen. Bei 6 Lesearten mit zweierlei Bedeutungen ergibt sich als Wahrscheinlichkeit je Fall
1: 6227020000 für den einen,
1: 1370674300000 für den anderen Satz, und für Goethes Absicht und Überzeugung von 99,99999999% Wahrscheinlichkeit. Das ist kein Tatbestand. Goethe könnte sich ja auch geirrt haben oder einer Einrede aufgesessen sein.

59. Die Entschlüsselung des "Faust" im Ganzen, unter vorsichtiger Umgehung des Falles Schiller, gelang dem Hamburger Schulreformer Ferd. Aug. Louvier/1830-1900. Seine Werke über den Faust werden, wie er selbst, seit 1900 von 35 Lexika und Nachschlagewerken der Weißen Welt totgeschwiegen.

60. Goethes formvollendetes Terzinengedicht vernebelte die Rettung des Schillerschädels durch Bürgermeister C.L. Schwabe. Goethe schrieb die Schädelrettung lügenhaft sich selber zu.

61. Schillers letztes Drama "Demetrius" wurde durch Schillers Tod nicht mehr vollendet. Es enthält Schillers Staatsauffassung, wie sie sich aus den germanischen Grundforderungen der Freiheit, Wahrhaftigkeit und Treue ergibt. Schiller legte sie dem Grafen Sapieha in den Mund. Das war eine Kriegserklärung gegen alle Errungenschaften der Französischen Revolution, gegen die Grundsätze der Logen und Illuminaten, eine vernichtende Absage an alle Demokratie, Despotie und Willkürherrschaft.

62. Schillers Entlarvung des demokratischen Schwindels war so packend und dem einfachsten Verstande begreiflich gemacht, daß sich die vor und hinter den Kulissen herrschenden Machthaber bedroht fühlen mußten. Das Schicksal des Verkünders der germanischen Staatsordnung hat Schiller im "Demetrius" unmißverständlich vorgezeichnet:

"Hört den Verräter! Nieder mit ihm!
Haut ihn in Stücken!"

- Nachwort -

Nach Abschluß der Arbeit lagen noch Aktenstapel vor, deren Inhalt keinen Platz finden konnte, oder noch nicht abgeschlossen war.

Von den **Haaruntersuchungen** konnten nur ein paar Diagramme gezeigt werden. 250 Mikroaufnahmen der serologischen Untersuchungen wären für den Leser nichtssagend.
Vier *"Schillerlocken"* harren noch der Untersuchung: aus Eigenbesitz, im Rätischen Museum zu Chur und im Goethemuseum zu Weimar.

Die Suche nach den *Haarfollikeln* im Gips des Nackens der Klinckerfußmaske muß einem späteren Untersucher vorbehalten bleiben. Mit deren serologischer Bestimmung wäre die Entscheidung gegeben, ob der Hinterkopf der Maske von Schillers Haupt abgeformt wurde oder nicht.

Das **Arsen**, das sich in Schillers Haaren fand, würde noch drei Jahre Arbeit erfordern, um seine Herkunft zu ergründen: ob aus Mottenpulver, aus Tapetenfarbe, aus Abführmitteln oder vorsätzlicher Gabe.

Schillers Knochen müßten und könnten noch forensisch untersucht werden. Sie ließen sich mit den heutigen physikalischen Mitteln der Altersbestimmung aus den Knochengemengen der Kassengruft aussondern.

Die **graphologischen Psychogramme** waren nicht zu umgehen, um die oft undurchsichtigen Antriebe der handelnden Persönlichkeiten nicht falsch zu beurteilen. Eine gründliche Verarbeitung und Wertung der Psychogramme steht noch aus. Bei vorliegender Arbeit traten **Rechtsfragen** auf, die ein Fachmann bearbeiten müßte. Durch das hundertneunundsiebzigjährige Vertuschen und Vergolden der Geschehnisse der Weimarer Musenzeit wurden sie nicht aus der Welt geschafft. Die menschlichen Verhaltensweisen und Handlungen reichen von harmloser Eulenspiegelei über Vorspiegelung falscher Tatsachen, Nötigung, Lüge und Betrug, wissenschaftlicher Fälschung, Mißbrauch der Amtsgewalt, Leichenfledderei, Urkundenfälschung und Leichenschändung bis zum mutmaßlichen Leichenraub und Giftmord. Auch wo Täter nicht mit Sicherheit oder überhaupt nicht mehr festzustellen sind, wäre es lächerlich, geschehene Frevel als nichtverübt stillschweigend zu übergehen.

Bei der Vielfalt der ineinandergreifenden Sachgebiete konnte der Verfasser aus dem Blickwinkel seines Berufs, den Grenzen seiner Erfahrung und seines IQ nicht alles ausschöpfen.

Sind ihm Fehler oder Irrtümer unterlaufen, so ist er für Berichtigung dankbar. Vor den noch offenen Fragen kann der Verfasser bei der Begrenzung seines Lebens nur noch sagen:

"Der Nächste — Bitte !"

- Anhang -

Anhang 1:

	Maße der Klinckerfuß-Gipsmaske:	Schwabesche Tonmaske:
Größte Kopflänge	200	189
Größte Kopfbreite	172	162
Größte Stirnbreite	125	123
Kleinste Stirnbreite	118	114
Jochbogenbreite	156/7	147
Kieferwinkelbreite	133	132
Interorbitalbreite	20	17
Nasenflügelbreite	31	30
Mundspaltbreite	57	56
Ohrhöhe r	122 (+4 bis -5)	130
Ohrhöhe lks	134 (+4 bis -5)	122
Morphologische Gesichtshöhe	127	115
Nasenhöhe / Septum	57	52
Nasenflügelhöhe r	47	44
Nasenflügelhöhe lks	46	46
Mundspalt-Septumhöhe	23	23
Kinn-Mundspalthöhe	43	39
Stirngußnaht-Mundspalthöhe	150	150
Stirngußnaht-Septumhöhe	-----	127
Orbita r, Höhe	31	28
Orbita r, Breite	57	50
Orbita lks, Höhe	33	31
Orbita lks, Breite	51	52
Protuberantia Occ. ext. bis Hinterhaupts-Gußnaht	107	94
Halsbreite in Mundspalthöhe	126	129

Der Scheiteldefekt ist mangelhaft ausgegipst: 4-5 mm zu flach

Anhang 2:

W a n d s t ä r k e n d e s H i n t e r k o p f e s
der S c h w a b e s c h e n T o n m a s k e auf

einem Gradnetz von Breitengraden von 10 mm Abstand und Längengraden, deren Abstand auf dem Gleicher über der Protuberantia occ. externa 20 mm beträgt.

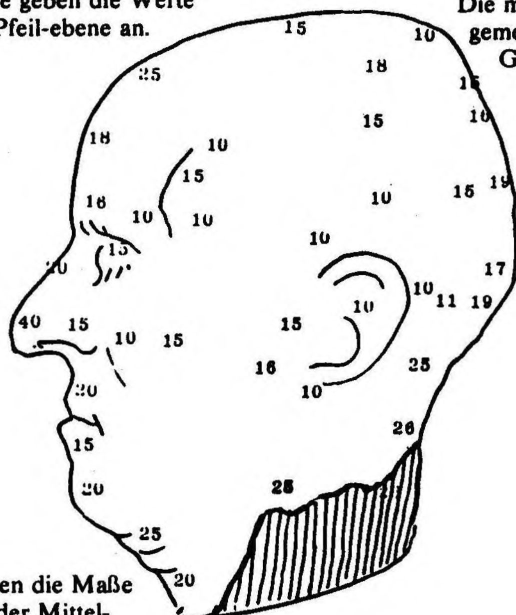
				150				
				100				
				100				
							200	270
	150	100		110	160		170	195
160	140	100	120	120	120	170	140	160
160	170	120	100	120	120	160	130	130
160	200	120	120	120	128	120	140	110
155	190	135	136	142	150	132	125	168
140	170	160	146	145	152	125	122	142
136	155	172	165	155	125	122	132	132
132	140	160	185	190	160	158	134	122
138	130	145	185	192	178	148	148	125
148	152	172	180	212	182	162	156	137
165	175	199	167	192	192	189	182	145
166	215	195	166	172	200	190	180	205
170	215	168	175	173	185	176	169	210
195	201	130	142	172	151	132	158	207
205	189	115	106	174	192	142	128	195
190	215	160	170	188	225	160	135	180
205	226	225	210	218	240	196	210	255
210	?	218	260	253	270	205	220	285
210	255	225	305	248	218	185	190	295
212	240	255	265	258	262	260	280	290
245	238	226	230	240	235	238	270	300
230							242	260

Die Messungen wurden mit Mikrometertaster der Fa. Hahn u. Kolb, Feuerbach ausgeführt und sind in 1/10 mm wiedergegeben.

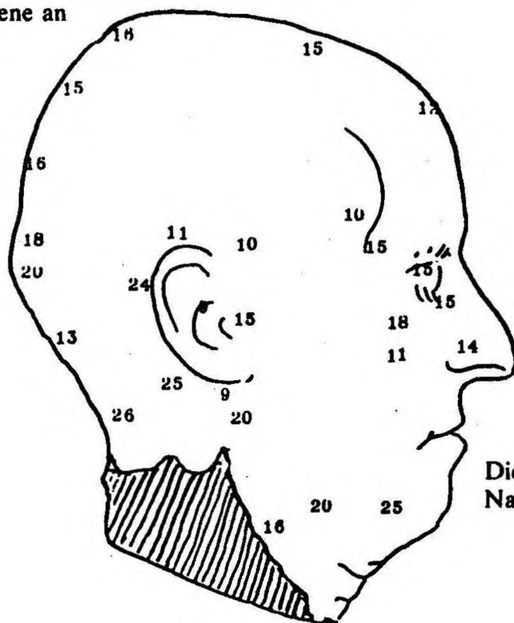
Die oberhalb des Bogens liegenden Maße wurden mit einem Beckentaster gemessen, und sind weniger genau.

Wandstärken der Schwabeschen Tonmaske
Die Randmaße geben die Werte in der Mittel-Pfeil-ebene an.

Mit Beckentaster gemessen. Die mit Mikrometertaster gemessenen Werte siehe Gradnetz-Tabelle des Hinterkopfes.

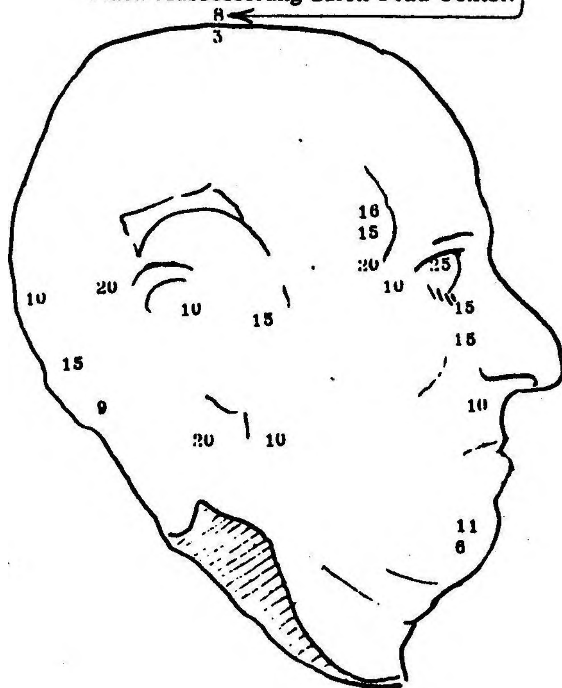


Bandmaße geben die Maße 25 mm neben der Mittel-Pfeilebene an



Die Rechtsabweichung der Nasenspitze beträgt 4 mm

Nach Ausbesserung durch Frau Textor:



Wandstärken der Klinckerfuß-Maske, soweit zugänglich

Anhang 3:

Versuche, an Männerleichen mit untergelegten Pelotten Eindrücke unterhalb der Nackenlinie zu erzeugen, wie sie an den Schillerganzkopfmasken vorhanden sind.

Ort: Prosektur des Kreiskrankenhauses Minden/Westf.
Zeit: Sept./Okt. 1980
Gerät: Kunstharzpelotten 55 x 55 mm mit abgerundeten Kanten in Holzgabel
Verfahren: Unterlegen der Pelotten um 16 Uhr, Abnahme nach 16 Stunden, nach Inaugenscheinnahme Abgießen des Nackens mit Silikone.

Person	geboren	gest.		Alter:	Pelotte untergelegt	Stunden p.mortem	Eindruck in cm³
A.d.P.	18. 2.1946	23. 9.80	21^{45}	34	24. 9.80	18	0,1
	nordisch-mediterran, hager, sehnig						
K.Sch.	26.12.1909	23. 9.80	9^{50}	71	24. 9.80	30	3,7
	unbestimmbar		EZ gut				
H.R.	27. 9.1907	29. 9.80	12^{15}	73	29. 9.80	4	2,3
	Fälisch-Ostisch		fett, Rundrücken				
R.B.	28. 8.1921	29. 9.80	6^{h}	59	29. 9.80	10	4,5
	unbestimmbar		EZ mittel				
W.B.	24. 7.1912	30. 9.80	4^{50}	68	1.10.80	35	0,5
	nordisch		EZ normal				
K.M.	13.10.1914	30. 9.80	11^{45}	66	1.10.80	22	1,7
	ostisch		fett				
R.M.	6. 2.1913	6.10.80	9^{40}	67	6.10.80	6	1,4
	nordisch-fälisch		EZ normal				
H.H.	2. 4.1928	5.10.80	20^{h}	52		20	0,0
	ostisch		fett, Stiernacken, Leichenstarre vorüber				
J.O.	4. 1.1915	16.10.80	12^{20}	65	16.10.80		1,7
	mediterran		normal bis mager/Linea occ. scharf abgesetzt				
H.B.	4. 2.1905	22.10.80	23^{h}	75	23.10.80		3,6
	fälisch		EZ normal (Kopf 200 x 170)				
H.S.	14. 5.1920	22.10.80	20^{h}	60	23.10.80	20	3,7
	ostisch		EZ gut				
H.L.	8. 3.1909	22.10.80	22^{15}	71	23.10.80	18	0,0
	nordisch		hager / Leichenstarre vorüber				

cm³

30

25

20

15

10

5

Korrelation zwischen
E r n ä h r u n g s z u s t a n d
und Eindruckstiefe in cm³
einer Pelotte nach 16
Stunden Druckdauer

Schiller- Nackenschaden

Mittel Wert

EZ mager | normal | mittel | gut | fett

cm³

30

20

10

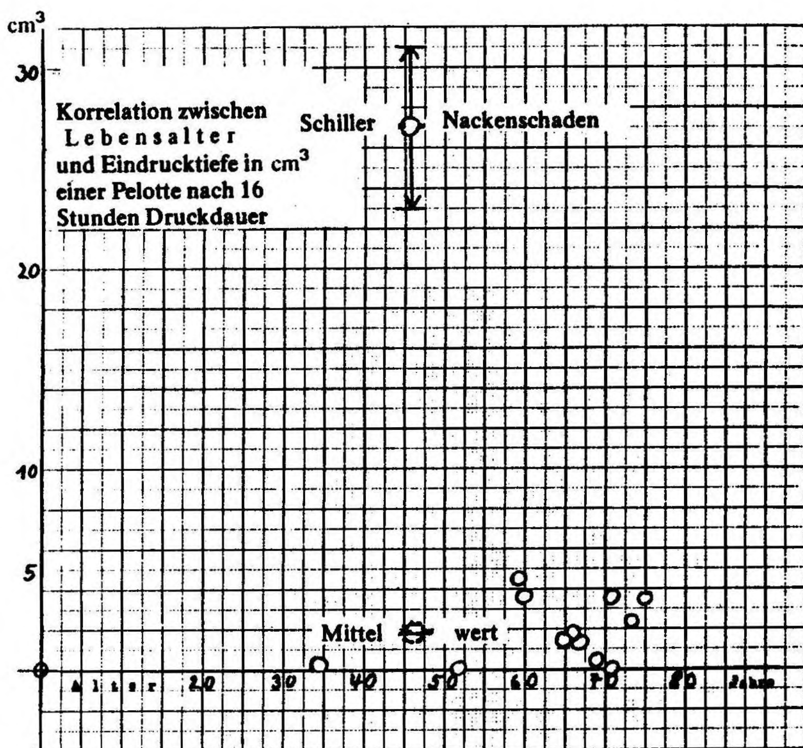
5

Schiller - Nackenschaden

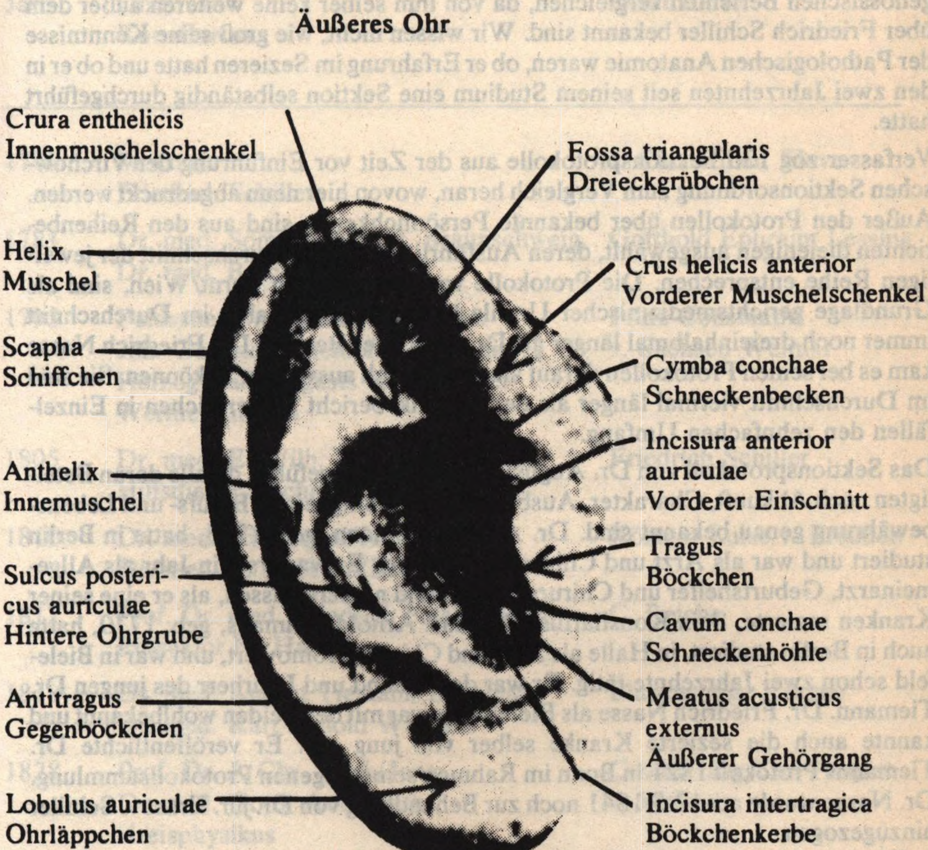
Zeitabstand unbekannt

Korrelation zwischen
Z e i t a b s t a n d
vom Augenblick des Todes
bis zum Unterlegen einer
Druckpelotte und der
Eindruckstiefe in cm³
nach 16 Stunden Druckdauer

Stunden 5 10 15 20 25 30 35


cm³
30
20
10
5
Korrelation zwischen
Lebensalter
und Eindrucktiefe in cm³
einer Pelotte nach 16
Stunden Druckdauer
Schiller
Nackenschaden
Mittel
wert
Alter
20
30
40
50
60
70
80
Jahre

Anhang 4:



Äußeres Ohr
Crura enthelicis
Innenmuschelschenkel
Fossa triangularis
Dreieckgrübchen
Helix
Muschel
Crus helicis anterior
Vorderer Muschelschenkel
Scapha
Schiffchen
Cymba conchae
Schneckenbecken
Incisura anterior
auriculae
Vorderer Einschnitt
Anthelix
Innemuschel
Tragus
Böckchen
Sulcus postericus auriculae
Hintere Ohrgrube
Cavum conchae
Schneckenhöhle
Meatus acusticus
externus
Äußerer Gehörgang
Antitragus
Gegenböckchen
Lobulus auriculae
Ohrläppchen
Incisura intertragica
Böckchenkerbe

Anhang 5:

Sektionsprotokolle und -berichte vor Einführung der Virchowschen Sektionsordnung

Um Dr. Huschkes Sektionsbericht beurteilen zu können, muß man ihn mit zeitgenössischen Berichten vergleichen, da von ihm selber keine weiteren außer dem über Friedrich Schiller bekannt sind. Wir wissen nicht, wie groß seine Kenntnisse der Pathologischen Anatomie waren, ob er Erfahrung im Sezieren hatte und ob er in den zwei Jahrzehnten seit seinem Studium eine Sektion selbständig durchgeführt hatte.

Verfasser zog 130 Sektionsprotokolle aus der Zeit vor Einführung der Virchowschen Sektionsordnung zum Vergleich heran, wovon hier neun abgedruckt werden. Außer den Protokollen über bekannte Persönlichkeiten sind aus den Reihenberichten diejenigen ausgewählt, deren Ausführlichkeit dem Durchschnitt der jeweiligen Reihe entsprechen. Die Protokolle von Prof. Joseph Bernt/Wien, sind als Grundlage gerichtsmedizinischer Urteile knapp abgefaßt, aber im Durchschnitt immer noch dreieinhalbmal länger als Dr. Huschkes Bericht. Dr. Friedrich Nasse kam es bei seinen Protokollen darauf an, sie klinisch auswerten zu können. Sie sind im Durchschnitt viermal länger als der Huschkebericht und erreichen in Einzelfällen den zehnfachen Umfang.

Das Sektionsprotokoll von Dr. August Tiemann ist angeführt, da alle daran Beteiligten nach Abkunft, Charakter, Ausbildung und Fähigkeiten, Berufs- und Lebensbewährung genau bekannt sind. Dr. August Tiemann, geb. 1795, hatte in Berlin studiert und war als Arzt und Chirurg promoviert. Er war erst ein Jahr als Allgemeinarzt, Geburtshelfer und Chirurg in Bielefeld niedergelassen, als er eine seiner Kranken sezierte. Sein Konsilarius, Dr. Karl Arnold Wilmans, geb. 1770, hatte auch in Berlin studiert, in Halle als Arzt und Chirurg promoviert, und war in Bielefeld schon zwei Jahrzehnte tätig. Er war der Freund und Lehrherr des jungen Dr. Tiemann. Dr. Friedrich Nasse als Bielefelder war mit den beiden wohlbekannt und kannte auch die sezierte Kranke selber von jung auf. Er veröffentlichte Dr. Tiemanns Protokoll 1821 in Bonn im Rahmen seiner eigenen Protokollsammlung. Dr. Nasse wurde am 12.5.1841 noch zur Behandlung von Dr. jur. Ernst v. Schiller hinzugezogen.
In Bezug auf die Ausführlichkeit von Dr. Tiemanns Protokoll schien das der Ärzte Dr. Hieronymi/Hohenzyritz und Dr. E. L. Heim/Berlin über Königin Luise von Preußen in seiner Kürze das Gegenteil zu sein:

"Wir fanden nicht, was wir erwartet hatten."

Sie hatten sicher so gewissenhaft gearbeitet wie Dr. Tiemann und Wilmans, aber höhere Rücksichten geboten ihnen, über den Befund Stillschweigen zu bewahren. Aus den kurzen Worten leuchtet die Ehrlichkeit, ihre Fehldiagnose am Krankenbett zu bekennen, - eine Fehldiagnose, von der vielleicht Leben und Sterben der Königin abgehangen hatte.

Das Vertrauen der königlichen Hilfesuchenden war so groß, daß niemand von den beiden Ärzten eine Aussage verlangte, die sie nicht von selber machten.

Dies Verhältnis zwischen Arzt und Schutzbefohlenen zeigt den tiefen Unterschied zu dem Verhältnis Dr. med. W. E. Huschkes zur Familie Schiller.

Jahr	Obduzent Konsilarius	Obduzierte
1778	Morstatt Friedrich Schiller	J. Chr. Hiller, Eleve
1781	Dr. med. Sommer/Hofrat, Braunschweig, Dr. med. Brückmann	Gotthold Ephraim Lessing
1793	Feldscher Fr. Gottlob Schneider Joh. Gottfried Kaempfer, Leibchirurg Herzog Carl Augusts im Feldlager Wermelskirchen	Prinz Constantin v. Sachsen-Weimar
1805	Dr. med. E. Wilh. Huschke/Weimar Hilfsdiener Michael Färber	Friedrich Schiller
1810	Dr. med. Hieronymi/Hohenzyritz Dr. med. E. L. Heim/Berlin	Königin Luise v. Preußen
1817	Prof. Dr. med. Friedrich Nasse/Halle Prosektor N./Halle	C. Reiche
1819	Dr. med. August Tiemann/Bielefeld Dr. med. Karl Arnold Wilmans	Blausüchtige Kranke
1828	Prof. Dr. J. Chr. Stark/Jena Dr. med. Gottl. Autenrieth Kreisphysikus Dr. med. J. Chr. Th. Volgstädt Leibchirurg Friedrich, Kreischirurg Regimentsarzt Kraehe	Großherzog Carl August v. Weimar
1829	Prof. Dr. med. Joseph Bernt/Wien Dr. med. G., Gerichtsanatom	Dr. med. F. O.
1841	Dr. med. Velten/Bonn Dr. med. Schmitz	Ernst. v. Schiller

Obduktionsbefund von Schillers Hand - vermutlich nach Diktat des Prosektors Morstatt - über den an der Militärakademie am 10.10.1778 verstorbenen Mitschüler J. Chr. Hiller, 17 Jahre alt:

Die Leiche war sehr abgezehrt, aber nicht erstarret. Vom Aufliegen hatte er eine Entzündung.
Als man die Brust öffnete, floß eine große Menge gelblichen Blutwassers heraus.
Das Netz, so sehr gering war, schien brandig, doch hatte es den faulen Geruch nicht.
Der Magen, die Gedärme waren natürlich, nur die großen waren etwas aufgeblasen. Würmer fühlte man von außen keine. Von innen wurden sie nicht untersucht, weil es die Zeit nicht erlaubte.
Das Gekrös enthielt eine gelblichte Zähigkeit und schon äußerlich von stockenden Blute bleifärbig. Keine Verhärtungen ließen sich in den Drüsen desselben bemerken. Die große Magendrüse aber war ziemlich verhärtet. Die Leber war an der unteren Fläche schwarzblau. An der oberen blau und rot marmoriert. Sie war sehr voll Blutes. Sonst zeigte sich nichts Widernatürliches an derselben. Die Gallenblase war voll Galle.

Die Milz und die Nieren waren mit dem linken Grimmdarmgekröse verwachsen. Sonst ganz gesund. Die Harnblase war ganz angefüllt.
Bei Eröffnung des Brusthöhle floß ebenso gelbliches Blutwasser heraus.
Die rechte Lunge war an das Brustfell angewachsen.
Die linke Lunge war kleiner als die rechte und schien von widernatürlich großem Herzbeutel verdrungen.
Der Herzbeutel selbst wurde kaum geöffnet, so floß eine große Menge des Blutwassers hervor, die Haut des Beutels war besonders dick, aber verhältnismäßig nicht so dicht. Die innere Fläche, die sonst glatt ist, war durch eine Fettsubstanz mit dem Herzen, besonders mit dessen unterer Fläche verwachsen. Diese Fettsubstanz überzog das ganze Herz und war an vielen Stellen, hauptsächlich unten, sehr dick. Sie war durch beträchtliche Fortsätze und Bänder mit dem Herzbeutel verbunden. Im Herzen selbst war kein organischer Fehler zugegen, und es beweist noch nichts, daß seine Fleischmasse so gar gering war, indem sich bei der allgemeinen Abzehrung der Muskeln nichts anderes erwarten läßt. Auch in seinen Höhlen ist nicht das mindeste Sonderbare bemerkt worden. Und die Ursache des Todes scheint mehr außer dem Herzen, als von dem Herzen hergeleitet werden zu können.
Die Lungen waren hin und wieder entzündet, und mit kleinen harten Körnern durchsät. An der oberen Hälfte der linken Lunge war etwas Eiterartiges.
Das Haupt ist nicht geöffnet worden.
Stuttgart, den 10. Oktober 1778 *Schiller*

Nach diesem Befund ist auch heute, nach zweihundert Jahren eindeutig zu entnehmen, daß der Sezierte an einer Lungentuberkulose mit nasser Rippenfellentzündung und Pericartitis nebst Stauungsleber verstorben war.

HOFRAT SOMMER 15.II.1781

Zergliederung des Leichnams

Äußerlich war nichts am Körper zu sehen, außer daß sich auf dem Rücken einige blaue Flecken befanden, die durch das Liegen nach dem Tode entstanden waren. Die Haut selbst war wenigstens drei Linien dick. Merkwürdig war eine dicke und starke Fettstreife, die längs der weißen Linie bis zum Schambeine herunterging, oberwärts breiter und nach unten allmählich schmäler zulief, so daß sie wohl bei ihrem Anfange 3 Zoll und am Ende 1 Zoll breit war. Sie entstand durch eine Duplikatur des Bauchfells unter dem schwertförmigen Knorpel des Brustbeins und den benachbarten Rippen einesteils und andernteils formierte sie die über den äußern Rand der Leber verlängerte Membran, wodurch daselbst eine Falte von $1^1/_2$ Zoll entstand. Diese Fettstreife war zwischen dem schwertförmigen Knorpel und dem Nabel, besonders fest mit dem übrigen Bauchfelle verwachsen, unterhalb dem Nabel aber freier und für sich bestehend.

Das Bauchfell war hin und wieder mit dem Netze vermittelst weißen, festen und glänzenden Fasern, die gleichsam sehnig zu sein schienen, zusammengewachsen.

Das Netz war ungewöhnlich dick und fett, es bedeckte alle Gedärme des Unterleibes vollkommen und erstreckte sich tief in das Becken, mit dem Blinddarm war es durch eine starke Membran verwachsen.

Die dünnen Gedärme waren größtenteils leer und entzündet, das Ileum aber am mehrsten. So war auch an dem Grimmdarme eine nicht geringe Entzündung wahrzunehmen.

Der linke heruntersteigende Grimmdarm war äußerst dünne, weit dünner, als die sogenannten dünnen Gedärme und aus seiner Lage weg und in das Becken gepreßt.

Der Magen war weit und dünne, links nach seinem Grunde stark entzündet und enthielt eine mäßige Menge vorher genossener dünner Speisen.

Die Leber schien auch entzündet zu sein, der vordere Rand derselben war sehr dünne.

Die Gallenblase ragte mit ihrem Grunde fast auf einen Zoll über diesen Rand hervor und enthielt sehr wenig roter safranfarbiger Galle.

Die Urinblase war klein und zusammengezogen, und die Nieren sowie auch die übrigen Teile des Unterleibes, als Milz, Pankreas usw. gesund.

Bei Eröffnung der Brusthöhle fand man folgendes: Die Rippenknorpel waren alle durchaus verknöchert und mußten durchgesägt werden.

An der 1ten rechten wahren Rippe und an der 6ten linken waren da, wo die Knochen sonst mit den Rippen vereinigt sind, spitzige Knochenauswüchse.

Der schwertförmige Knorpel war ebenfalls Knochen und unbiegsam.

Auf beiden Seiten waren acht wahre Rippen.

Das Mediastinum war sehr fett.

In jeder Brusthöhle befand sich eine große Menge rötlichten Wassers, das man fast zu einem hiesigen Quartier (etwa zu 12 Unzen) anschlagen konnte.

Die linke Lunge war vorzüglich entzündet, mit einem schäumigten Blute angefüllt, die rechte war es weniger. Sie waren nicht mit dem Brustfelle verwachsen, auch frei von Eitergeschwüren.

Im Herzbeutel befanden sich wohl 2 Unzen rötlichten Wassers. Die vordere Fläche des Herzens war besonders mit Fett bewachsen.

In der rechten Herzkammer befand sich etwas poliposes, das sich bis in die Lungenschlagader erstreckte, sonst war sie vom Blute leer.

Die rechte enthielt auch kaum einen Teelöffel voll Blut.

Die großen Gefäße des Herzens waren alle vom Blute entlediget.

Das Sektionsprotokoll des Feldschers Fr. Gottlob Schneider über den Prinzen Constantin von Sachsen-Weimar ist ebenso kurz wie der Huschkebericht über Schiller. Er ist unter feldmäßigen Umständen entstanden.
Der Prinz hat schon als Siebzehnjähriger ein Leben geführt, das den Seinen Sorge und Angst bereiten konnte. Sein Bruder Carl August urteilte: "Moralisches Zutrauen hat er bei mir auf lange Zeit, und ich fürchte für immer verscherzt; er ist und bleibt ein halber, unzuverlässiger, unaufrichtiger Mensch." Der Prinz hatte von seinen Reisen aus England und Frankreich zwei Damen zur Entbindung nach Weimar mitgebracht.
Prinz Constantin hatte den Frankreichfeldzug mitgemacht und stand anschließend unter General v. Lindt im Feldlager von Wiebelskirch vor Mainz. Er erkrankte an Ruhr, die er durch Genuß großer Mengen von Alkohol zu lindern suchte. Nach 14 Tagen mußte er den Feldscher in Anspruch nehmen, unter dessen Behandlung sich der Durchfall besserte, aber scheinbar in eine andere Krankheit umschlug. Der Kranke starb nach weiteren zwei Wochen am 6.9.1793 nachmittags 3 Uhr. Wann die Sektion erfolgte, ist aus den Berichten nicht zu ersehen, wahrscheinlich nach dem 7.9. und vor dem 11.9., an dem der Feldscher das Sektionsprotokoll aufsetzte.
Die Vermutung des Feldschers, daß der Prinz schon vor der Ruhr an einem "Miasma des Nervensystems" gelitten habe, war richtig, auch wenn er den Leichenbefund nicht besser zu deuten vermochte. Es dürfte eine Meningo-encephalitis basilaris luica mit Gummi beider Hirnhälften vorgelegen haben.

Bei der Section fanden sich folgende Teile in sämtlichen Cavitaeten in fehlerhaften Zustande.

1.) Im Unterleibe.

Dieser wurde zuerst geöffnet, man fand die Leber groß, härter als gewöhnlich und mißfärbig, die Gallenblase hatte dicke schwarze Galle in sich. Die Milz war macerirt; am Orificio ani so wohl als auch im Intestino recto, welches aber macerirt war und leicht zerriß, befanden sich Excrescenzen. – Das Mesocolon war mit vielen verdorbenen Fett angefüllt. Sowohl die Prostata als überhaupt das ganze Systema glandulosum war verhärtet und mit einer verdorbenen Lymphe angefüllt. Der Magen war klein, der Ausgang (Pylorus) etwas verhärtet, die dünnen Gedärme waren gut, das Intestinum colon hingegen an 3. Orten stark verengert.

2.) In der Brust.

Waren alle Cartilagines costarum verknöchert, beide Lungenflügel verhärtet und fest angewachsen. Das Herz hatte mittlere Größe, in der rechten Auricula und Ventriculo etwas dickes, schwarzes Blut, in linken Ventricul ein Polypus von der Größe eines Hünereies.

3.) Im Kopfe.

Fand man die Dura mater mit dem Cranio fest verwachsen, auf beiden Haemispherien zwei mit weißen Eiter vermischte Geschwüre. In beiden großen Gehirnkammern viel Waßer, und alle aus dem Kopfe gehende Nerven weicher als gewöhnlich und fast macerirt.

Sign: Feldlager bei Wiebelskirchen den 11ten Septbr: 1793.

Friedrich Gottlob Schneider
Regimentsfeldscheer
beim Regt: Prinz Clemens.

Krankenbericht

Aus Dr. Huschkes Bericht ist nicht zu erkennen, wann und von wem er zur Behandlung Schillers bestellt wurde und ob er schon vor dem 6. Mai kam.
Es ist nicht zu erkennen, ob er Schillers Ende abgewartet hat. Der Leser wird als selbstverständlich annehmen, daß Dr. Huschke alles Geschilderte selber erlebt hat. Das ist nicht der Fall. Nach den Schilderungen von Charlotte, Caroline v. Wolzogen und dem Hilfsdiener M. Färber war Dr. Huschke bei Schillers Ableben nicht zugegen. Es ist nicht belegt, wann und wo Dr. Huschke Schillers Tod erfuhr. Vermutlich am Vormittag des 10. Mai, wo die Nachfrage, die Kondolenz und ggfalls die Totenschau stattgefunden haben wird. Am selben Tage schrieb Dr. Huschke den ersten Bericht an den Herzog, der unbekannt geblieben ist.
Wortlaut des Befundes s.S. 176

Sektionsbericht:

1. *Die Rippenknorpel waren durchgängig und zwar sehr stark verknöchert.*
2. *Die linke Lunge mit der Pleura in dieser ganzen Brusthöhle und mit dem Herzbeutel so ligamentartig verbunden, daß diese Verwachsungen kaum mit dem Messer gut zu trennen waren. Diese Lunge selbst war faul, brandig und wie man sah, schon längst desorganisiert.*
3. *Die rechte Lunge war besser, aber doch durch und durch mit Eiterpunkten versehen. Sie sah wie Marmor, und bei dem Drucke kamen an allen Orten Eiterpunkte zum Vorschein.*
4. *Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte sehr viele Runzeln, war häutig ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerflocken.*
5. *Die Leber natürlich, nur die Ränder brandig.*
6. *Die Gallenblase noch einmal so groß als im natürlichen Zustande. Die Blase von Galle strotzend.*
7. *Die Milz um zwei Dritteile großer als im natürlichen Zustande.*
8. *Der vordere konkave Rand der Leber mit allen nahe liegenden Theilen bis zum Rückgrat verwachsen.*
9. *Die linke und rechte Niere in ihrer Substanz aufgelöst und völlig verwachsen.*
10. *Auf der rechten Seite alle Därme mit dem Peritonäum verwachsen, nicht so stark auf der linken Seite.*
11. *Urinblase und Magen waren allein natürlich.*

Bei diesen Umständen muß man sich wundern, daß der arme Mann so lange hat leben können.

Weimar, d. 19. May 1805

Ew. Durchlaucht
Unterthäniger Diener
Dr. Huschke"

Prof. Dr. med. Friedrich Nasse
Internist. Univers. Halle, später Bonn
1821 I. Reihe

Leichenöffnungen mit Krankheitsgeschichten.

8. Vereiterung der linken Niere und Entartung mehrerer benachbarter Theile mit Einschluß des Rückenmarkes.

C. Reiche, ein Tagelöhner, zwei und siebzig Jahr alt, von langer, hagerer Statur, suchte den 27sten October 1817 in dem Klinikum zu Halle Hülfe. Nach seiner Aussage war er stets gesund gewesen, bis er am 21sten abwechselnd von Frost und Hitze mit Mattigkeit und Mangel an Appetit, und dann von Schwellen der Füße und Schmerzen bei Bewegung derselben, besonders des linken, befallen ward. Dabei hatte er jedoch seine anstrengende Arbeit noch vier Tage lang fortgesetzt, sie dann aber aufgeben müssen. Er sah blaß, aufgedunsen, wie ein von starker Arbeit Erschöpfter aus; seine Zunge war feucht, obgleich ein wenig weiß belegt, sein Geschmack etwas bitter, sein Athmen etwas beschleunigt, und mit einem Ausdruck von Aengstlichkeit verbunden, jedoch selbst beim tiefen Lufteinziehen leicht und ohne Schmerz; dabei klagte er über Durst. Bei der Berührung des Bauches empfand er große Schmerzen, weniger jedoch in der unteren, als der oberen Hälfte des Bauchs, und besonders im linken Hypochondrium; das Harnlassen machte ihm Schmerz in der Nierengegend, so wie Brennen im vorderen Theile der Harnröhre; sein Urin war blaßgelb, dem bei Krämpfen ähnlich; seit zwei Tagen hatte er keine Oeffnung; die Füße waren ihm bis an die Knie geschwollen; jede Bewegung des linken Fußes, besonders das Heben desselben, machte ihm große Schmerzen, so daß er deshalb nicht gehen konnte; seine Haut war trocken; sein Puls voll und beschleunigt, jedoch ziemlich weich; Frost und Hitze wechselten noch.

Eine Veranlassung seines Erkrankens wußte er nicht

anzugeben, und es war bloß Vermuthung, daß er sich, bei naßkalter Witterung an einer Wasserkunst arbeitend, erkältet habe.

Eine antiphlogistisch-antirheumatische Behandlung that ihm anfangs wohl. In vier Tagen waren, auffallend genug, die Anfälle von Frost und Hitze, die Geschwulst der Füße, die allgemeine Aufgedunsenheit, der bittere Geschmack, die Beschleunigung und das Aengstliche des Athmens verschwunden; der Bauch schmerzte ihm auch bei starker Berührung nicht mehr, und eben so hatten die Bewegung der Füße und das Harnlassen aufgehört, schmerzhaft zu seyn. Seine Zunge war feucht und rein, sein Puls zwar noch voll und weich, aber nicht mehr beschleunigt. Man hätte ihn für einen Genesenden gehalten, wenn nur die noch trockene Haut, der vermehrte Durst, der Mangel an Appetit, die ihn noch immer im Bette haltende andauernde Schwäche, die Beschaffenheit seines Urins, der, obschon einen leichten geringen Satz bildend, doch noch immer wäßrig, hellgelb, und dabei von süßlichem Geruche war, damit übereingestimmt hätten. Es wurden zur Unterstützung einer allem Anschein nach rückständigen Krisis, laue Getränke mit gelind diaphoretischen Mitteln gegeben.

Am 1sten November zeigte sich der Puls wieder etwas fieberhaft, und am 2ten trat von Neuem etwas Brennen beim Harnlassen ein. Der Urin war hiebei noch ungewöhnlich blaß, obschon etwas gesättigter, wie die Tage zuvor; im Ganzen ging er in gehöriger Menge, jedoch jedesmal nur zu kleinen Antheilen und in einem dünnen Strahle ab. Am 3ten stellte sich Abends Aufstoßen ein, das eine Stunde lang dauerte, und am 4ten ein Fieberfrost ohne nachfolgende Hitze ein. Die Zunge war trockener geworden. Der Stuhlgang wurde durchfallartig, obgleich er keinen auffallenden üblen Geruch hatte. Die Arzney war in den letzten Tagen Kampfer mit Nitrum gewesen.

Am 5ten war ein tiefes Leiden des Nervensystems nicht mehr zu verkennen. Die fortdauernde und selbst

zunehmende Schwäche, die Verdrießlichkeit des Kranken, seine Hastigkeit beim Sprechen und bei Bewegungen, seine Verlegenheit, wenn er etwas sagen wollte, deuteten ein solches Leiden sehr bestimmt an, bevor noch seine Gesichtszüge sich auffallend änderten und sein Blick verstört ward. Durst und Mangel an Appetit dauerten noch. Die trockene Zunge erschien jetzt beim Ausstrecken wie krampfhaft zurückgezogen. Die Haut war trocken, das Athemhohlen wieder ängstlich und schnell. Der Urin sah noch wäßrig aus, und ging wie zuvor nur in geringer Menge auf einmal und in einem dünnen Strahl ab; dabei war unverkennbar, daß er mit geringer Kraft ausgetrieben ward. Täglich erfolgten zwei oder drei dünne Stuhlgänge. Bei diesem Allem war indeß der Puls weich und langsam. Das Ganze hatte das Ansehen eines schleichenden Nervenfiebers, obgleich ein zugleich vorhandenes Nierenleiden nicht zu verkennen war.

Ein Brechmittel aus Ipecacuanha leistete nichts. Am 6ten hatten die Nervensymptome noch zugenommen. Eben so wenig leistete Baldrian mit Essignaphtha. Am Abend stellte sich ein Sinken des Pulses ein, die trockene Zunge war jetzt auch braun belegt und schwer auszustrecken, das Athmen erschwert; dabei zeigte der Kranke eine große Hastigkeit der Bewegungen und ein Unvermögen, sich richtig und verständlich auszudrücken. Der Durchfall dauerte gelinde fort, jedoch noch ohne einen besonders üblen Geruch des Abgangs. Gegen Mitternacht trat auch Irrereden ein.

Am 7ten Morgens lag der Kranke bereits bewußtlos, stark keichend, unruhig und wie vor Angst sich umher werfend, mit starrem Blicke, kalten Gliedmaaßen und kaum fühlbarem Pulse da. Gegen Mittag bekam er Trismus. Er machte indeß noch Bewegungen, um die neben anderen Reizmitteln angewandten Zug- und Senfpflaster wieder abzureißen. Urin und Stuhlgang stockten. Nachmittags war an den

Handwurzeln kein Puls mehr zu fühlen, die Gesichtsmuskeln zuckten, die oberen Gliedmaaßen machten periodisch wiederkehrende Bewegungen, die unteren zog er nur zuweilen an den Leib an. Abends um sechs Uhr starb er unter schwachen Zuckungen.

Leichenbefund.

Der Schädel war dick und hart, mit der harten Hirnhaut, besonders in der Scheitelgegend, stark verwachsen. Die harte Hirnhaut strotzte von Blut. Zwischen der Spinnweben- und Gefäßhaut war Serum ergossen. Die graue Substanz in der Umgebung des Gehirns hatte eine ungewöhnlich geringe Breite und zeigte sich sehr weich; die weiße war ungewöhnlich roth, sehr fest und hart. Die Hirnhöhlen enthielten wenig Flüssigkeit; in den vorderen Hörnern der Seitenhöhlen fanden sich ein paar bohnengroße Hydatiden. Am Grunde des Schädels waren etwa anderthalb Unzen klare Flüssigkeit ergossen.

Die Brusthöhle und ihr Inhalt verhielten sich normal; nur war das Herz ungewöhnlich blaß und weich, und in beiden Kammern, vorzüglich aber in der rechten, voll geronnener Faserstoff enthalten, das eirunde Loch ein wenig offen, so daß man durch die schiefgehende Oeffnung einen gewöhnlichen Tubus bringen konnte, seine Klappe jedoch normal.

Leber, Magen und Pancreas zeigten nichts Regelwidriges. Die Gallenblase war hingegen sehr klein, hatte starke Wände und enthielt nur wenig röthlichbraune Galle. Die Milz war ebenfalls klein und eingeschnitten, und hatte an ihrer gewölbten Fläche eine hornartige Verdickung. Die Gedärme verhielten sich regelmä-

ßig, außer daß sie an der linken Seite des Bauchs unter sich verwachsen waren.

Am hintern Theile der linken Seite des Bauches fand sich ein nach vorn hin vom Bauchfell, nach hinten hin durch Zellgewebe gebildeter, von einer in ihm enthaltenen Flüssigkeit strotzender Sack, der sich längs den zwei letzten Rücken- und den drei ersten Lendenwirbeln von der linken Niere bis an das poupartsche Band erstreckte. Nachdem er geöffnet worden, ergossen sich aus ihm etwa anderthalb Pfund einer strohgelben, dünnen, etwas ammoniakalisch riechenden Flüssigkeit, dem Ansehen nach Eiter. Seine Wände waren nicht merklich geröthet. Er stand mittelst einer größeren und mehrerer kleinen Oeffnungen nach oben mit dem Becken der linken Niere in Verbindung. Diese linke Niere war ungewöhnlich groß; an ihrer äußeren Fläche fanden sich mehrere drüsenartige Aftergebilde. Die sie umgebende Kapsel war ebenfalls ganz verändert, verdickt und innig mit ihr verwachsen. Innerlich zeigte sich die Niere fest und hart, und enthielt mehrere Gänge, die, wenn man auf sie drückte, dickes, zähes Eiter ergossen; in der Gegend des Ausschnitts war sie ganz zerstört. Nach hinten und etwas mehr nach unten hatte der Sack vermittelst einer zwischen dem ersten und zweiten Lendenwirbel befindlichen Oeffnung, um welche herum die Bänder des Rückgraths zerstört waren, Verbindung mit der Höhle des Rückenmarks.

Der linke Psoas war natürlich beschaffen, jedoch kleiner als der rechte, und mit dem Eitersacke fest verwachsen. Der linke Harnleiter erschien ungewöhnlich breit, hatte aber dünne Wände; die Blase zeigte auf ihrer innern Fläche stark mit Blut angefüllte Gefäße, und enthielt einen mit dickem, strohgelbem Eiter vermischten Urin. Die Harnwerkzeuge der rechten Seite waren ohne sichtbare Fehler.

An der vorderen Fläche der Vorsteherdrüse befand sich ein Eitersack, der mit mehreren in der festen, weißen

Substanz dieser Drüse befindlichen Gängen in Verbindung stand. Bei einem Druck auf die Drüse trat Eiter in die Harnblase über. Die Saamenbläschen waren ungewöhnlich groß und ihre Substanz sah entartet aus. An beiden Nebenhoden saßen Hydatiden. Die Hoden beider Seiten hatten ihr normales Aussehen.

Hinten am Rücken, in der dem inneren Eitersack entsprechenden Gegend, waren die Muskeln und das Zellgewebe ödematös, und beim Durchschneiden derselben quell eine beträchtliche Menge einer durchsichtigen, dicklichen Flüssigkeit daraus hervor.

Die Wirbelsäule war auffallend beweglich, besonders in der Mitte der Brust. An den vorderen Flächen der Körper der beiden letzten Rückenwirbel fanden sich Exostosen. Die Knorpel zwischen diesen beiden und den beiden ersten Lendenwirbeln waren fast völlig, bis auf die Knochenfläche zerstört. In der Rückgrathshöhle fand sich in dieser Gegend ausserhalb der harten Haut eine blutig-wäßrige Ergießung, so wie zwischen dieser Haut und der Gefäßhaut eine klare Flüssigkeit in beträchtlicher Menge. Das Rückenmark war, besonders in jener Gegend, ziemlich zähe und von ungewöhnlich dunklem Ansehen. Die weiße Substanz, zumal die in dem unteren Theile der Wirbelsäule, schien in ungewöhnlich geringer Menge vorhanden, war indeß nirgends krankhaft geröthet. Die gelbröthliche Substanz, welche die harte Hirnhaut in dem unteren Theile der Wirbelsäule umgiebt, schien ungewöhnlich gefäßreich. An den vom Rückenmark kommenden Nerven war nichts Regelwidriges zu bemerken.

Bemerkungen.

Der vorstehend erzählte Fall ist wieder ein neues, zu den vielen schon vorhandenen hinzukommendes Beispiel von der für so viele unglückliche Kranken und für das Geschäft des Arztes traurigen Erfahrung, daß die zerstörendsten, dem Leben einen gewissen Untergang drohenden Uebel sich, im Verborgenen schleichend, bis zu einem Grade entwickeln können, wo sie, wenn sie nun dem Arzte bemerkbar werden, durch seine Kunst nicht mehr zu bezwingen sind.

Wahrscheinlich ging doch wohl die Zerstörung in unserem Falle von den Nieren aus. In dem höheren Alter, wie unser Kranker es erreichte, sind die Nieren vorzüglich zu krankhaften Abweichungen geneigt. Dazu kommt, daß die Angehörigen des Mannes nach seinem Tode versicherten, sie wüßten gewiß, daß er schon lange vor seinem letzten Erkranken an Beschwerden beim Harnlassen gelitten habe, wovon er uns freilich, auch auf unsere Nachfragen wegen des Harnabgangs, nichts gesagt hatte. Die Niere war ferner in dem hier erzählten Falle unter den im Zustande der Vereiterung gefundenen Theilen der am höchsten gelegene, so daß also von ihr aus die krankhafte Entartung durch Senkung des Eiters sich leichter nach unten verbreiten konnte, als wenn sie den umgekehrten Weg, von unten nach oben, genommen hätte.

Daß Nierenkrankheiten besonders geneigt sind, sich schleichend auszubilden, ist bekannt. Unser Kranker klagte, als er zuerst Hülfe suchte, mehr über Schmerzen im Bauche, besonders im linken Hypochondrium, als gerade über Schmerzen in der Nierengegend. An dem Schmerz bei der Bewegung und besonders beim Heben des linken Beines konnte der leidende Psoas wenigstens eben so viel Antheil haben, als die Nieren. Merkwürdig ist unstreitig der stets klar und wäßrig ge-

bliebene Urin, den wir wohl als das Erzeugniß der erethisch mitleidenden rechten Niere betrachten müssen. Der Eiter, den in der Leiche die Blase enthielt, gelangte wahrscheinlich erst kurz vor dem Tode dorthin, sey es nun aus den Nieren, oder sey es aus der Vorsteherdrüse.

Die Verbreitung der Entartung aus dem Bauche in das Innere des Rückgraths (eine, meines Wissens, selten vorkommende Erscheinung) erklärt die Zufälle, die den Kranken in seinen letzten Tagen betrafen, wenigstens zum Theil; zum Theil, und, falls ich nicht irre, wohl hauptsächlich, mochte indeß ein durch die Störung der Harnabsonderung veranlaßtes Hirnleiden dieselben veranlaßt haben, was denn auch sowohl mit dem Leichenbefund, als mit dem bekannten, schon von Morgagni *) hinreichend nachgewiesenen Erfahrungssatze, daß Nierenfehler ein solches Leiden herbeizuführen geneigt sind, übereinstimmt.

*) De sedibus et causis morbor. Ep. 40. A. d. St.

Obduzent Dr. med. August Tiemann/Bielefeld
Konsilarius Dr. med. Karl Arnold Wilmans
Sektionsbericht veröffentlicht durch
Prof. Dr. med. Friedrich Nasse/Bonn 1821

12. Bildungsfehler des Herzens in einem Falle von blauer Krankheit.

Die blausüchtige Kranke in der Nähe meines früheren Wohnortes, von der ich in Reil's und Autenrieth's Archiv, Bd. 10, Heft 2, so wie in meinem Anhang zu A. Burns von den Herzkrankheiten erzählt habe, starb im vergangenen Jahre. Da sie bereits, als ich sie kennen lernte, acht Jahr alt geworden, so hatte ich erwartet, sie werde nun auch das funfzehnte Jahr, obschon bei dem beträchtlichen Grade ihres blausüchtigen Zustandes wohl schwerlich das zwanzigste erreichen; und in der That ist sie neunzehn Jahr und einige Tage alt geworden. Und wie, nach dem, was ich früher gezeigt *), solchen Kranken besonders der Winter den Tod zu bringen pflegt, so starb denn auch jene mir in mehrerer Beziehung merkwürdig gewordene in dieser Jahrszeit, und zwar mitten im Dezember.

Die Kranke hatte bereits seit einigen Jahren an Epilepsia gyrans gelitten. Sie fiel anscheinend bewußtlos hin, und drehte, während sie den Hinterkopf als festen Punkt an den Boden drückte, den übrigen Körper mit schneller Bewegung um diesen Punkt im Kreise herum. Dabei zogen sich ihre Finger stark nach der Handfläche, die Zehen stark nach der Fußsohle. Nachdem der Anfall vorüber war, vermochte sie Finger und Zehen nicht eher wieder zu strecken, als bis ihr jemand die ersteren aus der Hand herausgebogen hatte. In den letzten drei Jahren kamen diese Anfälle minder häufig.

Dagegen stellten sich seit dieser Zeit abwechselnd wassersüchtige Anschwellungen und große Brustbeängstigungen ein, gegen welche letzteren sie in einer horizontalen Lage und in Tabakrauchen Linderung suchte und auch fand. Während solcher Beschwerden zeigte sie sehr viel Eigenwillen, schimpfte ihre Pflegemutter, nannte sie du, gegen ihre Gewohnheit, rc. Ihre Haut wurde seit den drei Jahren allmählig auffallend blässer und an Farbe einer gesunden Haut ähnlicher. Den Herzschlag fühlte man seit jener Zeit, zwar übrigens regelmäßig, jedoch in der Gegend der dritten Rippe dicht am Brustbein heftig anschlagend, da derselbe hingegen früherhin unter der linken Brustdrüse schwächer, obgleich auch regelmäßig fühlbar war. Wie ihre Athmungsnoth überhaupt bei Ostwind, bei großer Kälte, so wie bei starker Hitze zunahm, so geschah dies besonders auch im Sommer 1818 zur Zeit des in Westfalen gewöhnlich bei Nordostwind eintretenden Höhenrauchs, der damals gerade sehr stark war. Seit dieser Zeit, wo sie sechzehntehalb Jahr alt geworden, hatte sie häufigeren Husten, der krampfartig, oft anhaltend, und sehr beängstigend war. Am meisten litt sie des Nachts. Ihr Appetit blieb indeß in den Zwischenzeiten ziemlich stark, war eine eigentliche Lüsternheit. Sehr gern trank sie Kaffe und er bekam ihr auch gut. Oft mußte sie, um Oeffnung zu bekommen, und auch zur Erleichterung ihrer Athmungsbeschwerden, das ihr schon seit langer Zeit fast zum Bedürfniß gewordene Glaubersalz nehmen, und zwar ehe sie die geringste Wirkung davon verspürte, fünf bis sechs Loth an einem Tage. Kalomel vertrug sie gar nicht, noch weniger mineralische Säuren; sie vermehrten ihr die Brustbeklemmung. Gelinde Nervina und Roborantia

bekamen ihr gut; sie vertrieben ihr auch die wassersüchtigen Zufälle.

Im Jahre 1819 hatte sie mit dem Husten einigemal einen geringen Blutauswurf, der indeß auf den Gebrauch von Digitalis sich bald wieder legte. Sonst zeigte sie keine besondere Neigung zu Blutungen.

Ende Januar 1820 stellten sich bei ihr Frostanfälle mit wechselnder Fieberhitze und Krämpfen ein; dann schwollen ihr die Füße, und darauf erschien allgemeine Wassersucht. Ihre gewöhnlichen epileptischen Anfälle kamen dabei von Zeit zu Zeit. Zugleich litt sie oft an großer Angst, an Unruhe und Brustbeklemmung, so wie an Husten, jedoch ohne Blutauswurf. Funfzehn Wochen lang mußte sie das Bett hüten; dann ward es besser. Mancherlei wurde gegen die Wassersucht angewandt, jedoch unordentlich; was eigentlich half, läßt sich nicht genau bestimmen. Sie ward seit dieser Wiederherstellung nach und nach geistig und körperlich so wohl, wie sie lange Zeit nicht gewesen war, und litt, außer an ihren von Zeit zu Zeit wiederkehrenden epileptischen Anfällen, fast gar nicht. Sie wurde stark und kräftig, und nahm an Fleisch und an Körperumfang auffallend zu. So blieb sie bis zum November. Zweimal zeigten sich im Verlauf dieses Jahres bei ihr Spuren der monatlichen Reinigung, einmal zu Anfang des Jahrs, und einmal im Herbst, worauf jedesmal große Erleichterung aller ihrer Beschwerden folgte. Zu Anfang November bekam sie ziehende Schmerzen in den Gliedern, wie sie dergleichen (auch wohl sonst gehabt hatte; nach ein paar Wochen ließen dieselben zwar nach, dafür ward aber der Daumen ihrer rechten Hand auf eine höchst schmerzhafte Weise befallen. Die-

ser Daumen fing heftig an zu zittern; es entstanden Geschwulst, Hitze, Röthe und ein gewaltiger Schmerz in ihm, wie bei einem Panaritium. Die Geschwulst stieg auf der innern Seite des Arms bis zur Achsel hinauf. Vorübergehend schmerzte auch der rechte Zeigefinger, doch schwächer und nur auf kurze Zeit. Nachdem dieses quälende Uebel im Daumen etwa drei Wochen lang angehalten, brach die Geschwulst auf, worauf Schmerz und Hitze nachließen und in wenigen Tagen Heilung erfolgte. Auffallend war, daß jetzt plötzlich die kolbige Beschaffenheit der letzten Finger- und Zehenglieder um ein Merkliches abnahm. Nach diesem Zuheilen des Geschwürs am Daumen erfolgte nun zu Anfang des Dezember die den Tod herbeiführende Symptomenreihe. Erst erschien viel Husten mit schaumigem, nicht blutigem Auswurf; dann folgten heftige Kopfschmerzen, Bruststiche, große Angst in der Brust und Beklemmung mit Herzklopfen, und angestrengtes Athemhohlen. Hierauf traten heftige Schmerzen in allen Gliedern ein, die vorzüglich heftig in der linken Schulter waren; alsdann schwollen die Füße. Die ziehenden Schmerzen dauerten fort, jetzt besonders im Rücken, obgleich auch durch den ganzen Körper. Dabei hatte die Kranke ungeheure Angst und ein Vorgefühl des Todes. Diese Angst war bei ihr in den letzten Tagen das Hauptsymptom. Stets begehrte sie gewiegt zu werden, bald auf dem Schooße ihrer Pflegemutter, ihrem gewöhnlichen Ruheorte, bald selbst in einer gewöhnlichen Wiege. Ueber die Erscheinungen, unter denen der Tod erfolgte, fehlen mir noch die näheren Nachrichten.

Leichenbefund.

Die Oeffnung geschah dreißig Stunden nach dem Tode.

Die Länge des ganzen Körpers war fünf und funfzig und ein Viertel pariser Zoll, die Entfernung 150 cm
von der Spitze des einen Mittelfingers bis zu der des anderen, bei völlig horizontal ausgestreckten Armen, sechszig und einen halben Zoll, die Länge einer unteren Gliedmaasse, vom großen Umdreher an gemessen, dreißig und einen halben Zoll, die einer obern sechs und zwanzig und einen halben Zoll, die Länge des Brustbeins fünf Zoll, die des Rumpfs vom oberen Rande des Brustbeins bis zur Schaambeinvereinigung achtzehn und einen halben Zoll, die Breite in den Schultern neun und einen halben Zoll, der Umfang des Thorax am unteren Ende des Brustbeins sieben und zwanzig Zoll. Die doppelte Länge der oberen Gliedmaasse nebst der Schulterbreite beträgt hier deshalb zwei Zoll mehr, als die Entfernung der Spitzen der beiden Mittelfinger bei ausgespreizten Armen, weil von jenem Maaß die doppelte Dicke des Schultergelenks abzurechnen ist.

Die Haut hatte im Tode ein merklich bleicheres Ansehen, als einige Zeit vor demselben; sie war im Gesicht bleifarben, auf dem Körper schmutzig braunröthlich; die innere Fläche der Augenlieder (die im Le-

den roth und sammtartig, und in ihrem Drüsenapparat wie injicirt war), die Lippen, das im Leben dunkelrothe Zahnfleisch, sahen jetzt bleich aus. Der Haarwuchs war allenthalben stark.

Der Rumpf fand sich wohl genährt, die äußeren Gliedmaaßen waren hingegen hager. Die noch bis kurz vor dem Tode aufgetriebenen kolbigen letzten Finger- und Zehenglieder waren zusammengefallen und jetzt von regelmäßiger Gestalt, die Nägel bläulich mit vielen weißen Flecken in ihnen. Die Fetthaut an diesen Gliedern war entwickelt, röthlich und blutreich. Die Knochen zeigten keine ungewöhnliche Bildung.

Die Brustdrüsen waren hinreichend entwickelt, inwendig röthlich und blutreich; die Warzen zwar nicht hervorstehend, jedoch mit großen Höfen.

Bei der Oeffnung des Unterleibes fand sich die Lederhaut eine halbe bis drei Viertel Linien dick, weiß und fest, wie durchgeschnittener Knorpel, von der darunter liegenden Fettschicht scharf getrennt. Diese Fettschicht war gegen drei Viertel Zoll dick, durchaus gleichmäßig röthlich gefärbt, voll kleiner Blutgefäße, dabei fest und körnig. Die darunter liegende Muskelschicht sah blaß aus und war sehr wenig entwickelt.

Die Bauchhöhle enthielt ein Unbedeutendes an röthlichem Serum, und weder im Netz, noch sonst irgendwo die mindeste Spur von Fett. Am Lig. teres saß in der Nähe des Nabels ein sulziges fettiges Anhängsel, so wie auch eins am vorderen Theil des Aufhängebands der Leber. Das Netz, so wie alle Fortsätze des Bauchfells, sahen wie marmorirt und dunkelbraunroth aus, waren durchsichtig, die kleinsten Gefäße, Venen und Arterien, in ihnen wie injicirt, die gro-

ßen Venen stark aufgetrieben. Ein gleiches Ansehen zeigte der ganze Darmkanal, besonders der Dünndarm, im höchsten Grade.

Die Leber war sehr groß, bedeckte den Magen fast gänzlich, und reichte bis über die Hälfte des linken Hypochondriums hinaus. Ihre convexe Fläche war roth, die concave blau; auf jener fanden sich einige körnige Tuberkeln. Der Bauchfellüberzug der Leber ließ sich leicht von ihr trennen. Bei jedem Einschnitt in ihre Substanz quoll reichlich ein dunkelschwarzes Blut hervor, gerade so, als wäre die ganze innere Substanz der Leber ein mit Blut durchdrungener Schwamm. Die Gallenblase war äußerlich blauroth, auf ihrer inneren Fläche jedoch ebenfalls geröthet. Sie enthielt keine Galle, sondern eine dickschleimige Masse, und außerdem zwölf fünfseitige, glatte, gelbe, gleich große Gallensteine, von dem Umfang von Haselnüssen. Die Pfortader, so wie ihre Wurzeln und Zweige, waren mit dem dunkelsten, theils flüssigen, theils gallertig geronnenen Blute überfüllt.

Die ganz nach hinten gedrängte Milz war klein, fest und hart, und verhältnißmäßig blutleer. Ihre Venen zeigten ebenfalls eine geringe Entwickelung.

Die Nieren hatten sowohl äußerlich wie innerlich eine dunkelrothe Farbe, übrigens ihr normales Ansehen. Die Nebennieren waren klein. Die Harnblase enthielt keinen Harn; ihre kleinen Gefäße waren nur so weit, als sie vom Bauchfell bedeckt sind, mit Blut injicirt, jedoch nicht stark.

Der Uterus hatte die Länge eines mäßigen Zeigefingers, war von Aussen dunkelbraunroth, seine Substanz knorpelhart, obgleich blutreich. Eben so verhiel-

ten sich die Bänder des Uterus. Die Zipfel der Trompeten hatten eine weiße Farbe, und waren ganz körnig, hart und knorpelartig. Die Eyerstöcke hatten die Größe von großen Haselnüssen, waren äußerlich weiß, und innerlich blau, in ihrer Substanz mit Blutgerinnsel gefüllt, wie man es in großen Gefäßen findet. Die innere Fläche der Scheide sah dunkel, schmutzig blau aus.

Im Schädel fand sich, die Blutüberfüllung der Gehirnhäute und der Adernetze ausgenommen, nichts Regelwidriges. Die Halsgefäße waren sehr mit Blut überfüllt. Die Schilddrüse hatte einen ungewöhnlich geringen Umfang.

In der geöffneten Brusthöhle zeigte sich das Zwerchfell sehr stark gewölbt; die Rippen waren einander genähert, übrigens in ihrer Lage normal.

Die ganze vordere Fläche der Brusthöhle nahm der mit Wasser gefüllte Herzbeutel ein, so daß man die Lungen von vorn her fast gar nicht sah, und sie sich nur von hinten in schmalen Streifen an ihn anschmiegten.

Sie waren außerordentlich klein, nach hinten und nach oben stark zurückgezogen und gingen hier über das Schlüsselbein hinauf; fast überall fanden sie sich mit dem Rippenfell fest verwachsen, von Farbe bläulich marmorirt. Ihre Substanz war weiß und weich, ohne Tuberkeln oder eine andere organische Veränderung. Nur aus einzelnen zerstreuten Gefäßen quoll in ihnen dunkelschwarzes Blut hervor; rothes, schaumiges enthielten sie nirgends. Sowohl mit dem Herzen zusammen, als einzeln, und auch stückweise, schwammen sie auf dem Wasser.

Von der Thymus war nichts zu finden.

Der Herzbeutel war außen mit vielem Fette besetzt; auch verliefen auf ihm federspuldicke, von Blut strotzende Venen. Er enthielt ein halbes Maaß gelbliches, trübes, etwas flockiges Serum.

Dr. Nasse:

Herz und Herzbeutel erhielt ich hierher gesandt, und bewahre sie auf. Sie verhalten sich folgendermaaßen.

Die Wände des Herzbeutels sind eine halbe Linie dick. Seine innere Fläche ist an mehreren, der Gegend des rechten Vorhofs und der linken Kammer entsprechenden Stellen sehr geröthet, und hier zugleich mit Anhängen von verschiedener Länge, und sehr weicher Consistenz versehen, die theils mannichfach unter einander verwebt sind, theils frei, meist zwei bis drei Linien lang, herabhängen. Man sieht ferner jene Fläche des Herzbeutels an den Stellen, die sich auf die Gegend der rechten Herzkammer und des linken Vorhofs beziehen, mit einer Menge von kleinen Wärzchen bedeckt, so zu sagen übersäet, von denen einige stärker hervorragen und eine körnerartige Gestalt haben, andere wie die sogenannten Feigwarzen gestaltet sind, die meisten indeß den fadenförmigen Wärzchen der Zunge gleichen.

Das Herz ist auffallend groß, zumal für die Größe der Leiche, und mißt von der Basis bis zur Spitze viertehalb, von einer Seitenwand bis zur andern vier Zoll. Es wiegt neunzehntehalb Unzen. Seine Gestalt im Ganzen ist ungewöhnlich rund, seine wenig

gespaltene Spitze unvollkommen entwickelt und dadurch abgerundet. Seine äußere Fläche hat dasselbe Ansehen, wie die vorher beschriebene innere Fläche des Herzbeutels; auch hier sind Anhänge und warzenförmige Auswüchse. Die Anhänge befinden sich an dem rechten Vorhof und dem rechten Herzohr, an dem ganzen Umfange der linken Kammer, an dem unteren Theile der rechten Kammer, und an der Lungenschlagader. Die Stellen, worauf sie sich befinden, sehen weißlich aus. Die Warzenbildung findet sich an dem oberen Theile der rechten Kammer und an der linken Vorkammer. Die Stellen mit dieser Warzenbildung sind, auch nachdem das Herz schon mehrere Monat in Weingeist gelegen hat, gesätigt dunkelroth.

Die Anhänge des Herzens stehen mit denen des Herzbeutels in keinem Zusammenhange.

Unterhalb des äußern Ueberzugs des Herzens findet sich an mehreren Stellen, besonders nach dem Ursprung der großen Gefäße hin, eine gelbliche, wie Fett aussehende Masse; dann folgt die nicht abnorm aussehende, dicke Muskelsubstanz.

Diese Muskelsubstanz ist es, wovon das Herz seine regelwidrige Größe hat. Sie zeigt sich im ganzen Herzen ungewöhnlich stark entwickelt; indeß sind die Wandungen der rechten Kammer noch um eine Linie dicker, als die der linken.

Der innere Raum verhielt sich in allen vier Herzhöhlen ziemlich normal für den Körper eines neunzehnjährigen Mädchens; vielleicht sind die Höhlen indeß um ein weniges größer, als sie es in diesem Alter sonst zu seyn pflegen. Alle stehen im gehörigen Verhältniß zu einander. In beiden Herzhälften fand sich bei der Oeffnung ein

dunkelrothes, halb geronnenes Blut; besonders war aber die rechte Kammer voll davon.

Die inwendige Fläche des Herzens ist roth, und die innere Haut an einigen Stellen, und namentlich im rechten Herzohr, im rechten Vorhof oberhalb der Einsenkung der unteren Hohlader, an der unteren Wand der rechten Herzkammer da, wo sich die Lungenschlagader entwickelt, und an den beiden Seiten der Scheidewand der Kammern, merklich verdickt und hier und da mit kleinen rundlichen Flocken, wie von geronnenem Faserstoff, besetzt.

Das eirunde Loch steht noch so weit offen, daß der Kiel einer Rabenfeder hindurch geht. Die eustachische Klappe ist gehörig entwickelt und enthält Muskelfasern.

Beide Herzkammern stehen durch eine Lücke in der Scheidewand unter einander in Verbindung. Diese Lücke befindet sich nächst der Grundfläche des Herzens, ist rund, und hat glatte Ränder und neun Linien im Durchmesser. Ein beträchtlich großes Fleischsäulchen umgibt sie fast ringförmig an der Seite der rechten Kammer.

Aus der rechten Kammer führen drei zwischen den Fleischsäulchen liegende Oeffnungen nach der Lungenarterie. Diese Oeffnungen sind rund; zwei davon haben, jede sechs bis sieben Linien im Durchmesser, die dritte ist aber so eng, daß nur eine dünne Sonde hindurchgeht. Jenseits dieser Oeffnungen folgt, ehe man zur Mündung der Lungenarterie gelangt, ein stellenweise zwei bis fünf Linien breiter und bis an die halbmondförmigen Klappen einen halben Zoll langer Raum,

der die Fleischfäulchen und Warzenmuskeln zur Umgebung hat, und in welchen ebenfalls die innere Herzhaut geröthet ist. Jene Klappen verhalten sich normal; unterhalb der mittleren ragt aber aus der inneren Fläche des Herzens ein Knochenstück von der Größe eines Stecknadelknopfs hervor, und in der Nähe desselben finden sich auf der inneren Haut ebenfalls einige franzenförmige Anhänge oder Auswüchse.

Aehnliche Anhänge bemerkt man auch an der übrigens normal gebildeten dreizipflichen Klappe, theils einzeln stehend, theils unter einander zusammenhängend.

Die Fleischbälkchen und die Warzenmuskeln der linken Kammer sind ziemlich zahlreich und zum Theil stark entwickelt. An den halbmondförmigen Klappen der Aorta befinden sich gleichfalls einige kleine franzenförmige Auswüchse; übrigens sind diese Klappen, wie auch die mützenförmige, regelmäßig gebildet.

Es finden sich nur drei Lungenvenen. Die Häute sowohl der oberen, als der unteren Hohlvene sind verdickt und die innere Haut derselben sieht sehr roth aus. Die Aorta ist fast so stark als die Lungenarterie; jene hat bei ihrem Austritt aus dem Herzen an zwölf Linien, diese nur sechs im Durchmesser. Der Schlagadergang ist geschlossen.

Aus dem Bogen der Aorta kommen vier Arterienstämme; allem Anschein nach: der ungenannte Stamm, die linke Kopfschlagader, die linke Wirbelschlagader, und die linke Schlüsselschlagader, in der Folge von rechts nach links, wie sie hier genannt worden.

Die aus der Aorta kommenden Bronchialarterien scheinen sich, so viel sich nach dem Ansehen des noch am Herzen befindlichen Stücks der Aorta urtheilen läßt, wenigstens in ihren Ursprüngen nicht auffallend regelwidrig verhalten zu haben.

Über die Sektion der Leiche Carl Augusts von Weimar + 14.6.1828

Graditz den 16ten Juni 1828.

Am heutigen Tage hatten sich die Unterzeichneten, nämlich der Kreisphysicus Dr. AUTENRIETH, der Regimentsarzt KRAEHE vom 20sten Infanterieregimente und der fortwährend bei Sr. Königlichen Hoheit fungirende Leibchirurg JOHANN CHRISTIAN THEODOR VOLGSTÄDT so wie der Kreis-Chirurgus FRIEDRICHS aus Torgau vereiniget, um die Obduction Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach vorzunehmen. Im Augenblicke wo die Obduction beginnen sollte, langte der ebenfalls mit unterzeichnete Geheime Hofrat Leibarzt und Professor Dr. STARKE aus Jena hier and und es wurde nun sogleich zur Sache geschritten.

Nach der Versicherung der oben erwähnten Medicinalpersonen war der Leichnam ziemlich in dem Zustande verblieben, in welchem er sich bald nach dem Tode befunden hatte und welchen bereits die oben erwähnten Herren unterm 14ten. d.M. Abends nach Neun Uhr dargestellt hatten. Es waren bereits gestern von denen genannten Herren die zweckmäßigsten Mittel zur Conservation des Leichnams angewendet worden.

Dennoch traten seit heut Morgen Fünf Uhr auffallende Zeichen der Fäulnis nämlich gewaltige Auftreibung und bedeutende Entstellung des Gesichts, des Zellengewebes, des Halses und der Brust so wie auch Auftreibung des Unterleibes, ingleichen des Scrotums, mit einer dunkelbraunen Entfärbung und Auftreibung der Oberschenkel, weniger der Unterschenkel ein. Aus dem Munde floß eine bräunliche blutige Jauche, an einzelnen Stellen, namentlich am Oberschenkel der rechten Seite und an den Natibus hatten sich bedeutende Brandblasen gebildet. Auf dem ganzen Rücken und an den obern Extremitäten waren die gewöhnlichen Todtenflecken zu bemerken. Die Finger an beiden Händen sind nach innen gekrümmt, die Nägel der Finger, vorzüglich an der rechten Hand, sind ganz blau. Bei der Berührung fast aller Teile des Körpers zeigte sich ein Knistern :/: emphysema :/: und ein starker cadaveröser Geruch war um die Leiche verbreitet.

Es wurde nun

1. Zur Eröffnung der Brusthöhle geschritten. Bei dem Durchschneiden der allgemeinen Bedeckung zeigte sich eine ziemlich starke Fettmasse, die Brustmusceln selbst waren noch rot gefärbt, und in ihnen zeigte sich weniger Entmischung. Nach Zurücklegung des Brustbeins zeigte sich an der inneren Fläche desselben viel Fett, beide Lungen waren ganz frei und nirgends angewachsen, übrigens etwas zusammengefallen. Die Farbe beider Lungen war ganz natürlich und nichts in denselben von Knoten und Verhärtungen zu bemerken; die Substanz derselben, vorzüglich der linken Lunge sehr weich. In beiden cavis pleurae war eine dunkelrote Feuchtigkeit, welche in dem rechten ungefähr fünf, in dem linken aber sechs bis sieben Unzen betrug.

Das Herz war ungewöhnlich groß, von der Basis bis zur Spitze betrug die Länge 5 3/4 Zoll, die Breite an der Basis 5 1/2 Zoll, die Spitze reichte herab bis zwischen die sechste und siebente Rippe, außerdem war es an der vordern Fläche

mit einer starken Fettmasse bedeckt, übrigens sehr schlaff, und die Wände beider Kammern, doch vorzüglich der linken, ungewöhnlich dünn. Der Herzbeutel war von natürlicher Beschaffenheit und zwischen ihm und dem Herzen etwas mehr als gewöhnliche Feuchtigkeit. In den großen Blutgefäßen war nichts abnormes zu bemerken.

2. Bei der Eröffnung der Bauchhöhle war zwischen den Musceln und der äußern Haut eine drei quere Finger dicke Fettmasse zu sehen, die Bauchmusceln waren dagegen sehr dünn und mehr blaßrot gefärbt. Das Netz war ebenfalls mit sehr vielem Fett durchwebt, sonst in seiner normalen Lage. In der Bauchhöhle fand man über zwei Pfund eines rötlichen Wassers.

Die Leber war von ungewöhnlicher Größe, so daß der linke Lappen bis in die regio hypochondriaca sinistra reichte, und die Breite von rechts nach links 12 Zoll betrug, dabei war sie besonders am rechten Leberlappen von ungewöhnlicher Dicke und Festigkeit, so daß beim Einschneiden kein Blut hervordrang. Die Farbe derselben war aschgrau und marmorirt; das Ligamentum suspensorium war gleichfalls mit vielem Fette umgeben. Die Gallenblase war klein, blaßgrau von Farbe und nichts von ausgeschwitzter Galle in ihrer Umgebung zu bemerken, sie war fast ganz leer und nur an den Wänden war eine mißfärbige Galle wahrzunehmen. Sie enthielt zwei kleine rauhe Erdbeerförmig geformte Gallensteine. Der Magen war von bedeutender Größe, so daß er bis an das rechte Hypochondrium reichte, dabei stark von Luft ausgedehnt, außerdem ganz normal. Die Bauchspeicheldrüse war widernatürlich vergrößert und ganz mürbe. Die dünnen und dicken Gedärme sind sowohl in Hinsicht der Farbe als Lage von normaler Beschaffenheit, das Gekröse wieder mit vielem Fette durchwebt.

Die Milz ungewöhnlich klein, sonst gesund. Die Nieren von normaler Beschaffenheit, ebenso die Urinblase, welche ganz leer war. Nach Beendigung der Obduction wurden sowohl die Lungen und das Herz, als auch die Eingeweide des Unterleibes herausgenommen, das Herz von den Lungen getrennt und in ein besonderes Gefäß aufbewahrt, die übrigen Eingeweide aber in ein Fäßchen mit Spiritus getan. Nach Herausnahme der sämmtlichen Eingeweide zeigte sich eine sehr starke Krümmung der Rückenwürbelsäule, welche von dem ersten Rückenwürbel anfing und sich bis zu dem ersten Lendenwürbelbeine erstreckte. Die Krümmung bildete einen großen Bogen nach rechts, dessen größte Höhe 3 Zoll 3 Linien betrug.

Die längs der Würbelsäule herabgehenden großen Blutgefäße zeigten nichts Widernatürliches. Hierauf wurden nun die Cavitäten mit Specereien ausgefüllt und der Leichnam mit Compreßen, welche mit Chlorkalg bedeckt und somit die Obduction beendiget.

Datum ut supra.

D. JOHANN CHRISTIAN STARK
D. GOTTLIEB AUTENRIETH
K. Pr. Kreisphysicus.

FR KRAEHE,
Regimentsarzt des 20sten
Infanterieregiments.
JOHANN CHRISTIAN THEODOR
VOLGSTÄDT, Leibchirurg Sr.
Königl. Hoheit des Großherzogs.

Prof. Dr. med. Joseph Bernt, Wien
Gerichtsmedizinische Gutachten
1838 II. Band

Sektionsbefund eines 1779 geborenen 50-jährigen Arztes F.O., auf Antrag der Wiener Polizeibehörde.

XXXV. Visum repertum

über einen plötzlich gestorbenen Doctor der Medicin.

Zufolge schriftlicher Aufforderung von Seiten der löbl. Senatsabtheilung in schweren Polizei-Uebertretungs-Angelegenheiten der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien ddo. 25. Mai l. J. wurde von den Unterfertigten, am unten gesetzten Tage Nachmittags von halb 3 bis halb 4 Uhr, im anatomischen Theater des hiesigen allgemeinen Krankenhauses, in Gegenwart des substituirten Herrn Gerichtscommissärs J**** S****** und mehrerer Hörer der gerichtlichen Medicin, der Leichnam des 50 Jahre alten Herrn Medicinae Doctor F***** O****, welcher am 24. d. M. plötzlich gestorben ist, gerichtlich besichtigt, und dabei ein Untersuchungsprotokoll folgenden Inhaltes aufgenommen.

A) Bei der äußeren Besichtigung:

1) der Körper groß, regelmäßig und stark gebaut, muskulös, am Rücken und an den hinteren Flächen der oberen Gliedmaßen mit rothblauen Todtenflecken besetzt; der Kopf bis hinter den Scheitel kahl, das übrige Kopfhaar lang, schwarzbraun und mitunter grau; das Gesicht lang, die Augen geschlossen, die Hornhaut hell, die Pupillen erweitert; der Mund geschlossen, der Unterkiefer beweglich, die Zähne cariös, in der Mund- und Nasenhöhle eine röthliche Flüßigkeit angesammelt;

2) der Hals lang, muskulös, der Brustkorb stark gewölbt, der Unterleib nicht aufgetrieben; in der rechten Leistengegend eine, längs des Hodensackes herablaufende, weich anzufühlende Geschwulst;

3) die oberen Gliedmaßen gelenkig, die Fingerspitzen und Nägel blau; die unteren Extremitäten steif; in der linken Lendengegend eine unbedeutende Hautabschürfung.

B. Bei der inneren Untersuchung:

4) die Kopfhaut dick und blutreich; das Schädelgewölbe in der Stirngegend 4 Linien dick, und daselbst mit der harten Hirnhaut fest verbunden, compact und schwer; in dem Behälter des sichelförmigen Fortsatzes wenig dünnflüßiges Blut; unter der Spinnwebenhaut, besonders am hinteren Ende der linken Halbkugel, eine so ansehnliche Menge Serum angesammelt, daß dieselbe stellenweise sackförmig ausgedehnt war; die Gefäße der weichen Hirnhaut mäßig mit Blut gefüllt;

5) die Hirnsubstanz weich; die rechte Hirnkammer sehr ausgedehnt, mit einer und einer halben Unze schwarzrothen, geronnenen Blut gefüllt, ihre äußere Wand geborsten, und die benachbarte Hirnsubstanz breiartig weich, mit Blut infiltrit, die Scheidewand der Gehirnkammern durchbrochen, und in der linken, weniger ausgedehnten, Gehirnkammer über zwei Quentchen flüßiges und geronnenes Blut; die Adergeflechte aufgelockert, mit hanfkorngroßen Wasserbläschen besetzt;

6) die Arterien am Gehirngrunde durchaus verknöchert; auch in der vierten Gehirnkammer ein halbes Quentchen blutiges Serum angesammelt; die Spinnwebenhaut am kleinen Gehirne, vom darunter angesammelten Serum, sackförmig ausgedehnt; auf dem Schädelgrunde eine Unze mit Blut vermischtes Serum angesammelt;

7) die Halsvenen blutleer; der rechte Lappen der Schilddrüse mit einer haselnußgroßen Balggeschwulst besetzt; in der Luftröhre eine rothbraune Flüßigkeit angesammelt;

8) die Lungen stark ausgedehnt, durchaus frei, ihre Substanz derb, die des oberen Lappens mit einer röthlichgrauen schäumigen Flüßigkeit, die der unteren mit dunkelrothem flüßigen Blute versehen;

9) in jeder Brusthöhle über zwei Unzen dunkelrothes Blutwasser angesammelt; der Herzbeutel in seinem ganzen Umfange durch langfaseriges Zellgewebe an das Herz befestigt; das Herz selbst um die Hälfte größer als gewöhnlich, seine Substanz derb, die Wand der linken Kammer dreiviertel Zoll dick, und die Kammer selbst im Verhältniß zur rechten sehr geräumig; in den Vorkammern und den großen Gefäßen flüßiges, schwarzrothes Blut; die Aorta stark erweitert, ihre Klappen mit Knochenkörnern besetzt;

10) die Leber groß, ihre Substanz dunkelbraun, derb und blutreich, ihre Blase an die rechte Krümmung des Grimdarmes befestigt, sehr verengert, mit gelblich-brauner flüßiger Galle, und einem hirsekorngroßen, gelblichen Steinchen versehen, der gemeinschaftliche Gallengang so stark erweitert, daß in denselben der kleine Finger eingebracht werden konnte;

11) die Milz doppelt so groß als gewöhnlich, ihre Substanz dunkelbraun und sehr mürbe; die große Magendrüse welk; das Netz groß, mit vielem Fette bewachsen, durch den rechten Leistenring in einen ganseigroßen Bruchsack hinabgetreten und damit verwachsen; das vorgefallene Stück Netz zehn Zoll lang;

12) der Magen von Luft ausgedehnt, in seiner Höhle eine bräunliche Flüßigkeit vorhanden; die Gedärme ebenfalls, besonders die dicken, mit Luft gefüllt; das Gekröse mit Fett besetzt;

13) die Nieren schlaff, ihre Substanz aus weißen und dunkelrothen Körnern bestehend, ihre Oberfläche selbst körnig anzufühlen, und blutreich; die Harnblase mit etwas bräunlichen trüben Harn versehen.

Gutachten.

Aus diesem Leichenbefunde erhellet: daß der Gerichtlich-Untersuchte mit einem Netzbruche (Nr. 11), einer krankhaft aufgetriebenen mürben Milz (Nr. 11), einer Verwachsung des Herzbeutels mit der Oberfläche des Herzens (Nr. 9) behaftet gewesen, überdieß an der Wassersucht des Hirnes, an der theilweisen Erweichung der Hirnsubstanz (Nr. 5) gelitten habe, und wegen Berstung derselben und des Austrittes des Blutes in die Hirnkammern, somit am blutigen Schlagfluß, gestorben sey.

Welches wir u. s. w. Wien den 26. Mai 1829.

J**** B**** — Doct. u. Prof. d. Medicin.

S*** R****** — Doct. d. Med. Gerichts-Anatom.

G***** — Primar-Wundarzt.

Das späte Sektionsprotokoll von Dr. Velten/Bonn und Dr. Schmitz über Ernst v. Schiller stammt noch aus der Zeit vor der Virchowschen Sektionsordnung. Prof. Friedrich Nasse hat Ernst v. Schiller vom 12.5.1841 an zwar mitbehandelt, aber leider nicht seziert, sonst wäre das Protokoll ausführlicher ausgefallen. Ernst v. Schiller litt an einer Lungentuberkulose, wie man sie seinem Vater gerne zugeschrieben hatte und er auch hätte haben können, wenn er so gelebt hätte wie der Sohn. Ernst war von jung auf ein Stubenhocker. Er rauchte wie sein Vater, aber maßlos, weil er es sich leisten konnte. Schon in jungen Jahren machte er die Nacht zum Tage, musizierte und rauchte dabei. Er konnte sich nicht wie sein Vater pflegen und den Vormittag verschlafen, sondern erfüllte gewissenhaft seine Dienststunden als Jurist.

Die Sektion fand **56-62 Stunden nach dem Tode** statt.

Obduzent: Dr. med. Velten, San. Rat *21. Mai 1841*
Konsilarius: Dr. med. Schmitz
Ort: auf einem Tisch im Hause des Bürgermeisters Pfingsten

Befund:

1. *Höchster Grad der Abmagerung.*
2. *Wassergeschwulst beider Unterschenkel.*
3. *Geruch einer hoch gestiegenen Fäulniß.*
4. *Starke Entwicklung der Hautvenen durch gährendes Blut.*
5. *Schwarze Farbe des Rückens und Kreuzes in Folge der Fäulniß.*
6. *Rothe und grüne Farbe der Hüften, aus derselben Ursache.*

Eröffnung der Brust- und Bauchhöhle:

7. *In den Wandungen der Bedeckungen dieser Organe waren das Fett und die Muskeln verzehrt. Letztere bildeten blasse, abgemagerte Schichten.*
8. *Die Rippenknorpel waren größtenteils verknöchert, obschon der Verstorbene erst das Alter von 44 Jahren erreicht hatte.*
9. *Als die Brusthöhle eröffnet wurde, fanden wir dieselbe mit Wasser angefüllt.*
10. *Die Lungen waren an beiden Seiten und in ihrer hinteren Fläche so fest mit den Brustfellsäcken verwachsen, daß nur mit Anstrengung getrennt werden konnten.*
11. *Die Brustfellsäcke waren krankhaft verdickt.*
12. *Die rechte Lunge bestand aus einem fast ununterbrochenen Gewebe von Eiterknoten, daß sie zum Atmen nicht mehr dienen konnte.*
13. *Die linke Lunge hatte weniger Knoten, aber zwei weite mit Eiter gefüllte Höhlen.*
14. *Beide Lungen waren klein.*
15. *Das Herz war blaß, dünn und schlaff.*
16. *Die Brusthöhle enthielt ungefähr 24 Unzen Wasser.*
17. *Die Leber und die übrigen Eingeweide waren gesund.*

Die Krankheit des Herrn Appelationsgerichtsraths von Schiller und ihr Ausgang konnte während des Lebens nicht verkannt werden. Die Sektion der Brust hat bewiesen, daß er an tuberkulöser, unheilbarer Schwindsucht der Lungen gelitten hat, wie dies von den behandelnden Ärzten während seines Lebens erklärt worden ist.

Dr. Velten

Anhang 6:

Schillers Haare

Schriftliche Quellen

10.5.1805 : Joh. Michael Färber an seinen Bruder: ...*"ich werde Dir auch von seinem Haupthaar etwas überschicken."* ... (Hecker, S. 55/56)

13.5.1805 : Joh. Gottfr. Gruber: In Friedrich Schiller, Skizze einer Biographie, Leipzig, 1805, S.56
... *"Für Gall hat man einen g e n a u e n A b d r u c k seines S c h ä d e l s genommen."* (Hecker, S. 263)

22.5.1805 : Heinrich Voss an seinen Bruder Wilhelm:
... *"Ich habe mir eine Haarlocke von ihm geben lassen."* ...
(Hecker, S.68)

31.7.1805 : Heinrich Voss an seinen Jugendfreund Wilh.Iden:
... *"Hier schicke ich Dir auch einige Haare, die von seinem heiligen Haupte sind."* ... (Hecker, S.84)

1806 : Alexander Färber (Sohn von Joh.Michael Färber) berichtet von dem, was ihm sein Vater öfters erzählt habe:
... *"teilten wir uns ... in einen Teil seines Zopfbandes und Haare ... in der Plünderung (1806) verlorengegangen."* (Hecker, S.56)

14.8.1806 : Heinrich Voss an Christian Niemeyer:
Beginn des Briefes im April 1805, Forts. 2.7.1806. beendet am 14.8.1806:
... *"Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen und hebe sie auf zu seinem Angedenken..."*
in: Briefe von Heinrich Voss, S.52, 1834

6.7.1812 : Charlotte v. Schiller an ihren Sohn Ernst:
... *"Du bekommst einen Ring von unseren Haaren, auch von denen des geliebten Vaters ..."*
in: Schillers Sohn Ernst, 1905, S.69

21.4.1830 : Caroline v. Wolzogen an Gerichtsamtmann Karl Eduard Liebe
Hierzu Oellers: *"Im Schiller-National-Museum befinden sich bisher unveröffentlichte Briefe, die zeigen, wie vor allem Caroline von Wolzogen noch lange nach Schillers Tod die Wünsche der Schiller-Verehrer nach "Reliquien" ihres Lieblings erfüllt hat. Da schickt sie am 21.4.1830 an einen Gerichtsamtmann Karl Eduard Liebe, Schillers Busennadel und fügt eine L o c k e des Dichters bei ..."*
in: Oellers: Schiller, 1967, S.393

1855 : Gartenlaube, Nr. 27, 1855, S. 354:
"Schiller in Volkstädt"
Noch im Jahre 1844 lebte in Rudolstadt eine Häuslerwitwe, eine Frau hoch in die Siebzig, welche nicht wenig stolz darauf war, den "gelehrten jungen Mann", wie sie Schiller nannte, gekannt zu

haben. ... Er hatte ein blasses, geisterhaftes Gesicht und seine Haare waren gelb und lang, nicht gepudert und zusammengedreht, wie es die vornehmen Herren in der Stadt taten."

1855 : Gartenlaube Nr. 39, 1855, S. 513
"Schillers Aeltern" v. Arnold Schloenbach
"Auch äußerlich ähnlicher war ihr der Sohn: er hatte ihre hohe, schlanke, zartgebaute, etwas vorgebeugte Gestalt, ihren langen schönen Hals, ihr langes rötlich blondes Haar..."

1883 : Prof. Dr. H. Welcker:
"In der Nackengegend findet sich an beiden Köpfen (der Weimarer und der Schwabeschen Kopf-Totenmaske) die Abformung mehrerer Gruppen sparsamer, d i r e k t a n d i e H a u t angeschmiegter Nackenhaare, die ... genau von Haar zu Haar übereinstimmten."
In: Welcker: Schillers Schädel und Totenmaske, Braunschweig, 1883, S. 71

1905 : Schmidt Karl, Dr. Oberlandesgerichtsrat in Volmar/Els.:
... *"Nur sein Haar (Ernst von Schillers" wurde dunkel, im Gegensatz zu dem goldgelben Haar des Vaters, von dem ich eine Locke bewahre). ..."*
in: Schillers Sohn Ernst, 1905, S. 7

1913 : Prof. Dr. A.v. Froriep: Klauersche Porträtbüste
"... die ... Terrakottabüste Schillers ist eine oberflächlich überarbeitete, in der Gestalt aber vollkommen treue Wiederholung der Totenmaske ..." (S. 94)
"... da an ihr das Haupthaar ganz schematisch als gleichmäßige ... Schicht auf den Originalgipsabguss des g e s c h o r e n e n Kopfes der Leiche aufgelegt worden zu sein scheint, ... so ist der Umriss (des Kopfes) hinlänglich scharf durchzuerkennen.") (S. 127)
in: Der Schädel Friedrich von Schillers und des Dichters Begräbnisstätte, Leipzig 1913

1913 : derselbe:
"Ich habe die Weimarer Maske aufs eingehendste untersuchen können. ..."

1913 : derselbe:
"Vier Skizzen der Weimarer Maske, in denen alle Stellen, die keinen natürlichen Abguss der Haut zeigen, kenntlich gemacht sind. (Rechts unten: Ansicht von hinten. Der größte Teil des Hinterkopfes ist weiss, zeigt also den Abguss des geschorenen Kopfes)" S.82a.a.O.

1913 : derselbe:
"Wie dieser unternehmende Mann (Gall) ... zu verfahren pflegte, um ... sich Kopfabgüsse zu verschaffen, geht aus einem Briefe hervor, ... die Abformung des Kopfes von G o e t h e nach dessen ... Tode zu veranlassen. Gall ... an Brentano am 17.5.1827, ..."

"... daß nach dem Tode der Kopf g e s c h o r e n und ganz, sowohl von hinten als von vorne, in Gips abgegossen werde. ..." (S.92 a.a.O.) (v.Froriep führt den Brief von Brentano eigens deswegen an, um zu beweisen, daß Schillers Kopf für Gall abgeformt wurde (wie Gruber behauptet hatte) und deswegen g e s c h o r e n werden mußte.)

1913 : Prof. Dr. Richard Neuhauß, Berlin:
"Diese Probe übersteigt an Umfang alles, was man sonst von dem Haupte lieber Verstorbener aufzubewahren pflegt, und wird nur verständlich, wenn man weiß, daß bei Schiller alle Haare heruntergeschnitten wurden. Das Haar stammt aus der Familie von Gleichen-Russwurm, Schillers Tochter und wird seit 1913 im Schillermuseum zu Marbach verwahrt."
In: Zeitschrift für Ethnologie, S. 981

1913 : derselbe:
"Ich muß gestehen, daß auch mein Erstaunen masslos war, als ich bei g e n a u e s t e r Untersuchung der beiden Masken erkannte, daß man die Haare vor dem Abgießen entfernt hatte. S.961, a.a.O.

1913 : derselbe:
bei Beschreibung der Totenmasken:
"Wo an jenen Stellen (Einbeulungen am Hinterkopf) Hautstruktur erhalten blieb, ist es die gewöhnliche Struktur des g e s c h o r e n e n Kopfes."

1932 : v. Bradish, Prof. Dr. Joseph, New York USA:
"Dies ist auch der Grund, warum Schillers Kopf rasiert werden mußte, welch unglücklichem Umstand wir die vielen Schillerhaare verdanken."
in: Schillers Schädel, Leipzig, 1932, S. 22

1936 : Prof. Dr. Scheidemantel, Kurator des Schiller-Hauses
"Vitrine in der Fensterecke auf Schillers Tod bezüglich:
Totenmaske Schillers von Ludwig Klauer
Eine Haarlocke aus dem Nachlass von Maria
(genannt) Minerva Körner
und eine Haarsträhne Schillers aus dem Nachlass von Goethes Sekretär Kräuter (Geschenk von Frl. Anna Sältzer)
Eine größere Haarlocke Schillers aus dem Nachlass seiner Tochter Emilie"
in: Das Schillerhaus in Weimar, 10-15. Tsd. 1936, S.26

1944 : Grete Klinckerfuß an F.D.:
..."wir entsinnen uns Beide noch, daß im Gips des Hinterhauptes sich ein paar rötliche Härchen befanden, die trotz des glattrasierten Schädels noch auf Schillers Hinterkopf verblieben sein mußten und dann ... in dem Originalabguss hängen geblieben sind. Ich entsinne mich auch noch, daß unser Vater ärgerlich war, daß die Kinderfingerchen meines Bruders ... sie ausrissen und daß diese paar

Härchen dann nicht mehr auffindbar waren. ..."
(Es muß sich also um einige hängen gebliebene Härchen handeln, deren Abformung Prof. Welcker 1883 am Nacken feststellte, was er durch Abbildung festhielt. An den Fotos bei Froriep sieht man diese Abformung auch deutlich.)

1868 : R. Springer:
In: Weimars klassische Stätten, Vlg. Julius Springer, Bln. 1868:
S. 112 in Abschnitt: Schillers Haus
"*Auf dem Tische liegen Haarlocken von Goethe und Schiller, ein Geschenk von Riemer.*"

Anhang 7:

Begräbnisordnung Anna Amalias vom 1. Juni 1763

§ 6:

"Wollen Wir in Ansehung der **Abendleichen** *den Unterschied genau beobachtet wissen, daß unsere Ministres, würkliche Räte und Cavaliers, ingleichen denen von Adel in Städten und auf dem Lande ohne alle weitere Dispensation frey stehen soll, ihre Toten zur* **Abendzeit** *bey Fackeln oder Laternen, mit oder ohne Conduct, beysetzen... zu lassen und daß... den Titular-Räthen, Secretarien und allen anderen geist- und weltlichen Bedienten bey hohen und niedern Collegiis, auch Ämtern, bis auf den Directorem des hiesigen Gymnasii und dessen übrige Collegen inclusive, anders nicht als gegen die in das Waysenhaus zu erlegende gewöhnliche Dispensations-Gelder gestattet seyn soll, ihre Leichen* **Abends** *bey Laternen mit oder ohne Conduct begraben zu lassen. Sonst soll weiter niemanden die nächtliche Beysetzung, auch nicht einmal gegen Erlegung beträchtlicher Dispensations-Gelder nachgelassen seyn und haben daher die übrigen Hof- und Livree-Bedienten, Kauf- und Handelsleute, Künstler, Professionsverwandten, Bürger in den Städten und das Landvolk, ihre Leichen auf die in den vorhergehenden Paragraphen dieser Verordnung gesetzte Weise beerdigen zu lassen."*

Joseph Bradish führte diesen Erlaß als Beweis dafür an, daß Schillers Beisetzung einem Altweimarer Brauch entsprochen habe. In der Tat brauchte Charlotte Schiller als Altadlige für ihren frisch geadelten Mann hinterher kein Dispensationsgeld an das Waisenhaus zu bezahlen, um so weniger, als es ja gar keine Abendleiche war und selbst in der Geisterstunde keine Laterne dabei gebrannt wurde.

Im Erlaß der Herzogin Anna Amalia ist von Mitternachtsbeerdigungen keine Rede. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, Adlige und Minister bei Festbeleuchtung mit Geköpften, Gehenkten, Landstreichern und Selbstmördern beizusetzen, denen die Geisterstunde vorbehalten war. Auch die minder begnadeten Titularräthe und Gymnasialdirectoren hätten sich dafür bedankt, für solch zweifelhafte Ehre noch Dispensionsgelder ans Waisenhaus bezahlen zu müssen.

Anhang 8:

Dem Aufruf der Kollegen Dr.med. Georg Michel, Sternberg/Neumark und Dr.med. Gerhard Zippel, Lagow/Neumark schlossen sich folgende Kollegen an, daß das sog. Sektionsprotokoll des Dr.med. H u s c h k e wissenschaftlich u n h a l t b a r sei:

Dr.med. H.Allers	Braunschweig
Dr.med. Georg Ballbach	Nürnberg
Dr.med. W.Brück	Wuppertal-Elberfeld
Dr.med. Egbert Frick	Danzig
Dr.med. Geißler	Hamburg
Dr.med. Georg Grabner	Grimma/Sa
Dr.med. W.Häcker	Lübeck
Dr.med. Christian Lehner	Burglengenfeld
Dr.med. Heinz Lenthe	Sulzbach/Saar
Dr.med. Walter Münchhoff	Stettin
Dr.med. Römheld	Marburg/Lahn
Dr.med. Helmut Sturm	Glauchau
Dr.med. Berthold Schwarz	Frankenberg/Eder
med.Prakt. Sittel	Rostock
Dr.med. Schubert	Bad Cranz/Ostsee
Dr.med. Wietfeldt	Bremerhaven-Lehe
Dr.med. Johannes	Braunschweig
Dr.med. Ernst Palfner	Königsberg
Dr. Elisabeth Palfner	Königsberg
Dr.med. Berns	Hamburg
Dr.med. Rudolf Korn	Nellingen/Filder
Med.Prakt. Ottokar Weber	Nimptsch/Schlesien
Dr.med. Hillmann	St. Margarethen/Bitburg
Dr.med. Ottinger	Lahr/Westerwald
Dr.med. G.Francke	Erfurt
Dr.med. Paul Meyer	Enger Kr. Herford
Dr.med. Porzig	Gößnitz
Dr.med. Karl Miller	Beutniz/Mark
Dr.med. Rinn	Wetzlar
Dr.med. Otto Bucher	München
Dr.med. Krause	Kassel
Dr.med. A.Büttner	König Otto Bad
Dr.med. Güldenapfel	Rastatt/Baden
Dr.med. E. Hoffmann, Stadtarzt	Kiel
Dr.med. Martin Meyer	Konradsreuth/Bayern
Dr.med. Werner Müller	Hamburg
Dr.med. P. Wagner, San.Rat	Lockstedt/Itzehoe
Dr.med. Oskar Schäffer	Nordhastedt/Heide
Dr.med. Cüpper	Sonnenburg/Neumark
Dr.med. Sauer	Wittenberge/Priegnitz
Dr.med. P.Honekamp	Brandenburg/Havel

Dr.med. Lemm	Eilenburg
Dr.med. Schöbel	Leipzig
Dr.med. Aufmhoff	Neheim-Hüsten/Ruhr
Dr.med. K.Brück-Nußbickel	Frankfurt/M.
Dr.med. Deutschmann	Striegau/Schlesien
Dr.med. Florian Geyer	Augsburg
Dr.med. Georg Stolte	München
Dr.med. Großmann	Eberswalde/Mark
Dr.med. Erna Hampel	Breslau
Dr.med. A.Hartjen	Hamburg
Dr.med. Alfred Krämer	Bremen
Dr.med. H.Lauenstein	Greene/Kreiensen
Dr.med. Oemisch	Halle/Saale
Dr.med. Rödiger	Landau
Dr.med. A.Rüberg	Dortmund-Derne
med.Prakt. Herbert Palfner	Königsberg
Dr.med. Ostermeyer	Bremen
Dr.med. I.Strohhofer	Berlin
Dr.med. Johanna Voormann	Dresden
cand med. Karl Welke	Halle/Saale
cand.med. Gisela Dreyer	Hamburg
Dr.med. Gerhard Zippel	Lagow/Neumark
Dr.med. Georg Michel	Sternberg/Neumark
Dr.med. Gerloff	Köln
Dr.med. Wilhelm Senger	München
Dr.med. P.Baritz	Maisach Obb.
Dr.med. Rudolf Engel	Münchberg Oberfr.
Dr.med. A.Egerer	Nürnberg
Dr.med. Emil Ebersberger	Nürnberg
Dr.med. Emil Schardon	Nürnberg
Dr.med. Gerstenberg Fr.	Göttingen
Dr.med. Oskar Maier	Nürtingen/Neckar
Dr.med. Kockel	Suissen/Erzgeb.
Dr.med. Hulverscheidt	Düsseldorf
Dr.med. Robert Luft	Lötzen/Ostpreußen
Dr.med. G.Rochow	Chemnitz
Dr.med. Otto Buurmann	Wittingen
Dr.med. A.Wichmann	Lyck, Ostpr.
Dr.med. Robert Zapff	Hamburg
Dr.med. Karl Albert	Ebersteinburg/Baden
Dr.med. Wilhelm Lehmkul	Delmenhorst
Dr.med. Willy Larsson	Nordhausen/Harz
Dr.med. W.Lorentzen	Reinfeld/Holst.
Dr.med. Günther Albus	Marburg/Lahn
Dr.med. W.Brenncke	Braunschweig
Dr.med. Dieminger	Forst/Lausitz
Dr.med. E.Ey	Augsburg

Dr.med. Ernst Gruenhagen	Stade/Elbe
Dr.med. E.Gußmann	Freiburg/Br.
Dr.med. Joh.Hermann	Reichenbach/Vogtl.
Dr.med. Opp	Stuttgart
Dr.med. Grünkorn	Üelzen
Dr.med. Max Fiebig	Lemgo/Lippe
Dr.med. Mittelstaedt	Wernigerode
Dr.med. Kurz	Werdohl/Westf.
Dr.med. G.Stichterling	Oppach O.L.
Dr.med. Ernst Teuffel	Dresden-Blasewitz
Dr.med. Voigt	Delitzsch
Dr.med. Gerhard Zerbe	Bad Freienwalde/O.
Dr.med. Walter Schäfer	Rahden/Westf.
Dr.med. Erich Distel	Neustadt/Aisch
Dr.med. Otto Dörr	Hannover
Dr.med. Ebner	Reinsdorf b.Dahme
Dr.med. Ennen	Wittmund Ostfriesl.
Dr.med. Fleck	Wohldorf/Hamburg
Dr.med. Martin Hecker	Duisburg
Dr.med. A.Janson	Eberswalde
Dr.med. F.Jeß	Dortmund
Dr.med. Klemm	Dresden
Dr.med. Krüger	Erxleben über Haldensleben
Dr.med. Leo Lindenblatt	Rositz/Thüringen
Dr.med. Ernst Christ. Meyer	Dresden
Dr.med. Heinz Stein	Breslau
Dr.med. Erich Stoll	Hamburg
Dr.med. Georg Wagner (Oberstabsarzt)	Stuttgart
Dr.med. Zillessen	Forst/Lausitz
Dr.med. Gertrude Senger	München
cand.med. Robert v.Blumenthal	München
Dr.med. Rudolf Ackermann	Braunschweig
Dr.med. Sittich	Liegnitz
Dr.med. Siegfried Hellmut Gywat	Insterburg
Dr.med. H.Herling	Dortmund-Hörde
Dr.med. Friedrich Jacobsen	Hamburg
Dr.med. Erich Kitzing	Liegnitz
Dr.med. Paul Kunze	Gröben/Stadtroda
Dr.med. May	Wittenberge/Priegnitz
Dr.med. Misfeld	Düsseldorf
Dr.med. O.Seitz	Brake/Oldenburg
Dr.med. Wilhelm Peglow	Kordeshagen/Köslin
Dr.med. P.Strasser	Bielefeld
Dr.med. Winkler	Kiel
Dr.med. Wree	Husby/Angeln
Dr.med. Wyszynski	Pyritz

Anhang 9:

Bearbeiter und Kenner

von Schillers Gebeinen und Ganzkopftotenmasken und verschiedenen Schädeln bezw. Abgüssen

A. bis 1827

Klauer Ludwig		Töpfer
Huschke, Wilhelm Ernst	Dr.med.	Leibarzt
Schwabe, C.Leberecht	Dr.jur.	Bürgermeister
Schwabe	Dr.med.	Hofrat
Froriep, Friedrich	Dr.med.	Hofrat
Goethe, Joh.Wolfg.		Minister
Schröter, Chr.Fr.		Prosektor
Färber, Joh.Michael Chr.		Museumschreiber
Kauffmann, Johann Peter		Bildhauer
v. Humboldt, Wilhelm		Gelehrter
Bertuch, Fr.Joh.Justin		Buchhändler, Verleger
Jagemann, Ferdinand	Professor	Kunstmaler

B. ab 1864

Broca, Paul Pierre	Dr.med.	Anatom
Welcker, Hermann	Prof.Dr.med.	Anatom
Schaafhausen	Prof.Dr.med.	Anatom
v. Froriep, August	Prof.Dr.med.	Anatom
v. Hugo, Melchior	Prof.	Bildhauer, Keramiker
Neuhauß, Richard	Dr.med.	
Hildebrandt, Fritz	Dr.med.dent.	Zahnarzt
Gerassimow, Michail	Prof.Dr.	Anthropologe
Ullrich, Herbert	Dr.rer.nat.	Biologe
Kötschke	Dr.med.dent.	Zahnarzt
Scharf, Herm. Joachim	Prof.Dr.med.	Anatom
Helwin, Helmut	Prof.	Bildhauer
Donges, Fritz		Bildhauer

C. mittelbare Beurteiler:

Virchow, Hans	Prof.Dr.med.	Anatom
v. Waldeyer, Wilh.	Prof.Dr.med.	
v. Bardeleben	Prof.Dr.med.	
Toldt	Prof.Dr.med.	Anatom
Callius	Prof.Dr.med.	Anatom
Tandler	Prof.Dr.med.	Anatom
Henneberg	Prof.Dr.med.	
Birkner	Prof.Dr.med.	
v. Eggeling		

Luschan	Prof.Dr.med.	Anthropologe
Adloff	Prof.Dr.med.	
Scheidemantel		
Bradish	Dr.phil.	
Stad P.u.Reicher E.		
Geelmut		
Trautmann		
Fick	Prof.Dr.med.	
Schwabe, Toni		
Kollmann	Prof.Dr.med.	
Ranke	Prof.Dr.	
Grüner	Prof.Dr.med.	Forensiker
Langerhans, M.	Prof.Dr.med.	

Anhang 10:

Protonotar Sebastian Brunner, Wien, über Professor Heinrich Voß:

"... er war da oft in einem Zustand der Begeisterung, und offenbar ist die ganze Beschreibung von Schillers Tod eine Halluzination gewesen."

"Der Herr Oemler hat ein ganzes Lügenbuch über Schiller zusammenfabriziert. Da haben nun die Schwab, Hofmeister, Carlyle u.v.a. diesen Oemler als Quelle benützt.

Über Goethe:

"An seinem Leichenbegräbnisse nahm er keinen Theil. Für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge, die laut verlangte Totenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden."

Zu Heinrich Düntzers "Übersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Stuttgart 1859, S. 313:

"Warum ist Goethe auch bei der Leichenfeier seines Wohltäters, Fürsten und Freundes Carl August nicht erschienen und hat sich aus dem Trauerstaube gemacht? Er ist doch damals kerngesund gewesen!"

Zu den Terzinen:

Goethe's Gedicht zwanzig Jahre darnach ist sehr schön, es gleicht einem reichen, schwarzen, golddurchwirkten, mit schimmernden Blumen auf schwerem Sammt geschmückten Sargtuch, über die vermorschten angeblichen Überreste Schiller's geworfen .....

Hätte man dem Schiller ein eigenes, separates Grab vergönnt, so wäre die ganze mit allerhand ungenügenden Beweismittel zusammengestoppelte osteologische Wahrscheinlichkeitsberechnung, zwanzig Jahre post festum überflüssig gewesen."

Brunner, S. 193:

"Die in der That mechante Originalbeisetzung Schillers ist und bleibt ein unvertilgbares Schandmal in der Weimarer Musengeschichte. Ob Einer oder Mehrere oder garniemand deshalb beschuldigt werden können, das wollen wir nicht erörtern. Sicher ist, daß der Großherzog erst zwanzig Jahre nach dieser düsteren Nacht, in welcher Schillers Leichnam in ärmlicher und erbärmlicher Weise ohne Sang und Klang in die Omnibusgruft geschleppt wurde, eine Restitution, eine Art Ausradierung dieser unerklärlichen Beisetzung eingefallen ist, und sich noch die Zustimmung Goethes einzuholen gut befunden hat.

S. 195:

Aus dieser ganzen verunglückten Procedur in den Jahren 1826-27 geht nur sicher hervor, daß die Herren, welche die Leiche Schillers sang- und klanglos in die Omnibusgruft schleppten, dieselbe daselbst unbekümmert mit einer Menge von anderen Skeletten und späteren Leichen vermengen und die noch dazu am selben Abend des Begräbnisses Komödie spielen ließen, so daß die Schauspieler nicht einmal beim Begräbnis gegenwärtig sein konnten."

Anhang 11:

Reinhard Buchwald "Schiller" Inselverlag 1959 schreibt S. 796 von Andeutungen Schillers seinem Sohne Karl gegenüber, "daß er ganz einfach bestattet werden wolle." Karl Schiller war beim Tode seines Vaters 12 1/2 Jahre alt, und soll diesen angeblichen Wunsch seines Vaters dem König v. Württemberg gegenüber in einem Briefe geäußert haben. Darüber soll ein Zettel von Christophine Reinwalds Hand und eine Zeitungsnotiz kurz nach Schillers Tod berichten. Buchwald setzt vorsichtig hinzu, daß Schiller sich damals wohl so geäußert habe.
Diese Zeitungsnotiz kurz nach Schillers Tod hat in dem erfundenen Briefe Prof. Grubers vom "13. May 1805" ihren Ursprung, soweit nicht Buchwald Grubers Skizze über Schiller damit gemeint hat.
Es ist durchaus glaubhaft, daß Karl v. Schiller von dem Schwindel mit der von Schiller gewünschten Mitternachtsbeisetzung gehört hat, und vielleicht selbst daran glaubte.
Es ist gut möglich, daß Karl Schiller als Erwachsener dem König Wilhelm I. von Württemberg darüber schrieb. Niemand würde solcher Erzählung geschichtliches Gewicht beimessen, wenn nicht der Wunsch dahinter stünde, einen den Augenzeugen völlig unbekannten Wunsch Schillers glaubhaft zu machen.

Anhang 12:

Dannecker an W. von Wolzogen:

Mai 1805

Ach wenn Sie nur den Wunsch beim Churfürsten äußerten, daß Dannecker der Verfertiger sein möchte. Ist Schiller nach seinem Tode geformt worden, so bitte ich Sie um einen guten Abguß, es kann mir in jeder Hinsicht wichtig sein, ich will es wie eine Relique verwahren.

28. Mai 1805

4. August 1805

Euer Exzellenz bitte ich noch einmal unterthänig um Gewährung meiner unterthänigen Bitte, mir einem Abguß von des sel. Schillers Gesicht zuzuschicken.

14. Oktober 1805

Mir thut es leid wenn Herr Jagemann, den ich nicht die Ehre habe zu kennen, mir nie keinen Abguß von Schiller schicken sollte. Vielleicht wird er sich aber doch bewegen lassen, wenn Sie die Gnade haben, ihn noch einmal schön in meinem Namen zu bitten, ich möchte gar zu gerne das finden, was Gall an der Büste tadelt. Wichtig ist seine Entdeckung gewiß für die Kunst und ich glaube am meisten für den Bildhauer statuaire. Ich bitte Sie **inständig**, *mir genau den Ort zu bemerken was prononcirter sein könnte. So viel ich mir erinnere, war ich streng in der Nachahmung der Natur.*

5. Januar 1806

Haben Sie noch keine Maske von Schiller bekommen können? Das wäre ja neidisch, wenn ich keine haben sollte. Ich habe gehört, daß eine Anzeige von Schillers Büste nach dem Tode von Weimar aus gemacht worden, ich verspreche, meine nicht auf Pränumeration herzugeben, wenn ich nur einen Abguß erhalte.

Die Briefe Wilhelm v. Wolzogens an Dannecker sind durch Kriegseinwirkung verlorengegangen. Aus Danneckers Schreiben vom 14. Okt. ist zu erschließen, daß v. Wolzogen ihm den Wunsch nach der Totenmaske ausreden wollte, weil "Gall sie getadelt" habe. Dannecker wollte nun wissen, wo, an welchem Teil die Maske bildhauerisch unbrauchbar sei, und bittet v. Wolzogen ihm genau den Ort zu bezeichnen. Er selbst sei bei der Modellierung Schillers nach der Natur genau nach dem Vorbild gegangen. Darin lag der Gedanke, daß er, Dannecker, schon bemerken würde, ob und wo die Totenmaske nicht mit Schillers Kopf übereinstimmen würde.

v. Wolzogens Ausrede mit der unbrauchbaren Maske brauchte nicht auf eigenem Urteil zu beruhen. Er konnte das ebensogut übernommen haben. Daß Gall die Ganzkopfmaske je zu Gesicht bekam, ist nach wie vor unglaubhaft. Gall wurde von den Hintermännern auch hier als Alibihalter mißbraucht.
Der Zeitpunkt des v. Wolzogen Einwands spricht dafür, daß Prof. Grubers lügenhafte Veröffentlichung schon erfolgt war.

Anhang 13:

Charles Darwin, Autobiography Pg. 25

"Next morning we started for Llangollen, Conway, Bangor, and Capel Curig. This tour was of decided use in teaching me a little how to make out the Geology of a country. Sedwick often sent me on a line parallel to his, telling me to bring back specimens of the rocks and to mark the stratification on a map. I have little doubt that he did this for my good, as I was too ignorant to aided him. On this I had a striking instance how easy it is to overlook phenomena, however conspicuous, bevore they have been observed by any one. We spend many hours in Cwm Idwal, examining all the rocks with extreme dare, as Sedgwick was anxious to find fossils in them but neither of us saw a trace of the wonderful glacial phenomena all around us; we did notice the plainly scored rocks, the perched boulders, the lateral and terminal morains. Yet these phenomena are so conspicuous that, as I declared in a paper published many years afterwards in the Philosophical Magazine (1842), a house burnt down by fire did not tell its story more plainly then this valley. If it had still been filled by a glacier, the phenomena would have been less distinct than they now are."

Anhang 14:

Karl Wilhelm Ferdinand v. Funck, Schreiben an Chr. Gottfr. Körner
(III. Bd. S. 33 ff)

1796

"Schiller selbst wandelt, ja man möchte sagen, rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich garnicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an, besonders, wenn ihn die Suffocationen anwandeln. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und gebraucht irgendein Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterhaltung ziehen, kann man besonders etwa einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Übel wieder, um sogleich zurückzukehren, wenn an dem Satz nichts mehr zu erörtern übrig ist. Überhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augenblick. Man sieht, mit welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie der Geist bei ihm den Körper tyrannisiert, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. Aber eben deshalb ist er auch so schwer zu heilen, weil der an rastlose Tätigkeit gewöhnte Geist durch das Leiden des Körpers immer noch angespornt wird und weil er beim Anfang einer Kur erst recht krank gemacht werden müßte. Eine Reise in das südliche Frankreich könnte ihn vielleicht retten. Ein Beweis seiner gewaltigen Anspannung ist sein starker Hunger und eine traurige Folge davon das Übel, daß die Natur beinah keine ihrer notwendigen Ämter anders als künstlich verrichtet."

Anmerkung:
Suffocationen = Erstickungsanfälle Palliativ = vermutlich Opium.

Anhang 15:

- Goethes Tagebuch und das Geschehen um Schillers Schädel -

24. Sept. Meldeten sich Schröter und Färber mit dem Schillerschen Schädel.
26. Sept. Schröter und Färber fuhren fort den Schädel zu reinigen und aufzustellen.
27. Sept. Färber und Schröter abermals referierend.
28. Sept. Schröter und Färber das abgeschlossene Geschäft meldend, Gratification erhaltend.

Bürgermeister C.L. Schwabe barg am 21. März 1826 Schillers Schädel aus dem sog. Kassengewölbe. Er ließ ihn von drei Ärzten, seinem Bruder, Dr. Froriep und Dr. Huschke nach den damals bekannten forensischen Meßverfahren der Umfänge und Durchmesser mit der von Schwabe gestellten Ganzkopf-Totenmaske, der sog. Weimarer Maske vergleichen. Das einhellige Urteil lautete auf Schillers Schädel, soweit die Gipstotenmaske echt sei. Dem Schädel fehlte nur ein Backenzahn. Am 16.9.1826 lieferte Schwabe den Schädel bei Goethe ab und berichtete ihm und dem Großherzog über die Bergung und die Echtheitsbestimmung des Schädels. Im Einvernehmen mit der Witwe Charlotte wollte Schwabe auf seine Kosten dem Schädel auf dem neuen Friedhofe ein gesondertes Grab mit Denkmal verschaffen. Ein Entscheid des Großherzogs Carl August durchkreuzte dies Vorhaben, worauf der Schädel am 17.9.1826 in einem Staatsakt im Sockelkasten der Danneckerbüste in der Bibliothek beigesetzt wurde. Weder der Großherzog noch Goethe nahmen an dem Staatsakt teil.
Am 23. oder 24.9.26. entnahm Goethe den Schädel dem Sockelkasten und verlegte ihn in seine Wohnung, wo ihn Wilhelm v. Humboldt am 30.12.1826 - als einziger Fremder - vor dem 16.12.1827 zu sehen bekam. Humboldt gegenüber schrieb Goethe sich selber die Bergung des Schädels zu und bat ihn inständig, HIER nichts darüber zu erzählen. Das tat Humboldt auch nicht, sondern schrieb alles am selben Abend seiner Frau nach Berlin. Der Schädel, den Prosektor Schröter am 24.9.1826 zeigte, hatte acht leere Zahnfächer. Die "Reinigung" dauerte 2 Tage, da Schröter 7 falsche Zähne aussuchen und die Wurzeln kunstgerecht befeilen mußte, so daß der falsche Schädel dem echten auch in dem einen fehlenden Backenzahn glich. Der gefälschte Schädel kam in den Sockelkasten der Danneckerbüste, wo ihn nur König Ludwig einmal zu sehen bekam, auf dessen Einspruch der Herzog sich entschloß, Schillers Gebeine in der Fürstengruft beisetzen zu lassen. Vorher ließ er über Goethes Vermittlung von dem falschen Schädel einen vorzüglichen Gipsabguß machen, der als Schillerschädel in alle Welt ging. Am 25.9.1826 suchten Schröter und Färber auf

Goethes Verlangen in etwa 3 Stunden aus dem Gemenge der Reste von 23 Leichen des Kassengewölbes die Hälfte der Knochen zu einem Skelett zusammen, dem das Manubrium, 5 Wirbel und beide Hüftbeine fehlten. Sie lieferten die Knochen mit einem Protokoll in deutsch und lateinisch Goethe ab, in welchem die Hüftbeine und das Manubrium weder unter den gefundenen noch unter den vermißten Knochen vermerkt wurden. Goethe unterschrieb das Eulenspiegel-Protokoll und sah auch nicht das Fehlen der Hüftbeine im wohlgeordneten Knochenkasten.

Am 16.12.1827 früh 6 Uhr wurde das protokollierte Schillergerippe mit dem echten Schädel in einem Staatsakt in der Fürstengruft beigesetzt. Schwabe stand am Kopfende des Sarges und überzeugte sich, daß wirklich der Schädel darin lag, den er am 16.9.1826 Goethe ausgehändigt hatte. Der Sargschlüssel wurde Goethe überbracht. Als der Sarg 1959 wegen angeblicher Fäulnisschäden geöffnet wurde, lag der Schädel mit den gefälschten Zähnen darin, der mit den Gipsabgüssen von 1827 genau übereinstimmte. Gerassimows Dolmetscher entdeckte die Zahnfälschung. Gerassimow hat sich darüber ausgeschwiegen. Schillers Schädel ist verschollen.

Anhang 16:

-Goethe und Charlotte Schiller vor und nach dem 9. Mai 1805-

Undatiert (nach M. Hecker S. 54) Anfang Mai 1805:
"Sagen Sie mir doch, wie es Schiller ergeht? Ich wäre selbst gekommen, aber es hilft nichts, zusammen zu leiden.

G."

Goethe schnitt die Witwe seines Freundes vier Monate lang. Stattdessen schickte er fünf Wochen nach Schillers Tod - über zweihundert Meter Entfernung - folgendes Briefchen:

W. 12. Juni 1805

"Ich habe noch nicht den Mut fassen können Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll, so vermeidet man billig den Anblick derer die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für sich und Ihre Schwester die herzlichsten Grüße aus diesem Blatt und lassen Sie mich ein Wort von Ihrer Hand sehen!

*Goethe"**)

Das hieße in Klartext:
Ich habe nicht den Mut, Sie zu sehen. Wer nach einer großen Krankheit in den Spiegel sieht, muß vor sich selber erschrecken, so sagt man.
Also soll man sich vor solchem Schrecken hüten.
Ich habe durch Schillers Tod genau solchen Verlust erlitten, wie Sie, verehrte Frau. Ihr Aussehen würde mich genau so entsetzen, als wenn ich in den Spiegel schaue und vor meinem schmerzgezeichneten Antlitz erschrecken würde. Es ist also nichts weniger als recht und billig, wenn ich mir diesen Anblick erspare, Ihr Gesicht sehen zu müssen.
Nehmen Sie bitte dies ehrliche Bekenntnis als Ausdruck meiner herzlichsten Grüße für Sie und Ihre liebe Schwester, und gönnen Sie mir eine Antwort von Ihrer Hand!

Was hätte Charlotte auf den Freundschaftsbeweis offen antworten müssen?
"Exzellenz baten im Schreiben von 12. Juni um ein Wort von meiner Hand. Es fällt mir schwer, ja ich vermag es überhaupt nicht. Ich könnte höchstens wiederholen, was ich nie glauben konnte, was mein Mann vor sechzehn Jahren an Körner schrieb: "Ich glaube, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade - ganz auf den Genuß der Eigenliebe kalkuliert."
Henriette Knebel, - ach die Feder sträubt sich, es zu wiederholen - sie schrieb: "Aber in dem sogenannten Genuß des vollen Lebens darf ihn nichts stören." Die bittere Erinnerung Ihres Kusses, den Exzellenz vor zwei Monaten mit Schillern auf offener Straße tauschten - wenn anders Professor Voß nicht phantasierte, - läßt mich immer an the Gospel according St. Mattew XXVI/49 gedenken.

In Trauer ergeben Charlotte Schiller

Fußnote:*) s. Carl Hase, Literar. Nachlaß d. Carol. v. Wolzogen S. 431/1848/1867 Prof. Max Hecker unterschlug diesen Brief Goethes an seinem Dokumentenwerk von 1935 vorsichtigerweise.

Anhang 17:

Tagebuch Goethes

... Schiller, durch den dreißigsten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an "Phädra", die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab, sich hervorzutun und ihr Talent zu steigern.
Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände, welche in wenigen Abenden und Nächten hintereinander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Übel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir von seiner Haustüre, um uns niemals wieder zu sehen, bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die um aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.
Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Tätigkeit umher; mein erster Gedanke war, den "Demetrius" zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward ebensowenig müde, fremde Meinungen zu vernehmen, wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom "Wallenstein" an, zur Seite begleitet, meistenteils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des "Demetrius" in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge, wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich ins Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereignis vor dem andern anzog, hatte ich beirätig und mittätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte, bis zur Heran-

kunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte, ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt, meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbnis überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn teilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können...

Die einsame Tätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenstand werfen. Winckelmanns Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich, über diesen herrlichen, längst vermißten Mann zu denken und, was ich über ihn seit so viel Jahren im Geist und Gemüt herumgetragen, ins Enge zu bringen. Manche Freunde waren schon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte versprochen, nach seiner Weise teilzunehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preisen, daß ein vorzüglich geschätzter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältnissen eines gelegentlichen Briefwechsels und Umgangs gestanden, sich mir näher anzuschließen Veranlassung fühlte. Professor Wolf aus Halle bewährte seine Teilnahme an Winckelmann und dem, was ich für sein Andenken zu tun gedachte, durch Übersendung eines Aufsatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahres hatte er sich bei uns angekündigt, die sämtlichen weimarischen Freunde freuten sich abermals in ihrem Kreise zu besitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert und uns alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30. Mai in Weimar anlangte, begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte, ich konnte den werten Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen...

Anhang 18:

Als Vierundsechzigjähriger hatte Goethe für den verstorbenen Logenbruder Christoph Martin Wieland 1733/1813, am 18. Febr. die Totenloge zu halten. (s. XXXIII Bd. S. 233-266/Goethes Werke:)

"Durchlauchtigster Protector, Sehr ehrwürdiger Meister, Verehrungswürdige Anwesende! Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stünde mir der Zauberstab zu Gebote, den die Muse unserem abgstorbenen Freund geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dies Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und muntern Kränzen so froh und klar wie das Leben unsres Freundes sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keineswegs mit Klagen, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei."

"Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengang seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken, denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu erfreuen war ihm vergönnt. Nur wenige Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, wenn Anakreon der Greis seine erhöhte Sinnlichkeit mit Rosen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdienen." –

"Er kündigt allen, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst als der platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen der Stoischen und Phythagoräischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande exzentrisch erscheint, entgegen."

... "Zugleich gefällt er sich problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z.B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen ..."

"Ein Mann von solchen Talenten aber, predige auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die ebenso verwegenen als geistreichen Scherze durch eine eigene angeborene Grazie gemildert überzutragen wußte."

Anhang 19:

Goethe und Deianira

Am Abend seines Lebens hat sich Goethe im Faust II/Peneiosszene, mit Deianira und Schiller mit Herakles verglichen. Solche Gedankenspiele waren bei Goethe nichts Ungewöhnliches. Auf Halbzeit seines Lebens verglich er sich mit Herakles und Charlotte v. Stein mit Deianira, die ihm das giftige Nessushemd übergezogen habe:

"Mit immer neuen Banden fesselst du mich an dich, Geliebte, und ich habe es recht witzig angefangen, mich in dich zu kleiden, und nun wollte ich, ich hätte es nicht getan.....
Du weißt doch, wie voll Danks mein Herz für dich ist. Seit Deianiras Zeit ist wohl kein gefährlicheres Gewand dem Geliebten gegeben worden, ich habe es in meine Brieftasche geschlossen - es hätte mich aufgezehrt."

Vilhelm Grønbech schrieb in seinem Werk *"Goethe"* Bd. I u. II, 1935/39:

"Hos Goethe gar det omvendt: jo naermere man kommer hans ideer ind pa livet, des varege fortoner de sig som stemming." "Je mehr man seinen Gedanken auf den Leib rückt, desto unbestimmter verlieren sie sich in Stimmung."

Anhang 20:

Henriette Knebel schrieb ihrem Bruder:
"Aber in dem sogenannten Genuß seines vollen Lebens darf ihn nichts stören."

Nach Wachsmuth, Weimars Musenhof S. 109
"Virtuos in dem Vermögen unangenehme Eindrücke von sich abgleiten zu lassen, ein Erbstück seiner Mutter, der nie etwas unangenehmes berichtet werden durfte, vermochte er doch bald sich der von der Revolution her drohenden Gemütsstörung zu erwehren, und seine Verstimmtheit hatte durchaus nicht die krankhafte Natur, wie die, von welcher Niebuhr bei dem Ausbruch der Revolution übermannt wurde."

Der Anatom Heinrich Luden/Jena, 1780-1847
Vier Wochen nach der Schlacht von Jena traf Luden Goethe bei Knebel.

Luden schrieb:
*Sein Gesicht war sehr ernst. Zu mir gewandt sagte Goethe:
Ich habe schon gehört, daß Sie sehr hart mitgenommen sind." Ich konnte mein Schicksal in wenig Worten zusammenfassen und that es. Von allem, was wir während meiner Anwesenheit nach Jena geschafft hatten, und was ich bei meiner Abreise zurückließ, habe ich nicht das Geringste wiedergefunden, bei meiner Zurückkunft, einige zerbrochene Kisten, Kästen und Koffer ausgenommen. Ich habe den Schmerz gehabt meine junge Frau in eine völlig leere und kalte Wohnung einzuführen, die kaum notdürftig gereinigt war von abscheulichem Schmutze."... Als ich darauf Gelegenheit nahm zu fragen, wie denn Seine Exzellenz durch die Tage der Schmach und des Unglücks hindurchgekommen, antwortete Goethe mit folgenden Worten:
Ich habe gar nicht zu klagen. Etwa wie ein Mann, der von seinem festen Felsen herab in das tobende Meer schaut und den Schiffsbrüchigen zwar keine Hülfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann, und nach irgend einem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein, so habe ich dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen. "Ich will nicht leugnen, bei diesen Worten, in der That mit einer gewissen Behaglichkeit ausgesprochen, lief mir einige Kälte über die Brust hinweg."*

Knebel schrieb Goethe am 14. November 1830 ein Beileidsschreiben zum Tode August v. Goethes, worauf Goethe erwiderte:
"Da wir mein Theuerster, mit gutem Glück auch über diesen Sturz hinausgekommen sind, so wollen wir die Tage genießen, die uns noch gegönnt sein mögen, es auch an Thätigkeit für uns und die anderen nicht fehlen lassen."

Anhang 21:

Flucht vor peinlichen Gedanken.

Caroline v. Wolzogen schickte 1829 ihre Handschrift *"Leben Schillers"* an Goethe, da ihr an dem Urteil und Verbesserungen gelegen war.
Goethe schrieb ihr darauf:

Weimar, 29. September 1829.
"Das mir geneigtest anvertraute Manuscript liegt schon einige Tage neben mir: ich habe hineingesehen und mache dabei die Erfahrung, von der man sich in jüngeren Jahren nichts träumen ließ: ich finde ganz unmöglich es durchzulesen, und werde es Ihnen ohne weiteres zurückschicken müssen.
Durch diese Empfindungen werde ich nun aufmerksam auf das, was mir schon einige Zeit begegnet, daß ich nämlich in's längst Vergangene nicht zurückschauen mag. Mit dem abgedruckten Briefwechsel geht es mir ebenso, er macht mir eher eine traurige Empfindung, die, wenn ich sie mir verdeutlichen will, sich ohngefähr dahin auflöst, daß ich in den hohen Jahren, wo man mit der Zeit so haushältig umgehen muß, man über sich und Andere wegen vergeudeter Tage höchst ärgerlich wird. Jenes Manuskript laß ich daher noch kurze Zeit bei mir liegen, theile Meyern obige Bemerkung mit, und läßt sich das Gefühl der Reflexion nicht beschwichtigen, so erhalten Sie die Hefte ungesäumt zurück, mit höchst dringender Bitte um Verzeihung eines unerwarteten Seelenereignisses, dessen ich nicht Herr werden kann.
Behalten Sie, verehrte Freundin, mir ein unschätzbares Wohlwollen, und setzen Sie Ihre aufmunternte Theilnahme an Demjenigen fort, was ich allenfalls noch anbieten und überliefern könnte. Mich angelegentlichst empfehlend treu angehörig J. W. v. Geothe."

(Als Goethe diesen Brief schrieb, waren schon sechs Bände des von Goethe bearbeiteten Briefwechsels mit Schiller im Buchhandel erschienen.)

Anhang 22:

- D e r r ü c k v e r l e g t e S c h w i n d e l -

Prof. Heinrich Voß' Hirngespinste wurden durch ein kleines Werk übertroffen, das der Jenaer Professor Dr. Joh. Gottfried Gruber im Juli/August 1805 bei Tauchnitz/Leipzig erscheinen ließ:

F r i e d r i c h S c h i l l e r
Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter.

Ein Urdruck des Werkchens auf der Hamburger Staatsbibliothek trägt auf dem Titelblatt keinen Verfassernamen.
Norbert Oellers behandelt Grubers Schrift auf sechs Druckseiten. Er weist an vielen Stellen nach, daß und wo Gruber seine Weisheiten abgeschrieben hat, obwohl er sich den Anschein naher und persönlicher Bekanntschaft mit Schiller gab. Merkwürdigerweise geht Oellers auf die gröbsten und folgenschweren Lügen Grubers nicht ein.
Gruber verteilte seinen Stoff auf eine Reihe von erfundenen Briefen, die sich ohne Absender, Empfänger oder Zeitangabe nur durch laufende Benummerung unterscheiden. Nur in einem einzigen Falle, S. 56, trägt ein absenderloser Brief Ortsangabe und Zeit, und zwar:

Weimar, den 13. May 1805
Ich eile, mein verehrter Freund, Ihnen die Nachricht mitzuteilen, die zwar schmerzlich, aber ebenso wichtig ist. Am 9. abends 6 Uhr war die unglückliche Stunde, wo der Tod den geliebten Schiller aus unserer Mitte riß....
S. 57 *Gegen Mittwoch ward er ruhiger und fiel in leichten Schlummer, aus welchem er noch einmal zum Bewußtsein auf kurze Zeit erwachte, welche er zum schmerzlichen Abschied und zu der Anordnung benutzte, daß man seine Leiche ohne alles Gepräng, ganz in der Stille und aufs einfachste zur Erde bestatten möge..... Bald darauf sank er wieder in Schlummer, um nie wieder daraus zu erwachen......*
S. 58 *Sein Leib ist geöffnet worden, man hat die Lunge destruirt, die Herzkammern fast ganz verwachsen, die Leber verhärtet, und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden; für Gall hat man einen genauen Abdruck seines Schädels genommen. Eigentlich sollte er am Sonntag erst begraben werden, weil aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging, mußte man ihn in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag begraben. Seiner eigenen Anordnung zu Folge sollten ihn Handwerker tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler wollten ihrem großen Mitbruder auch im Tode noch ihre Liebe und Achtung beweisen, und nahmen den Handwerkern den Sarg ab....."*

Prof. Max Hecker druckte von Grubers Schrift nur diesen verlogenen Brief in seinem Dokumentarwerk ab, den Gruber um etwa 12 Wochen zurückverlegt hatte.

Prof. Hecker vermerkte, es sei "Grubers Werk nicht jeder Wert abzusprechen". Von Prof. Heckers Anliegen aus betrachtet, ist das verständlich. Unter dem erfundenen Datum vom 13. Mai 1805 ist es der früheste schriftliche Beleg für einige der Lügen, mit denen Schillers Tod eingenebelt wurde.

Dem sterbenden Schiller wurde in den Mund gelegt, er habe seinen Tod vorausgewußt und sich von den Seinen verabschiedet. Er habe angeordnet, in der Stille beigesetzt zu werden.
Er habe angeordnet, von Handwerkern getragen zu werden.
Die Sektion habe eine zerstörte Lunge, ein leistungsfähiges Herz, eine verhärtete Leber und überfüllte Gallenblase ergeben. un
Man habe für Dr. Gall Schillers Schädel abgegossen.
Die überstürzte Beisetzung sei durch die rasche Verwesung erforderlich gewesen.
Künstler und Gelehrte hätten (gegen Schillers letztwillige Anordnung) den Sarg den Handwerkern abgenommen und getragen.
Der Zusammenhang zwischen Prof. Grubers Werkchen und Dr. Gall ist unschwer zu verstehen. Dr. Gall war vom 6. bis 15. August 1805 in Weimar, wo er im Hause Bertuchs Vorträge über seine Schädellehre hielt. Gall hat ganz bestimmt seinen Wunsch nach Schillers Totenmaske geäußert, und so bot er sich ungewollt als glaubhafter Alibihalter für die Anfertigung von Schillers Totenmaske an. Von da aus war es nur noch ein Schritt, Gall als Auftraggeber anzunehmen. Grubers Lüge war so vorsichtig abgefaßt, daß Gall sie lesen konnte, ohne zu merken, wozu er mißbraucht wurde.
Er mußte sogar freudig bewegt sein, daß man so zuvorkommend an ihn gedacht habe. - Daß Gall Schillers Totenmaske nie zu sehen bekam, beweist die Absicht der Gruberschen Schrift, auf die hundert Jahre später Prof. August v. Froriep hereinfiel, und folgerichtig glaubte, Gall habe den Auftrag zur Abformung Schillers gegeben.

Anhang 23:

Zeugen bei Schillers Krankheit und Ende:

Fritz Hildebrandt schreibt S. 16:

Hier im Sterbezimmer stand Färber neben Schillers Frau mit ihren Kindern und seiner Schwägerin Caroline v. Wolzogen und wies seit vielen bangen Tagen, neben dem Arzt, der Schiller in den letzten Lebenstagen behandelt hat, Hofrat und Leibmedicus Dr. med. Wilhelm Huschke. Es ist möglich, daß noch andere Personen anwesend waren, so die langjährige Dienerin der Caroline v. Wolzogen, Wilhelmine Schwenke, von der in einem Brief mitgeteilt wird, daß sie von Schiller sehr geschätzt worden ist und ihn in seinen letzten Stunden pflegte und wartete, vielleicht auch Christine Wezel, die Hausjungfer der Familie Schiller. Zur Schaffung einer klaren Grundlage zum Verstehen der vorliegenden Arbeit sollen aber nur die Personen und Vorgänge in den Vordergrund gestellt werden, die dazu notwendig sind.

Anmerkung: Christine Wezel war keine Jungfer, sondern Kleinmagd. Nur Wilhelmine Schwenke wurde als Jungfer bezeichnet.

Dr. med. dent. Fritz Hildebrandt brachte in seinem Werk "Die beiden Schillerschädel zu Weimar" eine Fülle von Quellen in Wortlaut zusammen und bewertete sie recht ausführlich, leider nicht mit der nötigen Kritik. Über den Schwindelbericht des Prosektors Schröter und des Museumsschreibers Färber schrieb er S. 50:

"Den erteilten Auftrag führten Schröter und Färber mit größter Gewissenhaftigkeit durch. In den Archiven findet sich eine ganze Anzahl verschiedener Belege über den Gang dieser Arbeiten, auch ein Beleg für die Sonderzahlung an Schröter und Färber und eine Rechnung für das Logie."

S. 60 u. 61 druckte Hildebrandt den Wortlaut des von Goethe abgezeichneten Schröterschen Knochenverzeichnisses ab.

Wenn man Hildebrandt auch zugute halten kann, daß er Zahnarzt und kein Fach-Anatom war, so wußte er doch soviel vom Knochenbau, daß selbst Schiller ein paar Hüftbeine und einen Brustbeingriff gehabt haben müßte.
Er merkte nicht -entsprechend Darwins Gletschertal-Fehler-, daß Goethe schwarz auf weiß bezeugte, daß Schiller keine Hüftbeine besessen habe.

"Alas, poor Schiller!" möchte man mit Mister E.W.Herd/Oxford sagen, wenn er auch genau im umgekehrten Sinne sein Werk mit diesen Worten überschrieb. Für all' die blinden Bearbeiter der Schillerliteratur möchte man nach Praxeis apostolon 8/30 fragen.

Adolf Stahr schrieb in seiner Arbeit "Weimar und Jene", Oldenburg 1852, II. Aufl. 1871 über die Tätigkeit Prosektor Schröters in Goethes Auftrag von 1826:

"Eine schwierige Arbeit war es, die übrigen Reste herzustellen. Der Prosektor Schröter erhielt den Auftrag. In großen Körben wurden die sämtlichen Gebeine des Grabgewölbes nach der Bibliothek geschafft, und dort in ihren unteren Räumen gelang es endlich, den ersten Wirbelknochen aus dem wüsten Chaos dem Schädel einzufügen. Damit war das Schwierigste überwunden. Bald lag die ganze mit ihren über das gewöhnliche Maß hinausreichenden Armen, bis auf einen einzigen Armknochen, der nicht mehr zu ermitteln war, vollständig hergestellt beisammen."

"Oftmals, zeigte mir mein Freund, der Prosektor Schröter", so erzählte mir ein noch lebender Augenzeuge, "Schillers Schädel, und erklärte mir ihn, mit den anderen zusammenhaltend, die ganze Herrlichkeit dieses unvergleichlichen Baues. Namentlich waren es, außer der schön geschwungenen Form im Allgemeinen, die Klarheit der Umrisse an den hinteren Partien, welche einer schön gezeichneten Landkarte gleichend, immer wieder Schröters Bewunderung erregten, und eine Klarheit und Schärfe zeigten, gegen welche gehalten die Zeichnung anderer Schädel wüst und verschwommen erschien."

Diese wahre Winnetou-Mär führte Dr. Hildebrandt als Quelle über Prosektor Schröters Leistung und die Echtheit des Fürstengruftschädels an.

Abgesehen davon, daß Adolf Stahr die Mär von einem gänzlich unbekannten Freund gehört haben will, der wiederum mit Prosektor Schröter befreundet gewesen sein soll.....

Dr. med. dent. Hildebrandt versäumte, die Möglichkeiten zu erwägen, wie Prosektor Schröter mit dem Schreiber Färber die 3 cbm Gruftmüll mit den Knochen von 23 Toten - rd. 4000 Teile, in Körben aus der Massengruft 3/4 km weit nach der Bibliothek geschafft haben könnte?

Hildebrandt hat den Zeitbedarf nicht berechnet, denn Schröter und Färber waren nur am Sonnabendnachmittag in der Gruft. Von einer Ausgliederung der Knochen einer bestimmten Person aus einem Gemenge von dreiundzwanzig Gerippen hatte Dr. Hildebrandt nicht die leiseste Vorstellung. Und wenn alle Unmöglichkeiten möglich gewesen wären, und Schröter hätte den Schädel, den er von Goethe mitbekommen hatte, an die 23 Atlaswirbel unter den 4000 Knochen angepaßt, so hätte er zu seinem Entsetzen finden müssen, daß kein Atlaswirbel paßte: Goethe hatte den Schädel irgendwoher, aber nicht aus der Massengruft des Kassengewölbes.

Anhang 24:

Die von Prof. Hecker ausgelassenen Quellen über Schillers Wuchs in zeitgenössischer Schilderung, führt Walter Hoyer in *"Schillers Leben dokumentarisch"* 1967 ehrlicherweise an:
"Seine Brust war heraus und gewölbt" nach Scharffensteins Angabe, und "Zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust" bei Caroline v. Wolzogen. Im Gegensatz zu Prof. Hecker lag Hoyer nichts daran, Schiller einen langen, eingefallenen Brustkorb zuzuschreiben, sondern hatte sich schon der neueren Ansicht von Prof. Veil angeschlossen, wonach Schiller nicht tuberkulös gewesen, sondern einer einfachen Lungenentzündung zum Opfer gefallen sei. Dementsprechend faßte er das Ende zusammen:

"... und zu Beginn des Mai wirft ihn eine akute Lungenentzündung endgültig aufs Krankenlager. Der von einer chronischen Rippenfell-, Bauchfell- und Darmerkrankung jahrelang angegriffene Körper hat seine Widerstandskraft verbraucht..."
Hoyer versäumte nur darauf hinzuweisen, daß die Fachleute sich über die Todesursache Schillers nicht einig waren, und daß Erich Ebstein kurz zuvor noch in seiner breit angelegten Untersuchung fest von Schillers Tuberkulose überzeugt gewesen war. Die neuere Diagnose von Dr. Duda und Dr. Kerner kannte er entweder noch nicht oder hatte übersehen, daß Schillers Todesursache eine Aconitvergiftung gewesen sein könnte. Jedenfalls ist ihm die Unsicherheit der ärztlichen Annahmen entgangen, die auch auf den Quellenmängeln beruht.

Anhang 25:

Charlotte Schillers vorsätzliche Trennung von ihrem toten Manne und das mitternächtliche Pestbegräbnis Schillers unter Ausschluß der Familie ist ebensowenig aus dem Zeitgeist zu erklären wie Goethes Verhalten beim Tode seiner Frau Christiane geb. Vulpius.
Als Vergleichsfall bietet sich der Tod Caroline v. Humboldts an, die am 25. März 1829 im Alter von 53 Jahren starb.

Wilhelm v. Humboldt schrieb darüber am 9.4.1829:

...Der Tod meiner Frau war so sanft, so schön, man möchte sagen, so freundlich als Leiche war sie bis auf den letzten Moment, und sie hat vier volle Tage gestanden, kein Zug nur im Mindesten entstellt. Ich bin bei allem gegenwärtig gewesen, ich haben jeden Tag fünf oder sechsmal bei ihr gesessen. Es ist ein unendlich schmerzhaftes, aber auch unendlich anziehendes Gefühl, sich die Züge, die einem das Grab nun auf ewig entreißt, noch einmal tief einzuprägen. Aber auch das Zumachen des Sarges, das Wegtragen, das sind fürchterliche Momente und nun lagert sich die Öde über das Haus, den Familienkreis, das Dasein, die nie wieder weicht.
Meine Frau hat in Tegel im Garten begraben sein wollen. Sie hat es einmal Adelheiden gesagt. Sie hat den Fleck bezeichnet, wo eine Eiche unter den dunklen Tannen steht, und das so menschlich, als wollte sie mit uns bleiben, hinzugesetzt: Da sieht man das Haus. Ich lasse dort eine Grabstätte einrichten mit einem Denkmal.. aber keine Gruft.
Wir werden sie an diesem Denkmal in der Erde begraben. Das ist hübscher und naturgemäßer, Staub mit Staub zu mischen, und so hat sie es auch gewünscht. Noch in den letzten Tagen hatte sie gesagt: "In Tegel wird mirs besser werden, im Rasen mit Blumen, ich meine den Rasen über mir."

Anhang 26:

Humboldt an Caroline. Weimar, 29. Dezember 1826

Heute nachmittag habe ich bei Goethe Schillers Schädel gesehen. Goethe und ich - Riemer war noch dabei - haben lange davor gesessen, und der Anblick bewegt einen gar wunderlich. Was man lebend so groß, so teilnehmend, so in Gedanken und Empfindungen bewegt vor sich gesehen hat, das liegt nun so starr und tot wie ein steinerndes Bild da. Goethe hat den Kopf in seiner Verwahrung, er zeigt ihn niemand. Ich bin der einzige, der ihn bisher gesehen, und er hat mich sehr gebeten, es hier nicht zu erzählen.

Zuerst mußt Du wissen, daß man den Kopf nicht absichtlich vom Rumpf getrennt hat. Die oberen Särge hatten in dem Gewölbe, wo Schiller vorläufig hingestellt war, die unteren zerbrochen. Das Gewölbe war außerdem feucht geworden. So waren die Gebeine der einzelnen Begrabenen auseinandergegangen und lagen entblößt. Man suchte nach dem Schillerschen und fand das ganze Skelett bis auf einige Teile. Goethe nahm nur den Schädel und ließ die übrigen Gebeine in der Bibliothek in einen Kasten niederlegen. Da sollen diese ruhen, bis er selbst stirbt. Dann hat er auf dem neuen Kirchhof, wo sich auch der Großherzog eine Familiengruft errichtet hat, eine Gruft neben dieser zurichten lassen. An dieser will dann er mit Schiller begraben sein. Ob man den Schädel auch in die Gruft tut, überläßt er dann den Übrigbleibenden. Jetzt liegt er auf einem blausamtenen Kissen, und es ist ein gläsernes Gefäß darüber, das man aber abnehmen kann. Man kann sich wirklich an der Form dieses Kopfes nicht satt sehen. Wir hatten einen Gipsabguß von Rafaels Schädel daneben, der letztere ist regelmäßiger, gehaltener, in ganz gleich verteilter Wölbung. Aber der Schillersche Kopf hat etwas Größeres, Umfassenderes, mehr auf einzelnen Punkten sich ausdehnend und entfaltend, neben anderen, wo Flächen oder Einsenkungen sind. Es ist ein unendlich ergreifender Anblick, aber doch ein sehr merkwürdiger.

Daß man bei der Niederlegung des Kopfes Reden gehalten, daß Schillers Sohn dabei tätig gewesen ist, alles das ist gegen Goethes Absicht geschehen, der auch keinen Teil daran genommen. Er ist vielmehr den Tag verreist. Goethes Absicht ist allein gewesen, die Gebeine und besonders den Schädel herauszufinden, hervorzusondern von den übrigen, die durch eine Art Nachlässigkeit im Gewölbe vermischt lagen, und sie schicklich und anständig aufzubewahren, bis man sie der Erde auf eine angemessene Weise zurückgeben könnte.

So, liebe Li, wirst Du auch nichts hierin finden, das irgendeine Zartheit verletzte. Vielmehr liegt in der Vereinigung zweier großer Männer, die sich nahe im Leben standen, auch im Grabe etwas Schönes und edel Empfundenes.

Anhang 27:

- Urkundenvernichtung -

Wilhelm v. Humboldt an Caroline v. Wolzogen Bd. II, S. 55
10. April 1830
"Ich schicke Ihnen, theure Freundin, endlich meinen Briefwechsel mit Schiller, wie ich ihn zum Druck redigiert habe. Er ist sehr zusammengeschmolzen, da viele Stellen wegbleiben mußten, theils weil sie compromittierend waren, theils weil sie gar kein Interesse für das Publikum haben konnten. .... Es wäre unverantwortlich gewesen, das drucken zu lassen. Von Ideen und Raisonnements habe ich kein Wort gestrichen. Ich wünschte, liebste Freundin, Sie liefen die Briefe nochmal durch. Streichen, ändern Sie darin, und sonst, was Sie wollen. Wenn Sie damit fertig sind, haben Sie die Güte, das Manuskript an Cotta zu schicken."

Für wen konnten die Briefe belastend sein? Für Schiller, für Goethe, den Herzog, Dr. Huschke? Was sollte ein Geschichtsforscher aus Briefen entnehmen, die vor der Veröffentlichung von zwei Teilnehmern nach unbekannten Grundsätzen gefilzt worden sind?

Anhang 28:

- Dr. med. Huschkes Beziehung zur Familie Schiller -

In den Jahren von 1787 - 89 in Weimar
1789 - 93 in Jena
1794 - 99 in Jena
1799 - 1805 in Weimar

hat Schiller Dr. Huschke weder für sich noch für seine Familie in Anspruch genommen. Die Behauptung, Dr. Huschke habe Schillers Tochter wegen Pockenerkrankung behandelt, trifft nicht zu. Dr. med. Stark hatte die Kleine am 4. Mai 1800 auf Pocken geimpft. Die Impfnachschau sollte am 16. Mai vorgenommen werden, als Dr. Stark von einer Reise noch nicht zurückgekehrt war. Charlotte Schiller konnte weder ein Auflaufen der Pocken sehen, noch hatte die Kleine Fieber. Schiller war verreist und fragte brieflich an, wie sich die Kleine befände? Da konsultierte Charlotte den Dr. Huschke, der den Rat gab, dem Impfling Wein zu geben, um die Pusteln zur Entwicklung zu bringen. Charlotte schrieb am 17. Mai an Schiller, sie habe der Karoline zwei Eßlöffel Carovacello gegeben, die aber nicht geholfen hätten. Sie erwähnte in dem Schreiben noch, daß Dr. Stark am nämlichen Tage zurückkehren werde und entscheiden möge, ob die Pusteln als erfolgreich angesehen werden könnten oder nicht.
Dies war die einzige Berührung der Familie Schiller mit Dr. med. Huschke.

Anhang 29:

Zu Schillers Behandlung vom 6.5. - 9.5.1805 durch Dr. Huschke.

Prof. Dr. Johann Christian Stark, Schillers Hausarzt, schreibt in seinem Handbuch zur Kenntnis und Heilung innerer Krankheiten (**1521 Seiten!**) II.Bd.§ 377, Seite 504 ff "*Wenigstens muß alle 24 Stunden ein gesunder Mensch einmal zu Stuhle gehen. Manchmal kann er zwar länger ausbleiben, sobald es zur Gewohnheit geworden ist, es ist aber immer ein unordentlicher und nicht gesunder Zustand. Bleibt er länger als drei Tage aus, so ist er immer widernatürlich....... Im Ganzen aber zieht immer dieser Zustand schlimme Folgen nach sich.*

§ 378 behandelt innere Mittel, Klystiere u. Kalte Massage des Leibes.

Stark nennt im Ganzen 19 Mittel, darunter seine Ölmixtur als Klystier, "*die auch der 27 Tage verstopften Person Öffnung in Verbindung mit Oel und Salzklystieren verschaffte.*" Er schließt die Abhandlung mit dem Rat:

"*.. alle Morgen ein Glas Bitterwasser*", - was seine wohltätige Wirkung auch heute, nach 180 Jahren, nicht verloren hat.

Band I. S. 369, *Zweite Gattung:*

Fieber mit verminderter Wirkung der Thierkräfte besonders des Wärmestaues zu bestimmen Zeiten

S. 570

Außer den gewöhnlichen allgemeinen Fiebersymptomen fängt dies Fieber mit einem kleinen Schauder an..... nach und nach steigt er bis zum völligen Frost, Zittern und Zähneklappern. Oft meldet er sich auch bei einigen durch häufiges Gähnen, welches sich mit dem Frost verbindet; bei zarten Personen, welche ein sehr gereiztes Nervensystem haben, kann sich der Frost zuweilen bis zur gänzlichen Erstarrung steigern. ..... Bey einem vollkommenen Fieber dauert der Frost nie weniger als eine halbe Stunde.

Ob der Mangel an Wärme wahr oder nur scheinbar ist, sucht man mit dem Thermometer zu zeigen, doch haben einige geglaubt, er sey mehr scheinbar obgleich Bursenius das Gegenteil erwiesen hat.

I. Band Anhaltende Fieber. § 72

*S. 75 ..... sind auch die Klystiere vorzüglich zu empfehlen, weil sie teils ausleeren, theils kühlen, theils auch, wenn von ihnen etwas resorbiert wird, welches fast jederzeit in diesem Fall geschieht, die Säfte verdünnen und die trockene Faser befeuchten. Es mag ein Fieber seyn, welches es wolle, so stöhren sie nie den übrigen Kurgang, sondern schaffen jederzeit Erleichterung. Bey Kindern sind sie überhaupt der einzige Weg, wodurch man das meiste ausrichten kann. ....
... Man kann alle 2-3 Stunden oder auch nur 2-3 mal täglich ein Klystier geben.*

Obwohl Dr. Huschke Schiller noch nie behandelt hatte, durfte ihm die vieljährige Verstopfung nicht unbekannt gewesen sein. Es war seine selbstverständliche Pflicht und Aufgabe, sich zu Beginn der übernommenen Behandlung bei Frau Schiller nach dem Stuhlgang des Kranken zu erkundigen. Gerade bei dem Gewicht, was damals der Behandlung ernsthafter Krankheiten mit Einläufen beigemessen wurde, fällt doppelt auf, daß Dr. Huschke nichts unternommen hat, Schillers Darm zu entleeren.

Im ersten Rezept vom 2. Mai hatte Dr. Huschke noch Senega und Rizinusöl verschrieben, wenn auch in kleiner Menge und durch die gleichzeitige Beigabe von Opium die Wirkung aufgehoben. Als Dr. Huschke Schiller aufsuchte, war von einer Darmentleerung keine Rede.

Im Krankenbericht an den Herzog scheint er dem keine Bedeutung beigemessen zu haben, und schrieb:

"Es war das gewöhnliche Seitenstechfieber, welches weiter nicht gefährlich war. Denn hier haben es alle, die daran gelegen haben, auch sogar schwächliche Menschen, gut überstanden..... Alles schien gut zu gehen."

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß alle *"Seitenstechfieberkranken"*, die Dr. Huschke in Vergleich setzt, Verstopfung und mehrtägiges Erbrechen hatten, so daß es sich nicht verlohnte, bei Schiller etwas anderes anzunehmen. Das Übergehen der Stuhlgangfrage und das Verschweigen des Erbrechens im Krankenbericht deutet darauf, daß Dr. Huschke etwas verschwieg, was er sehr wohl wußte. Da Huschke das Erbrechen verschwieg, brauchte er auch keine Erwägungen über dessen Ursache anzustellen.

Ein cerebrales Erbrechen infolge plötzlichen Anstiegs des Wärmestandes wie bei Scharlach kann es nicht gewesen sein, sonst hätte sich Schiller schon am Abend des 1. Mai erbrochen; es hätte auch nicht tagelang vorgehalten. Eine Pilzvergiftung kam nicht in Frage. Trichomona parditum, der lang anhaltendes Erbrechen verursacht, ist als einer der 10 Thüringer Giftpilze ein Herbstpilz. Gyromitra esculenta als der einzige Frühlingpilz hat ein anderes Vergiftungsbild, und dann wären auch noch andere Mitglieder der Familie Schiller erkrankt.

Ein Erbrechen infolge des Festessens am Hofe vom 28. April 1805 hätte nicht erst am 2. Mai zum Erbrechen geführt, und ein Koterbrechen bei Darmverschluß hätten Charlotte Schiller und Caroline v. Wolzogen schwerlich verkannt.

Nach Abwägen aller Möglichkeiten bleibt die größte Wahrscheinlichkeit bei einer Gabe auf dem genannten Hoffest, die Schiller am 1.5.1805 erkranken ließ und das Erbrechen an den Folgetagen bewirkte.

- Die Huschke-Arznei -
und Schillers Erbrechen vom 2.-4. Mai 1805

Am 28.4. nahm Schiller an einem Hoffeste teil. Voß schrieb:
"Ich freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Galakleide."

Am 1.5. war Schiller im Theater und kam abends zähneklappernd nach Hause.

Am 2.5. fühlte sich Schiller krank. Man schickte nach dem Arzt, der ein Rezept ausschrieb:
"Recipe, pulveris radicis Senegae drachmunam et dimidam. Ebulli cum aquae fontanae unciis duabus colaturae admisce Emulsionis Ricini drachmas sex Syrupi Papaveris albi unciam unam Tincturae Thebaicae drachmam dimidam. Misce da signa: Alle Stunden einen Eßlöffel voll umgeschüttelt zu nehmen
Für H(errn) Hofrath Schiller
Weimar, den 2. May /5

Schiller lag bis zum 5.5. nicht zu Bett. Er ging umher, empfing Besuche, unterhielt sich gern, aß und trank aber fast nichts mehr, weil er alles von sich brach, was er zu sich nahm.

Am 5.5. Husten nimmt zu. Kann schlecht auswerfen. Unruhige Nacht

Am 6.5. Besuch Dr. Huschkes. Schwacher Puls. Kräuterbad.
Der Kranke kann stehen, geht umher.

Am 7.5. Verschlechterung. Bettlägerig.

Am 8.5. Medikation: Serpentaris

Am 9.5. abends Exitus letalis.

Am 10.5. Sektion durch Dr. Huschke

Am 11.5. Beisetzung

Anhang 30:

Prof. Wolfgang Veil/Jena, Chefarzt f. Innere Krankheiten schrieb in *"Schillers Krankheit"*, Naumburg 1945, S. 51:

"Wenn jetzt erst von Erbrechen die Rede ist, so dürfte dies bei dem hochfieberhaften, schwer infizierten Menschen auf dasselbe Rezept zurückzuführen sein, das eine ganze Menge Rizinusöl gleichzeitig enthielt und in seiner eigenartigen Zusammensetzung von Senega mit Opiaten und diesem Abführmittel, von dem alle Stunden ein Eßlöffel voll eingenommen werden mußte, auch bei manchen anderen nicht fiebernden Menschen Brechgefühl hervorgerufen haben würde."

Dr. Huschke verschwieg in seinem Krankenbericht an den Herzog das Erbrechen Schillers. Prof. Veil verschwieg merkwürdigerweise Dr. Huschkes Verschweigen, obwohl er dessen Bericht für wörtlich zutreffend hielt.
Es gibt keinen Anhalt dafür, daß Schiller vom 2. - 6. Mai hochfieberhaft gewesen sei. Auch Dr. Huschke hat ihn ab 6.5. nicht gemessen, da der Gebrauch eines Fiebermessers noch sehr selten war. Wie Schiller bei hohem Fieber, - also über 38,5 C. noch umhergehen, Besuche empfangen und sich gerne unterhalten lassen konnte, nicht leicht vorstellbar.
Rezepte mit einander entgegengesetzten Mitteln sind schon lange nicht mehr üblich, ja gelten als schwerer Kunstfehler. Wegen mangelnder Erfahrung kann auch kaum ein Kollege sagen, wie der Erfolg sei. Prof. Veils Erwägung besagt gar nichts. Sie macht Schillers mehrtägiges Erbrechen nicht verständlich. Da bislang noch kein Kollege die Verschreibung Dr. Huschkes erprobt hat, versuchte Verfasser das im Selbstversuch nachzuholen, obwohl er nicht gerade der passendste Prüfling neben einem Friedrich Schiller war.

	Schiller	Verfasser
Alter	46 Jahre	82 Jahre
Größe	179 cm (nach A.v.Froriep)	178 cm
Gewicht	?	74 kg
Körperbau	cerebral-respiratorisch	athletisch
Spannungslage	Sympathikotoniker ?	Vagotoniker
Gewöhnung	verweichlicht, Stubenhocker	abgehärtet, Landarbeit bis 76
Puls	?	60/min
Blutdruck	?	85/145 Hg
EZ	mittel	mittel bis hager
Stuhlgang	chron. Verstopfung	sehr regelmäßig, 2 mal tägl.
Kost	bürgerlich, verfeinert	Grobkost. Grobbrot. Rohgemüse, Pellkart. Buchweizengrütze, Milch
Leiden	Stuhlgang fast nur mit	Arthrosis deformans senilis
	Drastica od. Einläufen	Ø
	chron. Schnupfen u.	Ø
	Bronchialkatarrh	Ø
Genußmittel	Tabak, Wein	Ø
Medikamente	Opiate und Drastica	Ø

Das Huschkerezept wurde von Apotheker L. Stackmann/Lahde, gefertigt und am 10.10.82 vom Verfasser vorschriftsmäßig eingenommen, bei gleichzeitiger Herabsetzung der Nahrung und Flüssigkeitsaufnahme auf die Hälfte.

Erfolg:

Stuhlgang morgens wie immer. Dann erst nach 36 Stunden wieder in harten scybala. Weiter wie gewöhnlich.
Keine Brechgefühle, keine Übelkeit, keine Leibbeschwerden, keine Blähungen.
Kopf leicht benommen, schläft an der Schreibmaschine ein.
Leichte Gleichgewichtsstörung, auch auf dem Rade. Längere Radfahrt gut vertragen. Schlaf gut- da ohne arthrotische Schmerzen.
Am dritten Tage Kopf frei. Wissenschaftliche Arbeit wieder ungehindert.

Bewertung: Prüfling unpassend. Versuch müßte an verwöhnten Männern mit und ohne Fieber wiederholt werden, die an Drastica und Opiate gewöhnt sind. Da Schiller schon viele Jahre an Abführmittel und Opiate gewöhnt war, dürfte die Huschke-Arznei schwerlich ein mehrtägiges Erbrechen hervorgerufen haben.

Dr. Jürgen Keidel als Leiter des Apothekenmuseums/Heidelberg ließ seine Assistenten das Faksimile des sehr flüchtig geschriebenen Huschkerezeptes vom 2.5.1805 lesen. Sie lasen die *"Tinctura Thebaica"* als *"Kalium Stibiatum"*. So war allerdings an die Möglichkeit zu denken, daß der Apotheker Hoffmann von Weimar 1805 das Rezept falsch gelesen und für Schiller eine Spießglanzmischung angefertigt haben konnte, die ein mehrtägiges Erbrechen zur Folge haben konnte. - Nun wird der Apotheker Hoffmann 1805 Dr. Huschkes Handschrift besser gekannt haben als junge Pharmazeuten von heute, so daß die Gefahr einer Fehlmedikation gering war.
Der besorgte Anruf Dr. Keidels, ob sich Verfasser nicht vergiftet habe, war gegenstandslos: Apotheker L. Stackmann hatte das Huschke-Rezept richtig gelesen.

Anhang 31:

Der Briefwechsel zwischen Leibarzt und Herzog vom 10. bis 19. Mai 1805

Am 10. Mai 1805, einen Tag nach Schillers Ableben, schrieb Dr. med. Huschke an Herzog Carl August nach Leipzig, wo er sich mit dem Hofstaat auf der Messe aufhielt. Der Herzog antwortete ihm am 17. Mai:

"Die Nachricht von Schillers Tode, die ich gestern abend hier in Ihrem Briefe vom 10. fand, hat mich sehr betroffen gemacht. Es ist hart, so vorzügliche Menschen fallen zu sehen, ohne die Hoffnung schöpfen zu können, daß sie leicht ersetzt werden, und für die Zukunft gibt ein solcher Zufall die Furcht, sich von den Besten getrennt, im Alter isoliert zu finden. - Halten Sie sich nur aufrecht, Goethe wird sich hoffentlich durchfechten........."

Der Schluß des Briefes ist nicht veröffentlicht worden, und Dr. Huschkes Schreiben vom 10. Mai ist verschollen

Bevor Carl Augusts Schreiben Dr. Huschke in Weimar erreichen konnte, schrieb dieser am 19. Mai seinem Herrn den Kranken- und Sektionsbericht, der begann:

"Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Fürst und Herr!
Da gleich nach der Abreise von Ew. Durchlaucht manches Merkwürdige dahier vorfiel, so fordert mich meine Pflicht auf hiervon einige genau Kenntnis zu ertheilen. Den Abend späthin wurde Herr Hofrat Schiller krank..." (Text siehe Hauptstück XXX)

Bei flüchtigem Lesen erscheint der Sinn des Schreibens klar: Am 10. Mai hatte Dr. Huschke dem Herzog Schillers Tod angezeigt, und am 19. Mai hatte er Muße gehabt, die genaueren Umstände zu schildern.

Bei einiger Überlegung erscheint der Briefbeginn unmöglich: So konnte Dr. Huschke nicht schreiben, wenn er Schillers Tod schon vorher mitgeteilt hatte. Der Wortlaut läßt nur zwei Möglichkeiten zu. Entweder hatte Dr. Huschke seine Mitteilung vom 10. Mai vergessen, oder der Brief vom 19. Mai hatte einen anderen Sinn, als den, den der Wortlaut erkennen läßt.

Konnte Dr. Huschke den Brief vergessen haben?

Anfang Mai herrschte in Weimar eine leichte Grippe, die auch schwächliche Kranke gut überstanden haben. Es gab keine Seuche, keine großen Unfälle. Die Honoratioren von Weimar befanden sich auf der Leipziger Messe.

Dr. Huschke war 45 Jahre alt und noch nicht vergreist. Das graphologische Psychogramm (Verfahren Wittlich/Uni Kiel) besagte über ihn:

Versammelt, gründlich, beharrlich,
vorsichtig, verschlossen, gemütskalt,
durch keine Wallungen ablenkbar,
selbstbeherrscht, höflich und von
besten Umgangsformen.

Dr. Huschke konnte sein Schreiben vom 10. Mai weder aus äußeren noch aus inneren Gründen vergessen haben.

Nach der ersten Meldung an den Herzog ließ sich Dr. Huschke 9 Tage Zeit, das zweite Schreiben zu überlegen. Der Bericht mußte also eine andere Bedeutung haben, als er auszudrücken schien.

Dr. Huschke schrieb von *"manchen Merkwürdigkeiten"* die sich in den 2 Tagen von der Abreise des Herzogs bis zu Schillers Erkrankung zugetragen haben sollten. Außer Schillers Krankheit führte er jedoch keine an, und es sind auch sonst keine bekannt geworden. Im Gegenteil verschwieg Dr. Huschke die ärztlich wichtige Merkwürdigkeit bei Schillers Erkrankung, daß er *"die ersten Tage alles von sich brach"*, wie Charlotte Schiller schrieb.

Obwohl Dr. Huschkes Schreiben vom 10. Mai verschollen ist, deutet die Antwort des Herzogs auf das hin, was darin gestanden haben könnte.
Nach den Bekundungen von Charlotte Schiller, Caroline v. Wolzogen, dem Diener Rudolph und Dr. Huschke selber, ist Schiller unzweifelhaft im Bette gestorben. Im damaligen Sprachgebrauch sagte man dafür auch

entschlafen	gab den Geist auf
verschieden	vollendete sein Leben
verstorben	erlag seinem Leiden
wurde erlöst	ging aus dem Leben
ging hinüber	ging in die Ewigkeit ein
ging von hinnen	nahm Abschied für immer
entschlummerte	schloß die Augen für immer
nahm Gott zu sich	segnete das Zeitliche
mußte uns verlassen	wurde mit seinem Erlöser vereinigt
wurde zur Großen Armee abgerufen	

Der Herzog gebrauchte keinen dieser Ausdrücke, sondern die unpassende Form *"fallen"*. Auch damals konnte man nur vor dem Feinde oder auf dem Felde der Ehre fallen, vielleicht auch äußerer Gewalteinwirkung oder einem **Anschlage zum Opfer fallen.**
Carl August hatte seine Worte nicht auf die Goldwage gelegt, sondern umgehend geschrieben. Nach dem graphologischen Psychogramm war er im Gegensatz zu seinem Leibarzt ein Gemütsmensch, anschlußbedürftig
liebenswürdig, anpassungsfähig,
geneigt, sich Stärkeren unterzuordnen
von schwachem Selbstgefühl und geringer Versammlung
von ungleicher Selbstbeherrschung, voller Pläne,
geistig außerordentlich beweglich,
unstet in der Ausführung seiner Vorhaben

Der Verlust eines Friedrich Schiller für die Welt wog ihm weniger als der Mangel an Unterhaltung im eigenen Alter. Die Sorge um seinen unerschütterlich kühlen Doktor war abwegig. Für den konnte der Fall Schiller höchstens interessant gewesen sein. Dr. Huschkes Wendung von
"den Merkwürdigkeiten, die ..... mitzuteilen die Pflicht erfordert"
war eine hohle Redeblume zur Einleitung seiner Schaumschlägerei, um ihr das Ansehen eines ärztlichen Protokolls zu geben. Dr. Huschkes Schreiben vom 10.5. mußte verschwinden, um das Schreiben vom 19.5. nicht zu entlarven.

Anhang 32:

Schillers Sektion durch Dr. Huschke im Zusammenhang

Zeit und Mitwirkende

Dr. med. Wilhelm Ernst Huschke schrieb am 19.5.1805 an Herzog Carl August nach Leipzig, anschließend an die Schilderung von Schillers Ableben:

"... machten wir den Tag darauf nachmittags die Section...."

Er hatte am 10.5. schon den ersten Bericht an Carl August geschrieben. Diese Zeitangabe bestätigt sich durch das Schreiben des Hilfsdieners Johann Michael Chr. Färber an seinen Bruder David Färber, das gleich nach der Sektion im Hause Schiller abgefaßt wurde:

"Heute war die Sektion, wo die Eingeweide alles verwachsen war."

Die Zeitstellung ergibt sich aus den anderen Maßnahmen um Schillers Leiche, da am 10. Mai die Leichenschau durch Dr. Huschke,
die Abzeichnung durch Hofmaler Jagemann,
die Abformung des Gesichtes durch Töpfer Klauer,
die Sektion durch Dr. Huschke und
die Einsargung durch Tischler Engelmann

erfolgten. Obwohl jede Maßnahme selbstständig geschah, waren alle an eine bestimmte Reihenfolge gebunden, die nicht anders liegen konnte. Die Wahrscheinlichkeit, daß diese Reihenfolge sich zufällig ergeben hätte, betrug bei vier Fakultäten 4,2% - war also recht unwahrscheinlich.

Der Zeitbedarf für Maler Jagemann kann mit 1 1/2 Stunden angesetzt werden. Bei der Lage von Schillers Totenbett und der Entfernung vom Fenster wird Jagemann kaum vor 10 Uhr vormittags begonnen haben. Für Töpfer Klauer blieben die Mittagsstunden verfügbar. Die Gipsarbeit selber war in 1 bis 1 1/2 Stunden zu erledigen, das Reinigen nach der Gipserei war in einer 1/2 Stunde zu machen. Für Dr. Huschke war ab 2 Uhr das Feld frei. Für das Einsargen durch Tischler Engelmann war ein Spielraum von 5 bis 7 Uhr abends ausreichend, ohne damit in die Dämmerung zu geraten. Das Einsargen selber war in einer halben Stunde auszuführen. Die Zeit von 2 bis 5 Uhr bedeutete für die Leiche eine Liegezeit vom Ableben bis zur Sektion von 20 bis 23 Stunden, was für die Beurteilung des Leichenbefundes wichtig ist.

Die Rechtslage

Mit Schillers Ableben war Charlotte Schiller Familienvorstand geworden, rechtsbefugt und gewahrsamsberechtigt, bis die Leiche auf dem Friedhof abgesetzt wurde. Außerdem war es nicht nur eine Rechtsfrage, sondern eine menschliche Selbstverständlichkeit, Charlotte zur Zeichnung, zur Abformung und zur Sektion um Erlaubnis zu bitten. Sie allein hatte über Ort und Art der Beisetzung zu bestimmen. Nichts davon geschah. Sie wurde völlig übergangen, von nichts in Kenntnis gesetzt und hat sogar von der Totenmaske und der vorzüglichen Zeichnung bis zu ihrem Tode 1826 nichts erfahren. Die Söhne Schillers haben erst beim Tode der Mutter etwas von der Totenmaske gehört.

Schillers Diener Rudolph und der Hilfsdiener Färber blieben im Hause zurück. Als Sekretär C.L. Schwabe gegen Abend des 11.5. von seiner empörten Braut hörte, daß Schiller in der Nacht ohne seine Familie von Handwerkern weggebracht werden sollte, wollte er sofort Charlotte Schiller sprechen, um eine ehrbare Beisetzung zu erreichen. Rudoph wies den Sekretär mit den Orakelworten ab, daß die Gnädige Frau ihn in ihrem Schmerze unmöglich empfangen könne. *) Im übrigen sei alles, was mit der Beisetzung zu tun habe, dem Oberkonsistorialrat Günther übertragen worden. Das stimmte genau, wenn Charlotte mit der Familie sich im Hause Wolzogen befand. Wilhelm v. Wolzogen kam am 11./12.5. von Leipzig zurückgeritten und traf auf dem Jakobsfriedhof in Weimar ein, als Schiller in der Gruft versank. Er schrieb am 13.5. an Cotta:

"Die ganze Familie ist in meinem Hause. Seine Frau liegt krank darnieder."

Der Sekretär konnte das am Abend des 11.5. unmöglich wissen, nicht ahnen. Hätte Rudolph die Wahrheit bekannt, so hätte Sekretär Schwabe sich sofort an beiden Orten vom Tatbestand überzeugt.

Als Schwabe dann um Mitternacht mit seinen Freunden im Hause Schiller eintraf, um den Sarg abzuholen, hörte er hinter geschlossener Türe schluchzen, ohne daß sich jemand sehen ließ. Es konnte von Rudolph oder Färber rühren. Ob es echt oder gemimt war, muß offen bleiben.

Die Umstände

Soweit bekannt, war das Wetter um die Zeit von Schillers Beisetzung am 11./12. Mai windig, der Himmel wechselnd bewölkt, nicht regnerisch, auf jeden Fall nicht heiß oder schwül.

Schillers Schlaf- und Arbeitsstube war während seines Krankenlagers vermutlich beheizt. Ob nach seinem Tode noch nachgelegt wurde, ist nicht wahrscheinlich, kaum, nachdem die Familie am Vormittag des 10.5. das Haus verlassen hatte. Die beiden Diener werden sich am 10. und 11. in Rudolphs Stube oder in den behaglicheren Räumen der Familie Schiller aufgehalten haben. Es ist unbekannt, ob die Leiche nach Eintritt des Todes unter den Federbetten belassen wurde. Nach der Zeichnung Jagemanns scheint der Kopf auf Federkissen gelegen zu haben.

Die Abkühlung der Leiche war etwas verzögert, aber bei der Verfassung des Verstorbenen als respiratorisch-asthenischer Mann, von mittlerem bis schwachem EZ, der schon 8 Tage fast keine Nahrung und Flüssigkeit zu sich genommen hatte, war

*) *Anmerkung:*
Färbers Sohn Alexander schrieb nach der Erzählung seines Vaters:
"(Schiller) endete so in meinen und Rudolphs Armen.... Nachdem wir uns von unserer Bestürzung erholt, theilten wir uns in die auf dem Schreibtische befindlichen Federn, wie auch in einen Theil seines Zopfbandes und Haare, welche Erinnerungszeichen an den wichtigsten Moment in meinem Leben in der im folgenden Jahre vorgefallenen französischen Plünderung mir leider verlorengegangen sind."
Der wahre Charakter der Diener kam in dem Augenblick zu Tage, als Schiller die Augen schloß. Bevor sie die Witwe Charlotte aus dem Nebenzimmer herbeiholten, stürzten sie sich wie die Raben auf Schillers Schreibtisch, entwendeten seine Schreibfedern, schnitten seinen Zopf ab und teilten Haare und Zopfband- wovon Charlotte nichts zu wissen und zu sehen bekam. Dann erst wurde die Herrin gerufen.

an eine beschleunigte Fäulnis der inneren Organe nach 20 bis 23 Stunden p.m. nicht zu denken.

Der Leichengeruch wurde von Tischler Engelmann kurz nach der Sektion wahrgenommen und schien ihm den Grund der beschleunigten Einsargung zu bestätigen, *"weil die Leiche schon stark übergegangen sei."*

So hatte er keinen Grund, die Ursache des Geruches woanders zu suchen, da er offenbar von einer Sektion nichts gehört und an der Leiche nichts wahrgenommen hatte. Eine Verwechslung mit dem Geruch eines Krebstoten, Gangränösen oder im Miserere Verstorbenen kann nicht vorgelegen haben.

Die Auftraggeber

Ein Auftraggeber für die um Schillers Leiche Bemühten ist noch nie nachgewiesen worden. Wenn jeder sich aus eigenem Antriebe entschlossen hätte, nach Schillers Tode in der gegebenen Weise einzugreifen und dazu in Schillers Haus einzudringen, so müßten sie sich vorher getroffen und miteinander abgesprochen haben, um nicht alles durch eine falsche Reihenfolge oder Zeitenverschiebung unmöglich zu machen. Die unterschiedlichen Köpfe und Begabungen waren nicht kurzfristig aufeinander abzustimmen, wenn nicht **ein** Kopf die nötige Macht hatte sich durchzusetzen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Lenker einer der Handelnden war. Auch Dr. Huschke als vordenklicher, urteilsfähiger und kühler Mann war nach dem graphologischen Psychogramm zu vorsichtig und abwartend, um als Anführer aufzutreten. Er war aber der Einzige, der seiner Machtstellung nach in der Lage war, die Familie Schiller zum Verlassen des Hauses - und der Leiche - zu veranlassen. Er konnte bei der Kondolenz und Leichenschau am Morgen des 10. Mai nach einem Gewohnheitsgriff nach dem Puls der Leidtragenden sich an Caroline v. Wolzogen wenden. Er konnte ihr unschwer mit ärztlicher Sorge nahegelegt haben, *"um Gotteswillen"* das schwer alterierte Herz Charlottens zu schonen, ihr die Schrecken der Einsargung, des Zunagelns und der Beisetzung zu ersparen - und nach Wolzogens umzuziehen.

Die Erträgnisse der Leichenbearbeitung: die Zeichnung, die Totenmaske und der Sektionsbericht landeten alle zuletzt in einer Hand. Zeichnung und Maske kamen - nach unbekannten Zwischenorten in die Großherzogliche Kunstkammer, und der Sektionsbericht wurde Herzog Carl August übersandt. Wie Dr. Huschke offenbar, so wird auch der Herzog vermutlich nur ein Zwischenglied der Lenkungskette gewesen sein. Als Illuminat unterstand er dem Generalissimus Prof. Adam Weishaupt/Gotha.

Der dritte Sachertrag der Leichenbehandlung vom 10.5. war Schillers Herz. Dr. Huschke hatte sich 9 Tage Zeit gelassen, bis er den Sektionsbericht an Herzog Carl August abfaßte und nach Leipzig schickte. Er war sicher wohlüberlegt:

Ziffer 4 *"Das Herz stellte einen leeren Beutel vor und hatte viele Runzeln, war häutig ohne Muskelsubstanz. Diesen häutigen Sack konnte man in kleine Stücke zerflocken."*

So unmöglich der ganze Sektionsbericht insgesamt war, so sachwidrig war die Herzbehandlung. Auch vor Einführung der Virchowschen Sektionsordnung gab es

keine prosektorische Maßnahme zur Untersuchung eines Herzens, bei der es in kleine Stücke zerrissen wurde. Dr. Huschke gab nicht an, von wem, wo und wann das Herz zerstückelt wurde. Der Bericht war kein Protokoll, sondern eine Vollzugsmeldung ohne Zeugenangabe.

Die Helfer

Dr Huschke hatte am 19.5. geschrieben:

"...machten wir den Tag darauf die Section.."

Wenn das wir kein Pluralis modestiae des älteren Sprachgebrauchs war, so konnte Dr. Huschke damit keinen Kollegen bezeichnet haben, ohne ihn zu benennen. Da die Familie Schiller das Haus verlassen hatte und nur die beiden Diener zurückgeblieben waren, konnte mit dem *"wir"* einer der beiden mit bezeichnet worden sein. Es lag kein Grund vor, einen Diener als Helfer namentlich anzuführen. Nach Färbers Brief an seinen Bruder David müßte er der Sektionshelfer gewesen sein.

Da der Stadtklatsch über die Sektionsbefunde sofort nach Schillers Beisetzung einsetzte und schriftliche Niederschläge fand, lassen sich daraus Schlüsse ziehen, was der Sektionshelfer gesehen und gewußt haben muß. Es ist unwahrscheinlich, daß der schweigsame und vorsichtige Dr. Huschke die Gerüchte selber verbreitet hat. Beim Vergleich der Stadtklatschgeschichten mit dem Sektionsbericht an den Herzog fällt auf, daß der Beschluß allen gemeinsam ist, daß Schiller in einem so zerstörten Körper unmöglich habe weiterleben können. Darin lag der Balsam für mitfühlende Herzen, daß Schiller der Tod zu gönnen war, weil er sonst noch mehr hätte leiden müssen. Die zwei Hauptpunkte des Sektionsberichtes sind nicht in den Stadtklatsch gelangt: die Herzzerstückelung und die aufgelösten Nieren. Davon kann der Sektionshelfer Färber weder etwas gesehen noch gehört haben. Schillers Tod und Sektion war für diesen beschränkten Geist das größte Erlebnis seines Lebens. Er hätte die beiden Hauptpunkte nicht vergessen können, als er nach der Sektion seinem Freunde Rudolph sein Erlebnis erzählte. Die weniger aufdringlichen Sektionsbefunde des Berichtes dagegen, wie die vielen Verwachsungen im Brust- und Bauchraum kamen beinahe wörtlich in den Stadtklatsch. Dr. Huschke muß bei der Sektion gerade in den Hauptpunkten geschwiegen haben. Sie durften nicht in die verkehrten Ohren kommen. Der Stadtklatsch wurde in den Zeitungen weitergetragen. Wenn Prof. Dr. Stark oder einer der Prosektoren von Jena oder Halle das las, so war die erste Frage, wer Schiller seziert habe? und dann, wer das von den aufgelösten Nieren nach dreitägigem Krankenlager erfunden habe: ein Zeitungsschreiber oder Dr. Huschke? Er wäre der Frage kaum entgangen:
"Lieber Herr Kollege - das glauben Sie doch selber nicht!"
Die Geschichte vom zerstückelten Schillerherzen gar hätte den Balsam von Dr. Huschkes Schlußbetrachtung von einem gnädigen Ende ins Gegenteil verkehrt. Dr. Huschke war zu klug, um so etwas vor Dienerohren zu äußern.

Die Sektion

In Schillers Arbeits- und Schlafstube war eine Vollsektion kaum, auf dem Bette nicht auszuführen, ohne eine erhebliche Verschmutzung und einen Geruch zu hinterlassen, der in Tagen nicht zu beseitigen war. Dr. Huschke war kein geübter

Prosektor, und er mußte mit einem unbedarften Helfer wie Färber vorlieb nehmen.

Aus all den verschiedenen sicheren, wahrscheinlichen und möglichen Angaben, nach Abzug der unwahrscheinlichen und unmöglichen Vorgänge ergibt sich, daß Dr. Huschke an Schillers Leiche einen Eingriff ausgeführt, daß aber keine Vollsektion stattgefunden hat. So läßt sich der Vorgang mit einiger Wahrscheinlichkeit wiederherstellen, wie folgt:

Am 10. Mai 1805 gegen drei Uhr nachmittags stand der Hofrat und Leibarzt in der Esplanade vor Schillers Haus mit der Doktortasche in der Hand. Er hob den Klopfer, und auf Nennung seines Namens öffnete Diener Rudolph und schloß die Tür hinter dem Arzte wieder ab.

Diener Färber kam auf Ruf und führte Dr. Huschke nach oben durch bis in Schillers Arbeitszimmer, wo die Leiche auf dem Bette in der linken hinteren Ecke lag. Der Doktor stellte seine Tasche auf dem hohen Tischchen neben dem Kopfende des Bettes ab und bat den Diener um fünf Handtücher, Waschbecken, Seife, Bürste und einen leeren Eimer. Bis Färber zurückkam, hatte Dr. Huschke das Federbett über die Füße der Leiche zurückgeschlagen, das Totenhemd wohlbedacht bis über das Gesicht hochgestreift. Zwei der gereichten Handtücher rollte er zusammen und stopfte sie beiderseits unter den Rumpf des Toten. Der Doktor schloß nun seine Tasche auf, entnahm den Instrumentenkasten und ordnete das Gerät auf dem Tuch vor der Tasche. Auf einen Wink rückte der Diener einen Stuhl auf die linke Seite des Bettes. Dr. Huschke nahm Platz, langte das Skalpell vom Tischchen und zog das Stomachale, den Oberbauchschnitt neben dem Schwertfortsatz bis zum Nabel. Dann ging er mit der Rechten durch das Zwerchfell in den Brustraum ein und erläuterte in kurzen Worten seinen Befund, während Färber mit offenem Munde leichenblaß dastand und kaum zu atmen wagte.
"Rechte Lunge mit dem Brustfell ganz verwachsen - Lunge breiweich, gangränös - faul. Herzbeutel überall verwachsen. Linke Lunge fühlt sich fester an - überall mit Eiterknoten durchsetzt - mit dem Brustfell verwachsen." - Der Doktor holte das Herz herunter und löste es mit dem Skalpell aus. Er wendete es in der Hand: "Hab's gleich gedacht - welk - kraftlos, fast ohne Muskelsubstanz - nur noch ein Hautlappen."
Er legte das Herz auf das Tuch vor der Tasche, ging mit der Linken in den Bauchraum ein und tastete:
"Alles voll Verwachsungen - Leberrand aufgeweicht - brandig - Gallenblase doppelt so groß als normal - strotzend voll Galle - Magen gesund - Blase gesund - Milz viel zu groß - Därme überall verwachsen - verklebt. Weiß Gott ein Wunder, daß der arme Mann damit noch so lange hat leben können!"
Er spülte die Hände in der gereichten Schale ab. "Bitte frisches Wasser!" Färber huschte nach draußen, man hörte ihn die Treppe hinunter klappern. Dr. Huschke schlug das Herz in das untergelegte Tuch und ließ es in seiner Doktortasche verschwinden. Bevor Färber mit dem Wasser heraufkam, war Dr. Huschke schon dabei, das Stomachale zu vernähen. Er wischte den Bauch mit dem nassen Ende der Zwehle ab und trocknete nach. Dann entfernte er die Tuchrollen, zog das Totenhemd vom Gesicht der Leiche herunter und bis über die Knie und das Federbett ordnungsgemäß bis zum Halse hinauf. Er wischte Skalpell, Haken und Nadel

trocken, ordnete sie in den Kasten, legte diesen in die Tasche und verschloß sie. Er seifte seine Hände, spülte nach und trocknete sie unter höflichem Dank für die liebenswürdige Assistenz des Domestiquen, der ihm die Manschetten zuköpfte und in den Frack half. Nun ergriff er die Doktortasche und wurde nach draußen geleitet. Der Hofrat hörte noch, wie der Schlüssel hinter ihm umgedreht wurde. Er zog die Uhr aus dem Gilet:
"Drei Uhr fünfunddreißig Minuten -- das hat gut gegangen!"
Fünf Vaterunser später stand Dr. Huschke wieder vor seinem Domizil am Karlsplatz.

Anhang 33:

Erich Kallius, Prof. Dr. med. Anatom, Ordinarius Universität Heidelberg
"Anatomie und bildende Kunst", München 1924 S. 2 f:
"Aber wie schwer es ist, zu einer vorhandenen Totenmaske den zugehörigen Schädel zu finden, zeigen die wundervollen Untersuchungen über den wahren Schillerschädel, durch die eine Streitfrage von über hundert Jahren Dauer ausgelöst werden sollte, und noch unmittelbar vor dem Kriege weite Kreise bewegte. Leider wurde die Diskussion nicht immer mit dem nötigen Ernste geführt, in dem uns die Achtung vor den Resten eines unserer Größten halten sollte. Wir bedauern, daß diese höchst interessante Aufgabe immer noch nicht allseitig befriedigend gelöst ist."

Anhang 34:

Norbert Oellers *"Schillers Geschichte seiner Wirkung bis Goethes Tod"*
1967
S. 28
"Schillers Leichnam sollte in der Nacht vom 11. zum 12. Mai von Handwerkern zum Weimarischen Landschaftskassengewölbe getragen werden.. Schillers Witwe hatte ausdrücklich darum gebeten, die Beisetzung in aller Stille zu vollziehen."

Für die behauptete *"ausdrückliche Bitte"* gibt es **keinen einzigen Nachweis** von Charlottes Hand. Kommissionssekretär C.L. Schwabe bezeugte nur, daß ihm der Oberkonsistorialrat Günther gesagt habe, daß *"es so angeordnet sei", und der Diener Rudolph wies C.L. Schwabe damit ab, daß Charlotte* **alles dem Oberkonsistorialrat übertragen habe."** Caroline v. Wolzogen schrieb zwanzig Jahre nach den Ereignissen in ihrem Rückschauwerk *"Schillers Leben"* daß ihre Schwester Charlotte
"auf keine andere Form der Beisetzung eingegangen sei."
Damit schob sie die Schuld an Schillers unwürdiger Beisetzung ihrer schon verstorbenen Schwester in die Schuhe. Die Verfechter der Ehrbarkeit von Schillers Beisetzung haben nur jene beiden schriftlichen Unterlagen für ihre Annahme: Den Lügenbrief von Joh. Gottfried Gruber zum 13. Mai 1805 und die Stelle aus Caroline v. Wolzogen in *"Schillers Leben"*. In einem Falle wird die Schuld Schiller selber zugeschoben, im anderen Falle Charlotte Schiller. Beide waren bei Erscheinen der schriftlichen Behauptungen schon tot. Die Beschuldigten konnten es nicht mehr zurückweisen. Gleichviel, ob Schiller eine solche Beisetzung gewünscht, oder ob Charlotte das als Wunscherfüllung ihres Mannes oder aus eigenem Antrieb verlangt hätte, setzte es mindestens voraus, - was allgemein angenommen wurde und wird, - daß Charlotte am 10. und 11. Mai 1805 überhaupt im Hause Schiller bei der Leiche zugegen war. Sie müßte dann von der Abzeichnung durch Hofmaler Ferd. Jagemann, der Gipsabformung durch Töpfer Ludwig Klauer, der Sektion durch Dr. Huschke und der Einsargung durch Tischler Engelmann unterrichtet gewesen sein. Wenn Charlotte *"auf eine andere Art der Beisetzung nicht eingegangen war"*, so müßten Caroline und andere Freunde oder Verwandte eine ehrenhafte Tagesbeisetzung verlangt haben, die Charlotte von sich wies und ihren Willen **gegen** den Widerstand der anderen durchsetzte. Dann hätte sie sinngemäß **sagen müssen:**
Ich will Schiller nicht zum Friedhof begleiten, und die Kinder sollen das auch nicht. Du, Caroline, darfst auch nicht hin. Ich will das nicht. Die Leiche soll ohne Aufsehen im Geheimen weggebracht werden, so daß es niemand sieht. Mir ist es einerlei, ob ihn die Schneider oder Tischler tragen. Wenn Jagemann ihn noch zeichnen will, so mag er es tun. Ich will das Bild nicht sehen. Von mir aus kann Klauer eine Maske abnehmen. Das geht mich nichts an. Mich hat keiner um Erlaubnis gefragt, auch nicht Dr. Huschke um die Sektion. Was dabei heraus kam, ist mir einerlei. Die Einsargung kann machen, wer will. Das soll Prof. Voß aushandeln.

Eine einfache Überlegung sagt, daß Charlotte niemals so gesprochen, nie sich so verhalten haben kann. Carolines Satz aus ihrem *"Schillers Leben"* ist unwahr. Wie sie dazu kam, diese Lüge aufs Papier zu setzen, ist eine andere Frage. Zunächst ist die Annahme wohl nicht abwegig, daß sie so schrieb, wie das am Weimarer Hofe gern gehört wurde und den verstorbenen Carl August von allem Verdacht reinigte. De mortuis nisi bene. Ein Psychogram ihrer Handschrift könnte einen Anhalt geben.

Oellers schreibt S. 20:
"Es kann hier nicht die Frage erörtert werden, ob Schillers Beisetzung würdig erfolgte oder nicht. - Fest steht aber auch, daß sie angemessen war und keineswegs eine Mißachtung des Toten bedeutete."

Oellers widerspricht sich selber. Wenn er die Frage der Würdigkeit nicht erörtern will, weil das nicht zu seinem Thema gehört, so kann er unmöglich die Entscheidung darüber als feststehend behaupten. S. 33 geht er nochmals darauf ein:
"Der Streit um Schillers Bestattung, der bis in unsere Tage fortwirkt, zeigt, auf welche Abwege die Schillerverehrung kommen konnte: Alle Parteien machten sich zum Anwalt des Dichters und trieben ihre Behauptungen, Spekulationen und Verdächtigungen schließlich so weit, daß sich der wahre Sachverhalt in einem Gespinst von Legenden verlor. Der "Beitrag zur Deutschen Kulturgeschichte" von Mathilde Ludendorff ist, was die Ausführungen zu Schillers Tod und Bestattungen betrifft, der Endpunkt einer Entwicklung, die 1805 begann."

Oellers wollte sich auf Schillers Nachwirkung bis zu Goethes Tod beschränken. Die Frage der Gegner, die Schillers Beisetzung als unehrenhaft auffaßten, bewegte ihn so sehr, daß er den Zeitraum um 140 Jahre erweiterte um darzutun, daß sich v. Archenholz' Verdächtigungen und Bemängelungen in ein Gespinst von Spekulationen, Behauptungen und Legenden über Sebastian Brunner von 1887 bis Dr. med. M. Ludendorff verloren hätten. Merkwürdigerweise führte er die nicht wenigen übrigen Kritiker nicht an, darunter Konrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Ottokar Kernstock, Bogislaw v. Selchow, Herbert Cysarz, die er nicht leicht hätte als Pamphletisten in sechs Zeilen unter den Teppich fegen können, wie Brunner als Protonotar und Hausprälaten Pius'IX. Man kann Oellers nachfühlen, daß ihm Brunner peinlich war:
"Die Herren Biographen, Kritiker und Literaturhistoriker gehen um diese hochbedenklichen Schillerfragen immer wie die Katze um den heißen Brei herum - aber der Brei ist da, er ist heiß und angebrannt und riecht nicht angenehm, und durch das Herumgehen wird derselbe weder genießbar noch von seinem Platze entfernt."

Anhang 35:

Moritz Gottlieb Saphir/Berlin
Herausgeber der "Schnellpost", schrieb in einem Aufsatz
"Vivos voco - mortuos plango" 1826
über Schillers Andenken, es sei im Gegensatz zur jährlich wiederholten Geburtstagsfeier Goethes, die mit Braten und Kuchen festlich begangen würde, ein solches Andenken Schillers in Weimar unbekannt. Er fährt fort:
"Freilich sind es schon 21 Jahre, daß er starb! Freilich ist an Schillers Geburtstage in ganz Deutschland kein Gläschen Schnaps geleert worden! Freilich hat kein Verleger hunderttausend Gulden für seine Werke geboten! Freilich hat Deutschland 21 Jahre vorübergehen lassen, ohne ihm ein Denkmal setzen zu wollen! Hätte man an seinem Geburtstage Kuchen gegessen, so hätte man es auch an seinem Sterbetage. Da wäre doch einem Geburtstagskuchenessenden eingefallen zu fragen: Wo liegt denn dieser gewisse Schiller eigentlich? - Wenn man bedenkt, daß man die drei Schreiberfinger von Schiller zu haben glaubt, und wie leicht drei Finger von einem Junker hat, der nicht schreiben konnte, so ist es ganz kurios. Mit dem Schädel könnte Gall noch aushelfen, wenn er da wäre, aber so könnte man immer noch zweifeln, ob der Schädel, den man auf gut vandalisch in der Bibliothek zu Weimar aufstellte, wirklich Schiller ist?"

Anhang 36:

Dr. Johannes Scherr, "Schiller und seine Zeit", Stuttgart 1859
3 Bd. I. 200 S.
II. 190 S.
III. 240 S.
_____
630 S.
III. Band S. 226
Goethe über Schillers Handschrift im letzten Brief:
"Er war ein prächtiger Mensch und bei vollen Kräften ist er von uns gegangen."
III. S. 267:
(Nach der Erkrankung im Februar 1805)
"Sein erster Gang war Goethe, welcher sich ebenfalls von einer harten Krankheit, einer Nierenkolik, langsam erholte. Heinrich Voß war bei dieser Zusammenkunft zugegen und konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Die zwei großen Freunde fielen sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kuß, bevor einer ein Wort hervorbrachte."

Anhang 37:

Schillers Briefe mit Angaben über seine Gesundheit

Schiller, am 19. Febr. 1795 an Goethe:
das elende Wetter hat wieder allen meinen Muth mit fortgenommen, und meine Thürschwelle ist wieder die alte Grenze meiner Wünsche und meiner Wanderschaft.

an Goethe.
29. Aug. 1795
Mit meiner Gesundheit geht es noch nicht viel besser. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetisieren mich versetzt. Zum Philosophieren ist schon der halbe Mensch genug und die andere Hälfte kann ausruhen, aber die Musen saugen einen aus."

18. Dez. 1795:
Das üble Wetter hat mich sehr gedrückt, so daß ich aus Nacht Tag und aus Tag Nacht machen mußte. Es ist auch jetzt noch nicht besser und die Arbeit geht langsam.

12. Febr. 1796
Diese Woche habe ich wieder viele schlaflose Nächte gehabt, und sehr an Krämpfen gelitten. Es ist noch nicht besser, daher ich auch mit meiner Arbeit nicht vorwärts gekommen bin.

Schiller an seine Schwester Reinwald,
25. April 1796:
(Die Eltern Schillers waren schwer erkrankt, und Schiller bat seine Schwester dringend sie zu besuchen, er werde die Reisekosten übernehmen:)
Überlege, meine liebe Schwester, daß die Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott! warum bin ich jetzt nicht so gesund als ich es bei der Reise vor drei Jahren war, ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen! Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich die Reise entweder nicht aushalten, oder doch selbst bei den guten Eltern hinfallen würde..."

An Goethe:
5. Dez. 1797:
Nach reiflich angestellter Überlegung habe ich gefunden, daß ich besser thue, die zwei ärgsten Wintermonate noch hier zuzubringen; der Januar und Februar, die zwei ärgsten Wintermonate für mich ..... Die leichteste Erkältung kann mir in diesen Monaten dieses Übel zuziehen (Lungenentzündung) das ich jetzt nicht mehr wie sonst werde überstehen können; bei einer solchen Disposition ist eine Veränderung der Gewohnheiten nicht zu wagen, und an's Ausgehen im Winter würde ich doch nicht denken dürfen in Weimar.

An Goethe Jena, den 25.10.1799:
Seit dem Abend als ich Ihnen zuletzt schrieb ist mein Zustand sehr traurig gewesen. Es hat sich noch in derselben Nacht mit meiner Frau verschlimmert und

ihre Zufälle sind in ein förmliches Nervenfieber übergegangen das uns sehr in Angst versetzt. Sie hat zwar für die große Erschöpfung die sie ausgestanden noch viele Kräfte, aber sie phantasiert schon seit drei Tagen, hat diese ganze Zeit über keinen Schlaf und das Fieber ist oft sehr stark. Wir schweben noch immer in großer Angst, obgleich Stark jetzt noch vielen Trost gibt. Wenn auch das Ärgste nicht erfolgt, so ist eine lange Schwächung unvermeidlich.
Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten wie Sie wohl denken können, doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlaflosigkeit nicht auf meine Gesundheit, wenn die Folgen nicht noch nachkommen. Meine Frau kann nie alleine bleiben, und will niemand um sich leiden als mich und meine Schwiegermutter. Ihre Phantasien gehen mir durch Herz und unterhalten eine ewige Unruhe.
Das Kleine befindet sich gottlob wohl. Ohne meine Schwiegermutter die teilnehmend ruhig und besonnen ist, wüßte ich mir kaum zu helfen.
Leben Sie recht wohl. Ich würde sehr getröstet sein, Sie bald zu sehen, ob ich Sie gleich bei so unglücklichen Umständen nicht einladen darf.

Goethe an Schiller:
29. Dez. 1799:
Ich frage mich, ob Sie mich heute ein wenig besuchen wollen? Sie können sich in's Haus bis an die große Treppe tragen lassen, damit Sie von der Kälte weniger leiden. Ein Gläschen Punsch soll der warmen Stube zu Hilfe kommen; ein frugales Abendessen steht nachher zu Befehl." (Über 250 m Entfernung)

Goethe zu Eckermann am 20.12.1829:
"Schiller war auch beständig krank. Als ich ihn zuerst kennenlernte, glaubte ich, er lebt keine vier Wochen. Aber er hatte eine größere Zähigkeit, er hielt sich noch viele Jahre und hätte sich bei gesünderer Lebensweise noch lange halten können."

Schillers Krankheitsvermerke und -Klagen in Briefen vom Juli 1804 bis Ende April 1805.
Blatt 1. vom 3. Juli 1804 bis 14. Jan. 1805.

3. Juli 1804 (an Körner)
Meine Frau rechnet mit Anfang August niederzukommen, in 10 oder 12 Tagen gehen wir nach Jena ab, wo wir wahrscheinlich bis Ende August bleiben. Unter diesen Umständen wird es freilich mit meinen Arbeiten nicht viel seyn, ich bin einmal praedestinirt im Sommer nicht viel zu leisten.

31. August 1804 (an Cotta)
Es geht noch immer sehr langsam mit meiner Erholung und meine ganze Thätigkeit stockt noch, leider habe ich diese letzten 6 Wochen ganz aus meinem Leben verloren.

4. September 1804 (an Körner)
Besonders ist der Kopf angegriffen und das bißchen Schreiben wird mir sauer. Lesen kann ich ohne Beschwerde, auch habe ich einige Velleität zur Arbeit, aber ich muß gleich wieder aufhören.

11. Oktober 1804
Nach und nach fange ich an, mich wieder zu erholen und einen Glauben an meine Genesung zu bekommen, den ich seit 8 Wochen beinahe ganz verloren hatte. Auch zur Thätigkeit finden sich wieder Neigung und Kräfte, und diese, hoffe ich, wird das gute Werk vollenden; denn wenn ich mich beschäftigen kann, so ist mir wohl.

16. Oktober 1804 (an Cotta)
Mit meiner Gesundheit fängt es seit 8 Tagen an merklich besser zu gehen. Vorher fühlte ich mich immer sehr schwach und muthlos, jetzt aber kommt mit den Kräften auch die Lust zur Thätigkeit zurück.

22. Oktober 1804 (an Cotta)
Mit meiner Gesundheit geht es jetzt wieder recht ordentlich und ich komme wieder in Thätigkeit.

21. November 1804 (an Crusius)
Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre freundschaftliche Theilnahme an meinem Befinden und freue mich Ihnen melden zu können, daß es jetzt wieder besser um mich steht und auch die Thätigkeit, die ich lange unterbrechen mußte, sich wieder einfindet.

10. Dezember 1804 (an Körner)
Ein heftiger Catarrh den ich mir bei den letzten Festivitäten geholt, hat mich schon mehrere Wochen hart mitgenommen; leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß. Und so stockt denn auch meine Thätigkeit trotz meinem besten Willen!

23. Dezember 1804 (an Cotta)
Noch immer herrscht der Catarrh bei mir in einem schrecklichen Grade, und zwingt mich, da ich meinen Kopf schlechterdings nicht zu einer Hauptarbeit brauchen kann, zu Nebenarbeiten meine Zuflucht zu nehmen, die jedoch auch für unsere Zwecke dienen, und mit meiner übrigen Thätigkeit ein Ganzes machen.

5. Januar 1805 (an Iffland)
Ich lebe auch noch, lieber Freund, wiewohl ich lange geschwiegen, und die Zeitungen mich todt gemacht haben. Freilich hat mich ein heftiger Anfall in diesem Sommer auf mehrere Monate sehr geschwächt, und dieser unfreundliche Winter ist mir auch nicht günstig. Dies ist Ursache, daß es mit meinem Demetrius etwas langsam geht, an dem mir zu viel gelegen ist, als daß ich mit stumpfen Sinnen daran arbeiten möchte. Indessen habe ich, um nicht ganz unthätig zu sein, und um das verstimmte Instrument wieder einzurichten, Racine's Phedre übersetzt.

14. Januar 1805 (an Goethe)
Ich bin jetzt recht froh, daß ich den Entschluß gefaßt und ausgeführt habe, mich mit einer Uebersetzung zu beschäftigen. So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt. Nun werde ich die nächsten 8 Tage dran wagen, ob ich mich zu meinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen kann, woran ich freilich zweifle. Gelingt es nicht, so werde ich eine neue halbe mechanische Arbeit hervorsuchen müssen.

Schillers Krankheitsvermerke und -Klagen in Briefen vom Juli 1804 – April 1805
Blatt 2: 18. Jan. 1805 – 25. April 1805

18. Januar 1805 (an Cotta)
Der Catarrh plagt mich leider noch sehr und verstimmt mich zu eignen Arbeiten. Doch habe ich, um doch die Zeit nicht ganz zu verlieren, Racines Phaedra übersetzt, die wir auf den 30. Januar als den Geburtstag der Herzogin spielen werden.

20. Januar 1805 (an Körner)
So wie das Eis wieder anfängt aufzuthauen, geht auch mein Herz und mein Denkvermögen wieder auf, welches beides in den harten Wintertagen ganz erstarret war. Solang der Winter nun dauert, bin ich unaufhörlich von einem Catarrh geplagt, der mich in der That sehr angreift und fast allen Lebensmuth ertödet. An eine glückliche freie Thätigkeit war bei solchen Umständen gar nicht zu denken. Um nur nicht ganz müßig zu seyn und doch durch einige Arbeit über die harte Periode mir hinüber zu helfen, habe ich die Phedre von Racine übersetzt.

23. Februar 1805
Ich sende Ihnen hier das Manuskript der Phädra, welches meiner Krankheit wegen so lange liegen geblieben ist. (...) An den Demetrius werde ich nunmehr mit Ernst gehen.

28. Februar 1805 (an Goethe)
Es geht noch immer zum Bessern und ich denke nächstens die Luft zu versuchen. Wollen Sie mir wohl Schlözers Nestor verschaffen oder nur wissen lassen, wo ich ihn bekommen kann.

5. März 1805 (an Körner)
Jetzt da ich mich besser befinde, habe ich meine Zeit besser zu nutzen geglaubt, wenn ich an meine Hauptarbeit ginge, und so ist denn die Phaedra zurückgelegt worden.

27. März 1805 (an Goethe)
Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder posto zu fassen und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.

2. April 1805
Seit dem Tell haben Krankheiten und Zerstreuungen meine Thätigkeit öfters unterbrochen; eine Reise nach Berlin im vorigen Frühjahr, darauf im Sommer eine heftige Krankheit, und dieser furchtbar angreifende Winter haben mich ziemlich von meinem Ziel verschlagen. An Vorsätzen und Entwürfen fehlte es zwar nicht, aber ich schwankte zu lange hin und her und habe mich erst seit einigen Monaten für eine neue Tragödie entschieden, die mich wohl bis Ende dieses Jahres beschäftigen wird.

25. April 1805 (an Körner)
Ich bin zwar jetzt ziemlich fleißig, aber die lange Entwöhnung von der Arbeit und die noch zurückgebliebene Schwäche lassen mich doch nur langsam fortschreiten. Wenn ich Dir auch gleich meinen Gegenstand nennte, so würdest Du Dir doch keine Idee von meinem Stücke machen können, weil alles auf die Art ankommt, wie ich den Stoff nehme und nicht wie er wirklich ist.

Anhang 38:

Briefe Charlottes über Schillers Tod - soweit veröffentlicht!

An Verleger Cotta | Weimar, den 6. Mai 1805

Nach einigen recht stürmischen Tagen kann ich Ihnen, verehrter Freund, doch beruhigendere Nachricht geben. - Heut früh und diese vorige Nacht war es noch sehr, sehr beunruhigend; denn es hatte sich ein heftiger Krampf auf der Brust eingestellt, der uns mit der trockenen Hitze sehr angst machte.
Diesen Nachmittag aber hat Schiller ein Kräuterbad genommen, worauf er gleich Linderung verspürte. Ich habe ihn auch in ein ordentlich zubereitetes Bett gebracht, auf Bitten des Arztes, und die Transpiration und bessere Ausdehnen des Körpers tut ihm wohl. Der Husten ist sehr mäßig diesen Abend, Schiller hat aufs neue Glauben an seine Gesundheit und guten Mut...

An Schillers Schwester Christophine Reinwald | Weimar Anfang Juni 1805

...Dieses muß ich Dir noch erzählen, wie schön das Gebet unsres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: "Du von oben herab, bewahre mich vor langem Leiden!" Dies Gebet ist schon erfüllt worden und gibt mir neuen Mut und Vertrauen, daß auch für mich die Vorsehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.
So leicht und schnell, wie sein Geist rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns gerufen. Eine lange tödliche Krankheit hätte seinen Geist tief gebeugt und der Anblick unseres Schmerzens
Meine eigene Gesundheit ist schwach; in den letzten Tagen war immer Schiller mit mir beschäftigt. Meine gute Mutter wollte mich bereden, ich sollte mit ihr nach Pyrmont gehen, weil sie mich so kränklich fand diesen Winter; aber Schiller meinte noch in den letzten Tagen, es sei mir zu stark. Wir hatten den Plan, nach Brückenau zu gehen, und dahin wollte er mit. ...
Daß die Kinder gesund sind und eine gute Natur haben, dafür danke ich Gott. Ich will auch suchen, die Körper recht zu stärken. Denn ich glaube gewiß, daß das Leben in der Akademie den ersten Grund gelegt hat zu Schillers Kränklichkeit .....

An Fritz v. Stein | Weimar, den 1. Juni 1805

Der vielfache und, ich kann sagen, tätige Anteil, den man an mir nimmt, beweiset mir, wie sehr Schiller geschätzt werden mußte: aber wohl tut mir im eigentlichen Sinn nur der Anteil unserer nahen, geliebten Freunde.
Daß Sie darunter gehören, brauche ich Ihnen nicht zu sagen .....
Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht. Aber als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an

seinen Kopf, und er küßte mich. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung; ich aber schöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schwester im Nebenzimmer sitze und sage, daß ich diesmal doch seiner guten Natur traute, so ruft uns der Bediente; der letzte Augenblick nahte, ach, vergebens wollte ich seine kalte Hand wärmen, es war umsonst! Lieber, lieber Freund, es ist schrecklich, daß ich das erleben mußte, und doch danke ich Gott, daß ich bis zum letzten Augenblicke Mut und Hoffnung behielt. Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantasiert hatte, kam Karoline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: "Heitrer, immer heitrer!" Diese letzte Stimmung kann uns tröstlich sein, wie der Gedanke, daß ich bis ans Ende treu bei ihm aushielt .....

An Bartholomäus Ludwig Fischenich — Weimar, den 4. Juni 1805

Was Sie vorigen Herbst befürchteten, was mir Ihr Brief nur schonend andeutete, ist geschehen, mein lieber Sohn! - Ich habe das Schrecklichste erlebt, habe Schiller sterben sehen. Die Erde ist mir nun nichts mehr; ... Diese Beruhigung habe ich, daß ich gewiß alles tat, um ihn vor unangenehmen Eindrücken im Leben zu bewahren, daß er vielleicht ohne mich nicht so lange für die Welt gewirkt hätte. - Er muß unendlich gelitten haben, viel mehr, als es es sagte. Seine letzte Krankheit war für ihn nicht so ängstlich. Er war mild, ruhig gestimmt. Ich hatte ihn oft kränker gesehen! Als Sie ihn (-1791) so treu pflegten, lieber Freund, war er viel kränker. Ich mußte also auch jetzt hoffen, daß seine herrliche Natur siegen würde.

Als nach harten Krampfanfällen er endlich schlief, und ruhig, sagte ich zu meiner geliebten Schwester, ich hoffe, daß es nun besser werden würde, da ich doch allen Glauben zu seiner guten Natur habe, und Mut und Hoffnung belebten mich. Aber was sind Hoffnungen des Lebens!
In diesem Moment kam man und rief ins andere Zimmer, und der Todeskrampf hatte sein Gesicht schon entstellt. Ich bemühte mich vergebens, die kalte Hand zu erwärmen; seine Blicke konnten mich nicht mehr finden. - Ich danke Gott, daß ich ungewöhnliche Hoffnung in mir hatte; wie hätte ich sonst dies aushalten können! Und tröstlich war es ihm doch gewiß, von mir in dem letzten Moment noch umgeben zu sein. Es waren nur bekannte Gestalten während seiner Krankheit bei ihm.
Als der Krampf sein Gesicht schon entstellte, als ich seinen gesunkenen Kopf auf eine bequemere Seite richten wollte, erkannte er mich, lächelte mich verklärt an und küßte mich. Dies war das letzte deutliche Zeichen seines Bewußtseins.

Charlotte v. Schiller an Schillers Schwester Luise Frankh
Weimar, den *12. Juni 1805.*

...Liebe, gute Luise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß

Geheimrat Stark, wie er jetzt selber gestand, ihm keine halbe Stunde mehr zu leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte neun Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm teil, solange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag (7. Mai) bis Donnerstag (9. Mai) phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er tat es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei (Cotta hatte ihn krank gefunden, als er (3. oder 4. Mai) hier durchreiste); meine Schwester sollte Wolzogen schreiben; kurz, er war heiter und voll Vertrauen. Aber dies war Montags (6. Mai); von Montag nacht schlief er wenig mehr; Dienstag (7) und Mittwoch (8.) phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte. Jetzt geh ich Ende dieses Monats mit meiner Mutter und Karl und Ernst hin. Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: Da nahm er meine Hand und sagte: "Liebe, Gute!" Von mir nahm er an, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester (Karoline), die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter-himmlich! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und sah mich so an und küßte mich - ach Gott! Dies war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Mut verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag (9. Mai) schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: "Da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut" (ich rief mir die gute Natur unserer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung - als der Mensch, den man an das Bett gesetzt hatte, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht; nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen ...

Solange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war; denn sie sind sein teures Ebensbild. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Konstitution

stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam kurierte, der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper.
Bei meinem Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost; denn ich suchte mit allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachteilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle, rege Tätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben...

In den Nächten, wo Schiller nicht ruhete, sagte er inbrünstig: "Komme von oben herab bewahre mich vor langwierigem Leiden!"

Anhang 39:

Schiller und die Logen

Christoph Martin Wieland starb am 20. Jan. 1813.
Am 18. Febr. 1813 hielt Goethe für Wieland die *"Totenloge, zu der aber nur die Frauen von Freimaurern eingeladen wurden."*.
Charlotte Schiller schrieb darauf in einem Brief:
"Donnerstag hat Geheimrat Goethe in der Loge zu Wielands Andenken eine schöne Rede gehalten; es waren nur die Frauen der Freimaurer dabei, wir also nicht; doch bekommen wir sie zu lesen."

Anhang 40:

Schiller und die Ärzte, Ärztliche Späturteile

"Es war sehr schwer, sein Arzt zu sein. Er las alle Recepte, wollte die bestimmte Ursache wissen, warum dieses Mittel in dieser Quantität verschrieben worden sey, wie es wirken solle, mechanisch oder chemisch, und haderte oft mit seinem sanftmütigen Arzt (Stark), der unaussprechliche Geduld mit ihm hatte."
(Göritz, Erinnerungen III 224)

Nach dem graphologischen Psychogramm fehlte es Schiller an Selbstbeherrschung, an Ausdauer und auch an Zielstrebigkeit. Seine Klage, daß Prof. Stark ein trefflicher Arzt für plötzliche Erkrankungen, aber nicht für chronisch Kranke gewesen sei, lag auch an ihm selber. Prof. Stark / Jena und Conradi / Rudolstadt waren zu weit weg und nicht streng genug. Schiller hätte eines Arztes bedurft, der, wie Dr. Huschke für den Herzog, dauernd um ihn war und hart und zähe den überschwenglichen Dichter an die Kandare nahm. Anstatt der angenehmen Chokolade hätte Schiller Prof. Starks ausgezeichnete Behandlung jeden Morgen mit einem Glas Bitterwasser und einer Bauchmassage nebst dem altbewährten *"f.d.H."* befolgen müssen.
"Arzt sein, heißt von zweien der Stärkere sein"
schrieb Bismarcks Leibarzt Ernst Schweninger. Diesen notwendigen Wächter hatte Schiller nicht gefunden, und Charlotte konnte bei ihrem Mangel an Härte und Selbstbeherrschung keinen Arzt ersetzen.
Prof. Starks Dauerbehandlung mit Bitterwasser, Bauchmassage und f.d.H. hat jüngstens durch den Karlsbader Arzt Franz Xaver Mayr Anerkennung und Verbreitung gefunden (Mayr-Kur).

Prof. Dr. med. Wolfgang Veils Urteil über Dr. med. Erich Ebstein -
S. 36 f
"Sehen wir Ebsteins Arbeit durch, so fehlt derselben jegliche eigene ärztliche Überlegung oder ärztliche Betrachtungsweise schlechthin. ... Wenn der Verfasser schließlich zum Resultat kommt, daß eine Lungen - und Darmtuberkulose dem Leben Schillers ein frühzeitiges Ende bereitet habe, so liegt in dieser Diagnose weiter nichts als eine Deduktion, wie sie manche Laien der Schillerzeit aus einem ungenauen Gesamteindruck geschlossen haben. Dabei kommt die pflichtgemäße ärztliche Durchdenkung aller Einzelheiten, die auch Ebstein recht nett gesammelt, jedoch in keiner Weise verwertet hat, zu kurz..... Ebsteins Arbeit ist für uns geradezu ein Musterbeispiel für die Methode, wie man Geschichte der Medizin im Rahmen geschichtlicher Einzelpersönlichkeiten unter keinen Umständen treiben darf, ohne sich der völligen Belanglosigkeit des Endziels von vornherein bewußt zu sein."

Veil verwarf auch Max Langerhans' Diagnose, der wie Ebstein die Lungentuberkulose bejahte, aber außerdem noch ein Gallenleiden annahm.

Abgesehen davon, daß es außer Veil's Diagnose noch mehrere gab, und daß Ebstein

als erster eine fast vollständige Krankengeschichte über Schiller geliefert hat, auf der alle Späteren aufbauen konnten, hat er eben den Fehler, den er an Ebstein tadelt, selber begangen: Seine Diagnose ist eine Anhiebsdiagnose, die auf einer vorweggenommenen Annahme aufbaut, und die nicht dazupassenden, zeitgenössisch gegebenen Erscheinungen seiner Diagnose entsprechend - anpaßt. Er glaubte an eine **Bronchopneumonie.**

"Aus allen diesen Einzelheiten ergibt sich mit einem an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeitsgrad, den man vom Arzte verlangt, wenn aufgrund seines Urteils eine maßgebende juristische oder versicherungsrechtliche Entscheidung getroffen werden soll, daß es sich von vornherein um eine echte akute Pneumonie der linken Seite handelte.
"Schiller ist aus dem Zustand der Arbeits- und Lebensfähigkeit heraus... am 1. Mai 1805 akut erkrankt. Der Ausbruch der Krankheit erfolgte unter Schüttelfrost."

(am 8. Mai) Der Auswurf wird stark mißfarbig. Vermutlich ist hiermit die blutige (haemorrhagische) Beschaffenheit..... gemeint."

Es ist nicht zu ersehen, warum Veil den plötzlichen Beginn betont, und aus der von Huschke genannten Mißfarbigkeit des Auswurfs auf den *"rostfarbenen"* Auswurf einer Lobärpneumonie schließt, weil beides einer Bronchopneumonie widerspricht.
Veil ist entgangen, daß alle Beschreibungen von Schillers letzter Krankheit aus Voß' Feder aus den Fingern gesogen waren, da Voß entgegen seiner Schilderung nichts selber erlebt hat.

Prof. Wolfgang Veils Anliegen war erklärtermaßen nicht, unter den schwierigen Bedingungen mangelhafter Urkunden eine zutreffende Diagnose zu stellen, sondern die Diagnose der Frau Dr. Ludendorff zu widerlegen. Seine überschwenglichen Ausdrücke beweisen nur, daß er seine Mißgefühle gegenüber der Kollegin nicht beherrschen konnte, aber nicht, daß er ihr in seinem medizinischen Urteil überlegen war.
Wolfgang Veil, *"Schillers Krankheit"*, 1945 nach dem Kriege veröffentlicht.

S. 96
Die Gesamtdiagnose der Krankheit Schillers, die schließlich nach 14-jährigem Leiden zum Tode führte, lautet:
"Altes rechtsseitiges postpneumonisches Pleuraemphyem (Rippenfellvereiterung infolge der 1791 durchgemachten, schnell und heftig verlaufenden Lungenentzündung) mit Durchbruch durch Zwerchfell. Organisierter subphrenischer Abszeß (verschwartete Eiterhöhle unter dem Zwerchfell) chronischer Ileus durch peritonitische Strangbildungen und Verlötungen (Darmverengung bis zum Darmverschluß infolge Bauchfellverwachsungen), akute Bronchopneumonieen, vielleicht miliare Lungenabzeßbildungen, eitrige Bronchitis (frische kleine Lungenentzündungen oder zahlreiche verstreute kleine Eiterhöhlen in der gesamten linken Lunge) Atelektase und Bronchiektasie der rechten Lunge (Aufhebung des Luftgehaltes der Lungenbläschen, Bronchialerweiterungen und Hohlraumbildungen in der rechten Lunge), chronische Myokarditis (Herzmuskelentartung),

chronische Nephritis (Nierenentzündung), septische Milzschwellung (chronischer Schnupfen), chronische eitrige Sinusitiden der Kiefer- und Keilbeinhöhle (Vereiterung der Kopfhöhlen?)".

S. 97

"Schiller ist einem sehr schweren Leiden, dem schwersten, das ein Mensch zu erdulden vermag, nach unsäglichem Kampf und ungeheurem Widerstand, endlich, so spät, wie es nur einem ganz kräftigen, zähen Organismus beschieden ist, erlegen.
Wir staunen noch heute darüber, daß er die Krankheit, die schwere Lungenentzündung, den eitrigen Erguß, den subphrenischen Abszeß, die Bauchfellentzündung, die Herzerkrankung, die chronische Nierenentzündung, so lange Zeit hindurch überwinden konnte."

"Das Staunen ist der Menschheit bester Teil" ---- wovon sich der Verfasser nicht ausnehmen möchte. Er wundert sich über die Menge fachkollegialer Ungereimtheiten. Er staunt darüber, wie Friedrich Schiller alle diese schauerlichen Leiden mit aufgelösten Nieren bis zum 9.5.1805 überstehen konnte, ohne daß es einem Ordinarius und Facharzt für innere Krankheiten auffiel.

Anhang 41:

Wilhelmine Schwenke eine verschollene Zeugin von Schillers Krankheit und Ende

Unter allen vom Verfasser verarbeiteten Werken der Vorgänger der Schillerforschung nannte fast allein Dr. Hildebrandt die Frau Wilhelmine Schwenke in ihrer nahen Beziehung zu Schillers Familie.
Verfasser versuchte durch Umfrage im Archiv für Sippenforschung des Verlags Starke/Limburg, Lahn*) näheres über jene Persönlichkeit zu erfahren, und erhielt auch Auskünfte von örtlichen Sachkennern. Der Versuch, über die betr. Pfarrämter sichere Unterlagen zu erhalten, schlug fehl, so daß nachfolgende Angaben nur als vorläufiger Anhalt angesehen werden können und sicher noch der Korrektur bedürfen.

Wilhelmine Schwenke ist etwa 1778 zu Kleindembach/Orla, geboren. Mit 14 Jahren kam sie als Hausmädchen nach Weimar zu Freifrau Caroline v. Beulwitz, die sich bald darauf scheiden ließ und ihren Vetter Frh. Wilhelm v. Wolzogen heiratete. Wilhelmine Schwenke wurde von W. v. Wolzogen geschwängert und kam 1793 in Kleindembach nieder. Das Söhnchen wurde auf Friedrich Adolf getauft und im Pastorat Kleindembach aufgezogen, während die Kindesmutter wieder nach Weimar in ihre Dienststelle bei v. Wolzogen zurückging. Eine andere Kleinmagd bei v. Wolzogen, namens Bocksberger, wurde ebenfalls von W.v.Wolzogen geschwängert. Deren Töchterchen scheint auch in Kleindembach aufgewachsen zu sein. Herangewachsen, heiratete Friedrich Adolf Schwenke seine Halbschwester Bocksberger. Ihr erstes Kind Eva Marie, wurde am 14. Januar 1822 geboren. Der doppelte Großvater der Eva Marie. Wilhelm v. Wolzogen, war schon 1809 verstorben. Caroline v. Wolzogen übernahm am 6. Dez. 1826 die Mutterschaftsstelle der vierjährigen Eva Marie Schwenke und konnte ihr aus dem v. Wolzogenschen Vermögen so viel vermachen, daß der spätere Mann der Eva Marie davon eine Apotheke kaufen konnte, deren Privileg allein 6000 Thaler gekostet haben soll. Friedrich Adolf Schwenke hinterließ außer der Eva Marie noch zwei Kinder, Adolf und Lieschen. Von Lieschen sollen 1920 noch 2 Enkelkinder gelebt haben.
Die rührende Fürsorge der Caroline v. Wolzogen für die unehelichen Nachkommen ihres verstorbenen zweiten Mannes ist verständlich, da aus der einstigen Kleinmagd Wilhelmine Schwenke eine nahe und lebenslange Freundin geworden war. Bei Caroline v. Wolzogens inniger Bindung an ihre Schwester Charlotte und an Friedrich Schiller kam auch Wilhelmine Schwenke oft und länger in Schillers Haus. Sie pflegte Schiller in seiner Krankheit in Jena, und soll ihn auch in seiner letzten Krankheit im Mai 1805 betreut haben.

Die Freundschaft der Schwenke mit Caroline v. Wolzogen währte bis zu deren Tode am 11. Januar 1847, wo sie den zurückbehaltenen Teil des Briefnachlasses erhielt. Wilhelmine Schwenke ist verschollen.

*) *und Deutsches Familienarchiv/Degener, Neustadt/Aisch.*

Anhang 42:

Mecklenburgisches Staatsministerium
Abteilung Unterricht
G Nr. 5U 4556 4U. 6U.
Betrifft: *Das Schauspiel "Wilhelm Tell".*

Schwerin, den 2. Sept. 1941
Fernruf 5051

S t r e n g
V e r t r a u l i c h

Das Schauspiel "Wilhelm Tell" von Friedrich von Schiller ist künftig nicht mehr als Lehrstoff in den Schulen zu behandeln. Diese Anordnung ist wegen der politischen Bedeutung der Angelegenheit in keiner Weise außerhalb des Kreises der Lehrkräfte, auch nicht gegenüber der Schülerschaft zu erörtern.

I.A.
(gez) Dr. Lobedanz.

Beglaubigt
(gez) Lehmkuhl,
Ministerialkanzleisekretär.

Stempel

Anhang 43:

– Literarischer Nachlaß, Caroline v. Wolzogen –

Herausgeber Dr. Carl Hase in 2 Bänden vom 26. Febr. 1848, ein Jahr nach dem Tode der Caroline v. Wolzogen.
Es handelt sich um 360 Briefe, die bis auf ganz wenige Jahr und Monat tragen.
Vorrede des Herausgebers:

Frau v. Wolzogen .... hat Herrn Prof. Abeken als ihrem alten literarischen Vertrauten einen Theil dieses Nachlasses zur Herausgabe anheimgestellt, sie hat einen Theil ihrer Correspondenz zur Vernichtung bezeichnet, und einen anderen Theil ihrer treuen Pflegerin als Erbe hinterlassen.
Nachdem das zum Untergang bestimmte ohne Lösung der Siegel verbrannt war, durften wir sicher sein, durch Veröffentlichung einer Auswahl des anderen einen letzten Willen der Abgeschiedenen zu vollziehen, die nur durch die Unentschiedenheit über die Auswahl abgehalten sein mochte sich bestimmter zu äußern.....
... Was von Briefwechsel mit Schiller sich vorfand, haben wir in Bausch und Bogen abdrucken lassen.

Der Teil des Briefwechsels, den die Pflegerin und Freundin Carolinens, Frau Wilhelmine Schwenke, übernahm, ist verschollen.
Der derart gedrittelte Nachlaß, von dem niemand weiß, wie groß die Teile waren, wurde im erhaltenen Teil von Dr. K.H. nochmal einer Sichtung unterzogen, von dem angeblich nur Schillers Briefe ungefilzt erhalten blieben.

Anhang 44:

Caroline v. Wolzogen I. Band über sich selber: S. 8/9

Über den Tod ihres Vaters, den sie als Dreizehnjährige verlor:
"Vor dem Abgeschiedenen hatte ich übrigens keine Scheu oder Furcht; ja, ich weilte oft lange in seinem Cabinet, wo ich ihn zuletzt gesehen, und bat Gott, er möge mich ihn noch einmal sehen, ihn mir erscheinen lassen".

S c h r i f t t u m

z u

"Der gegenwärtige Stand der Forschung über Schillers sterbliche Reste"

Verfasser
der benutzten Hilfswerke

I. Allgemeines Schrifttum

1. Andreas W.	Karl August von Weimar Sudhoffs Archiv d. Gesch.d.MedizinBd. 30 1927/28	
2. Bamberg Eduard v.	Erinnerungen der Caroline Jagemann	1925 Dresden
3. Bartels Adolf	Geschichte d.deutschen Literatur I. Bd. S. 506/524	1909 Leipzig
4. Bauer Karl	Schillers äußere Erscheinung Veröffentl.d.Schwäb.Schillervereins Bd. 3. S. 222-291	1909
5. Beilhack H.	Schiller als Arzt Med. Klinik 32/650 ff	1934
6. Bradish Joseph	Drei Legenden um Schillers Bei- setzung Monatshefte f. deutschen Unterricht Nr. 26 S. 213-216	1934
7. Brandes Georg	Goethe	1922 Berlin
8. Brunner Sebastian	Friedrich Schiller 216 S. St. Norbertus Druckerei	1887 Wien
9. Buchwald Reinhard	Schiller in seiner und unserer Zeit IV. Aufl. S. 838 Inselverlag	1939 Wiesbaden
10. Burschell Friedr.	Schiller. In Selbstzeugnissen und Dokumenten RoRoRo 180tes Tausend 183 S./S.165	1974 Hamburg
11. Cst.	Sphinx locuta est. Aufsatz Münchener Allgemeinen Zeitung 15. Jan.	1887 München
12. Cysarz Herbert	Schiller 461 S., Verlag Niemeyer	1934 Halle/S.
13. Dieck Alfred u. Kurt Schreinert	Goethe über den Faust Vandenhoch & Rupprecht	Göttingen
14. Donges Fritz	Wer wurde im Kassengewölbe beige- setzt? Mensch u. Maß Jg. 7 S.399-419	1967 Pähl
16. Eberhardt Hans	Goethes Umwelt Thüringische Archivstudien Bd.I.	1951 Weimar
17. Falk Johannes	Goethe aus näherem persönlichem Umgange, F.A. Brockhaus 318 S.	1832 Leipzig
18. Falk Johannes	Geheimes Tagebuch 1818-1826 Herausgeber Ernst Schering Calver Verlag 307 S.	1864 Stuttgart
19. Fiege Gertrud	Bildnisse Schillers im Deutschen Schiller-Nationalmuseum.Jahrbuch d. deutschen Schillergesellsch. 11. Jahrg. S. 631-677 Krömers Verlag	1967 Stuttgart
20. Fortuine Robert	Friedrich Schiller, Medical career Canadian Medical Journal 81/758 f. 1959	

21.	F.I.W.	Über Goethes Terzinen und den Versuch, sich die Bergung von Schillers Schädel zuzuschreiben. Janus Heft 3, 1. Bd. Staatsbibliothek Wien Nr. 469 841 B S. 192-196	1845
22.	Geiger Ludwig	Sphinx locuta est. "Gegenwart" Nr. 2 8. Jan.	1887 Berlin
23.	Geiger Ludwig	Goethe Jahrbuch Sphinx locuta est. S. 289	1887
24.	Gloede Hermann	Die Ordenswissenschaft Als Handschrift für Br.Br.Meister gedruckt 2. Bd., Mittler u. Sohn	1900 Berlin
25.	Goethe Catherina Elisabetha,	Briefe. Herausg.Rudolf Bach	1949 Leipzig
26.	Goethe Joh.Wolfg.	Tagebücher 1831/32	
27.	Goethe Joh.Wolfg.	Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit I u. II., Verlag Birkhäuser	1944 Basel
28.	Goethe Joh.Wolfg.	Faust I.u.II. herausg.Carl Schüddekopf, Deutsche Bibliothek	1914 Berlin
29.	Gräf Gerhard Hans	Goethe und Schiller in Briefen von Voß, Verl.Ph.Reclam S. 83-85 S. 154-175/177	1891 Leipzig
30.	Greef Richard	Schiller als Arzt Berl. Klinische Wochenschr. 42/646-650	1934 Berlin
31.	Greef Richard	dto. Nachtrag Zeitschr.f.ärztl.Fortbildung 31 690	1934
32.	Grønbech Vilhelm	Goethe Bd. I	1935 Kobenhavn
		Bd. II 575 sd.	1939 Kobenhavn
33.	Hallmann E.	Entgegnung auf I.W.F. Allgemeine Preußische Zeitung v. 10. April	1845 Berlin
34.	Hallmann E.	Schreiben an Dr.Julius Schwabe vom 11. Juni mit Widerruf, Zustimmung zu I.W.F.	1845 Berlin
35.	Hamburgischer Correspondent	5. Mai Schillers Tod in der deutschen Dichtung	1905 Hamburg
36.	Hase Carl	Literarischer Nachlaß der Caroline v.Wolzogen II.Aufl. 1867 1.Bd.	
37.	Hecker Max	Schillers Tod und Bestattung. Nach den Zeugnissen der Zeit im Auftrag der Goethegesellschaft dargestellt 367 S. 6 Abb. Inselverlag	1935 Leipzig

38. Heinemann Karl	Die Terzinen auf Schillers Schädel	1826 1926
	Goethekalender 1926 S. 80-104	
39. Hellen v.d.Eduard	Schillers sämtliche Werke	Stuttgart
	Säkularausgabe 18 Bände,	Berlin
	8. Band dramatischer Nachlaß	
	Bearbeitet v. Gustav Kettner	
40. Henning Hans	Geschichte der Stadt Weimar Kap. 5	
	Verlag Böhlaus Nachfolger	1975 Weimar
41. Herrn Paul	Goethe und Friedrich d.Gr.	
	Jahrbuch der Goethegesellschaft	
	s. 23 ff	1935
42. Hoffmannsthal Hugo v.	Schillers Selbstcharakteristik	1842 Stuttgart
		1959 Frankfurt-Hamburg
43. Hoffmeister Karl	Schillers Leben, Geistesentwicklung	
	und Werke im Zusammenhang V.Bd.	
	S. 187-356	
44. Höpke H.	Aus Schillers letzten Tagen	1905 Berlin
45. Houben Heinr.J.P.	Eckermanns Leben für Goethe	
46. Hoyer Walter	Schillers Leben dokumentarisch	1938 Leipzig
	Kiepenheuer & Witsch 8615	1967 Köln/Berlin
47. Huber Engelbert	Freimaurerei	1934 Stuttgart
48. Kaben Hermann	Das Palindrom Faust II Vers 7664	1955 Zeven
	Forschungsfragen unserer Zeit	
	Abt. Literaturgeschichte 6 S. 465-467	
49. Kippenberg Anton	Ansprache bei der Eröffnung der	1925 Leipzig
	Sammlung Kippenberg am	
	25.10.1925	
	Jahrbuch Samml. Kippenberg	
	VI. Band, Inselverlag	
50. Kloppe Wolfgang	Friedrich Schiller als Eleve der	
	Herzog. Militärakademie und als	
	Arzt/Medizinhistor. Miniaturen	
	S. 91-107	1966 Berlin
51. Koch Herbert	Die Rettung der Sarkophage	1961
	Goethes und Schillers bei	
	Kriegsende 1945	
	Goethe Jahrbuch 23 S. 249-252	
52. Kraft Herbert	Schillers Werke Nationalausgabe	1971 Weimar
	11.Bd.Demetrius H.Böhlaus Verlag	
53. Kraft Herbert u. H. Meyer	5. Bd. Dramen II Inselverlag	
54. Leißling E.	Schillers Tod und Begräbnis	1930
	Allgemeine Logenzeitung 3/H. 2	S. 42-49

55. Lennhoff Eugen	Die Freimaurer.Geschichte, Wesen, Wirken und Geheimnis der Königlichen Kunst. 12 Abb.	1932 Wien
56. Lennhoff Eugen	Politische Geheimbünde Bd. I 156 Abb.	1931 Wien Zürich
57. Lévi Eliphas	Transscendental Magie, its Doctrine and Ritual Ed. Samuel Weiser	1874 New York
58. Lévi Eliphas	Haute Magie, Dogme et Ritual. Tome II Editeur Germer Bailliere Cercle Goetique	1861 Paris Londres New York
59.Lewes George Henry Julius Frese transl.	Goethes Leben und Schriften Bd.II S.333-353 Verlag Frz. Dunker	1860 Berlin
60. Louvier Ferd.Aug.	Sphinx locuta est. Goethes Faust und die Resultate einer rationellen Methode der Forschung Bd. I 444 S. Bd.2 491 S. Verlag C. Boysen	1887 Hamburg
61. Louvier Ferd.Aug.	Zur Kritik der Faust-Commentare Verlag George & Fiedler	1887 Berlin
62. Louvier Ferd.Aug.	Die neue Methode der Faustforforschung und der alte und neue Mephisto 48 S. Verlag H.Grüning	1890 Hamburg
63. Louvier Ferd.Aug.	Goethe als Kabbalist in der Faust-Tragödie Bibliographisches Bureau 175 S.	1892 Berlin
64. Louvier Ferd.Aug.	Chiffre und Kabbala in Goethes Faust Neue Beiträge zur neuen Faustforschung Verlag H. Henkler	1897 Dresden
65. Louvier Ferd.Aug.	Über die Ergebnisse der rationellen Methode der Faustforschung 39 S. Verlag C. Boysen	1900 Hamburg
66. Louvier Oskar (Steinzänger)	Goethes Faust ein Geheimbuch. Nachweise aus des Dichters Briefen u. Tagebüchern 24 S. Verlag C. Boysen	1906 Hamburg
67. Ludwig Emil	Wie ich die Särge Goethes und Schillers wiederentdeckte. Aufbau-Reconstruction, Dokumente einer Kultur im Exil S. 143-146	1972 New York
68. Magnus H.	Schiller als Arzt b. Thieme 16 S.	1905 Leipzig
69. Mann Thomas	Versuch über Schiller S. 88-91 Verlag Fischer	1955 Berlin-Frankfurt

70. Minerva	"Demetrius" von Schiller Taschenbuch f.d.Jahr 1818. 10. Jahrg. S. 17-56 Verlag Gerhard Fleischer	1818 Leipzig
71. Minor I.	Aus dem Schiller-Archiv Ungedrucktes und Unbekanntes zu Schillers Leben u. Schriften Verlag Böhlau	1890 Weimar
72. Moldenhauer Gustav	Joh. Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe 1823-27.I.Bd. 282 S.II Bd.292 S. Reklam. Verlag	Leipzig
73. Müller Ernst	Intimes aus Schillers Leben 270 S. 65 Abb. 8 Faksimile/Hofmann Verlag	1905 Berlin
74. Müller Ernst	Schillers Calender Cottas Verlag	1883 Stuttgart
75. Neuburger M.	Schillers Beziehungen zu Medizin 40 S.	1905 Wien
76. Nicolai.Heinz	Zeittafeln aus Goethes Leben und Werk	
77. Niebuhr B.Georg	Griechische Heroengeschichten Verlag Perthes	1918 Gotha
78. Oellers Norbert	Schillers Geschichte seiner Wirkung bis zu Goethes Tod 1805-1832	1967
79. Palleske Emil	Schillers Leben und Werke 10. Aufl. Bd. II 615 S. Verlag Karl Krabbe	1859 Stuttgart
80. Rauschenberger Walter	Goethes Charakter und Abstammung. Die Sonne, Heft 9 Verlag Dunker S. 1-10	1926 Weimar
81. Redslob Erwin	Goethes Begegnung mit Napoleon	1944 Weimar
82. Roesler Gottfried	Beiträge zur Genealogie der Persönlichkeit I. Friedrich Schiller Familie und Volk 8. Jahrg. Heft 5, S. 413-441	1959 Neustadt/ Aisch
83. Scharffenstein Georg Friedrich	Jugenderinnerungen eines Zöglings der Carlsschule Morgenblatt Nr. 56/58	1837 Stuttgart
84. Scheffler Walter Zeller Bernhard	Friedrich Schiller. Dokumentation in Bildern. 304 S. 260 Abb. Inselverlag	1977 Frankfurt
85. Schiller Charlotte	Charlotte Schiller und ihre Freunde 495 S. Cotta Verlag	1859 Stuttgart
86. Schlosser	Weltgeschichte Bd. 19	1857 Frankfurt
87. Schmid Martin	Die Schillerlocke im Rätischen Museum. Historische Aufsätze S. 52-60	1969 Chur

88. Schmidt Julian — Schiller und seine Zeitgenossen Bd. I-III — 1863 Leipzig

89. Schnaubert Guido — Aus Weimars Vergangenheit 104 S. Verlag Rudolf Tuchmann — 1913 Weimar

90. Schwabe Carl. L: — Drei Berichte über die Durchsuchung des Kassengewölbes im März 1826 Fortsetzung der Berichte. Originalberichte Unveröffentl. — 1826 Weimar 1828

91. Schwabe Julius — Schillers Beerdigung Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805/1826/1827/ 137 S. — 1852 Leipzig

92. Stapff Sibylle — Die Begräbnisstätten in der Jacobskirche und auf dem Jakobsfriedhof in Weimar in "Tausend Jahre Kirche in Weimar" Herausgeber. Ev. Luth. Kirchengemeinde Weimar — 1976 Weimar

93. Trunz Erich — Faust-Kommentare 655 S.

94. Vischer Fr. Theodor — Faust, der Tragödie II. Teil 4. Aufl. Calver Verlag Stuttgart — 1889 Tübingen

95. Voß Abraham — Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul Verl. C.F.Winter — 1836 Heidelberg

96. Wahl Hans — Goethe/I.S. 75-77 Über den angeblichen Freimaurermord Goethes an Schiller — 1936 Leipzig

97. Wernekke Hugo — Goethe und die königliche Kunst Verlag v.Poeschel u.Kippenberg — 1905 Leipzig

98. Wilm Jost — Ein Baustein zur Natur der Todeskrankheit Schillers. Cesra-Säule Jg. 11 S. 210 ff — 1965 Baden-Baden

99. Wolzogen Caroline v. — Schillers Leben Verlag Cotta — 1830 Stuttgart

II. Facharbeiten über Todeskrankheit, Schädel, Gerippe, Totenmasken.

100. Ackerknecht, Erwin Henry v.Valois — François Joseph Gall et sa Collection Memoires du Museum National d'Histoire Naturelle — 1955 Paris

101. Ackerknecht Erwin — Liste alphabetique de la collection phrénologique de Musée de l'Homme — 1955 Paris

102. Bradish Joseph v. — Schillers Schädel Monatshefte für deutschen Unterricht Nr. 6 — 1832 New York

103. Bradish Joseph v. — Zur Frage nach Schillers Schädel Monatshefte f.d.d.Unterricht Nr. 24 — 1932 New York

104. Bradish Joseph v.	Welches ist der echte Schillerschädel? Chronik des Wiener Goethevereins Nr. 58 S. 73-75	1954 Wien
105. Broca Paul Pierre	Sur le crane de Schiller Bulletins de la socieété d'anthropologie de Paris Ser. 1.t.5 Pg. 263-269.	1864 Paris
106. Donges Fritz	Die Totenmasken Mensch u. Maß Jg. 10 S.204-288	1970 Pähl
107. Donges Fritz	Der Anatomenstreit um Schillers Schädel Mensch u. Maß Jg. 10 S.769-783	1970 Pähl
108. Donges Fritz	Der Streit um Schillers Schädel Mitteil.de. Berliner Gesellsch.f. Anthropologie, Ethnologie u.Urgesch. S. 322-324	1973 Berlin
109. Duda Gunther u. Dieter Kerner	Schiller als Arzt und Kranker Monatsspiegel E. Merck A.G. Heft 10 S. 1-7	1959 Darmstadt
110. Duda G.u.Kerner D.	Schiller als Arzt und Kranker Folia Clinica International 11. S.416	1959 Barcelona
111. Duda Gunther	Schillers Krankheiten und Tod Der Quell Nr. 11 S. 994-1002 u. S. 1031-1037	1959 Pähl
112. Ebstein Erich	Schillers Krankheiten Jahrbuch d. Sammlung Kippenberg 6 S. 128-239	1927 Leipzig
113. Ebstein Erich	Friedrich Schillers Krankheiten Archiv f.Geschichte d.Medizin 19/S. 197 f.	1927
114. Ebstein Erich	Schiller als Arzt Zeitschr. f.med. Chemie 3 S. 28-33	1927
115. Froriep August v.	Der Schädel v. Schillers und des Dichters Begräbnisstätte. 200 S. 18 Taf. Verlag Barth	1913 Leipzig
116. Froriep August v.	Zur Kritik der Schiller-Totenmasken Frankfurter Zeitung Nr. 193	1914 Frankfurt
117. Gerassimow Michail	Opeznanie derepa Johanna Friedricha Sillera Akademia Hayk CCCR	1966 Moskva
118. Gerassimow Michail	Ich suchte Gesichter 239 S. 32 Taf. S. 223-228 Bertelsmann Verlag	1968 Gütersloh
119. Herd E. W.	Alas, poor Schiller! The present state of controversay over	1957 Oxford

		Schiller's skull. German live and letters, Volume XI Basil Blackwell		
120.	Hildebrandt Fritz	Die zwei Schiller-Schädel zu Weimar im Urteil neuer Forschungen über Schillers Zähne und Zahnerkrankungen 275 S. 68 Abb. 8 Taf. Verlag Hildebrandt	1950	Berlin
121.	Hildebrandt Fritz	Die zwei Schillerschädel zu Weimar Zahnärztl. Mitteilungen Nr. 15. S. 537-541	1955	
122.	Langerhaus Max	Schillers Tod und Bestattung Schillers Schädel Zeitschr. f. Menschenkunde 3. Jahr Heft 6, S.365-390		
123.	Ludendorff M.	Der ungesühnte Frevel. 4. Aufl. Schillers Tod S. 90-119 Krankheit und Beisetzung S.129-210	1936	München
124.	Ludendorff M. Bebenburg Franz v.	Im Namen der Wissenschaft Schillers letzte Krankheit 50 S. Ein Kapitel Kulturgeschichte	1951	Pähl
125.	Müller Ernst	Welcher Schillerschädel ist der echte? Eine kritische Betrachtung Zeitungsaufsatz	1913	
126.	Neuhauß Richard	Über Schillers Schädel und Totenmaske Zeitschrift für Ethnologie 45 S. S. 66-676	1912	Berlin
127.	Neuhauß Richard	Schillers Schädel Eine Besprechung des Werkes von A.v.Froriep Zeitschr.f.Ethnologie 45 S.S.973-1002	1914	Berlin
128.	Neuhauß Richard	Schillers Schädel Zeitschr.f.Ethnologie 46 S. 114-115	1914	Berlin
129.	Neuhauß Richard	Die in Stuttgart zum Vorschein gekommene Totenmaske Schillers Zeitschr.f.Ethnologie 46 S.531-535	1914	Berlin
130.	Scharf Joach.Herm.	Der Anatomenstreit um Schillers Schädel Nova Acta Leopoldina NF 29 Nr. 29 Nr. 1171 S. 179-194 7 Abb.	1964	Leipzig
131.	Schwabe Toni	Nochmals Schillers Schädel Deutsche Tageszeitung v.16.9.1933	1933	
132.	Stark Johann Chr.	Handbuch zur Kenntnis und Heilung innerer Krankheiten. Bd. I u. II. 1521 S.	1799/1800	

133. Ullrich Herbert | Neue wissenschaftliche Untersuchungen über die Echtheit des Schillerschädels Unrania 25 H 5 S. 198-203 7 Abb. | 1962 Berlin

134. Ullrich Herbert | Zur Frage nach dem echten Schillerschädel Wissenschaft und Fortschritt Jg. 12. S. 214-215 | 1962 Berlin

135. Veil H. Wolfgang | Schillers Krankheit Verl. Ambrosius Barth | 1936 Leipzig

136. Veil H. Wolfgang | Schillers Krankheit 99 S. Uta-Verlag | 1945 Naumburg

137. Waldeyer Wilhelm | Der Schädel Schillers Bericht auf der Anatomenversammlung von 22.4.1912 Deutsche Medizinische Wochenschrift XXXVII Jahrg. 1/26 | 1912 Berlin

III. Anatomie

138. Benninghoff Alfred | Anatomie des Menschen Bd. I 12. Aufl. | 1978 München-Baltimore

139. Corning | Lehrbuch der Topographischen Anatomie 23. Auflage | 1946 Berlin

140. Gall Franz Joseph | Anatomie et Physiologie du Systéme Nerveux en géneral et du Cerveau en particulier. Volume I-V. Quartieme Vol.P. 188-189 Vol. V Planches C Part. XIII | 1819 Paris

141. Oken Lorenz | Über die Bedeutung der Schädelknochen | 1807 Jena

142. Pernkopf Eduard | Topographische Anatomie Bd.III. | 1952 Wien

IV. Gerichtsmedizin, Obduktionen, Toxikologie, Serelogie, Mikroskopie, Meßtechnik

143. Bäumler J. | Moderne Analysenverfahren in der Gerichtlichen Chemie. Gerichtschemische Laboratorien Polizeidepartment Basel/Stadt Naturwissenschaften 64, 3035 Springerverlag | 1977 Hamburg

144. Berg Steffen | Grundriß der Rechtsmedizin 202 S. Verlag Müller u. Steinicke | 1973 München

145. Bergmann Alfred | Dr. Huschke Bericht an Herzog Karl August über Schillers Krankheit und Tod. Rechenschaftsbericht d. Schwäbischen Schillervereins | 1931/32

146.	Bernt Joseph	Visa Reperta und gerichts-medizinische Gutachten 458 S. S. II. Bd. Verlag Wallishauser	1838 Wien
147.	Cristison Robert	Gifte in Bezug auf die gerichtliche Arzneikunde, Physiologie und praktische Medicin. 946 S. Nachtrag 220 S. Verlag Industrie-Comptoir	1831 Weimar
148.	D'Alembert Jean Lerond et Diderot Denis	Encyclopédie ou Dictionnaire raisonne des Sciences Vol. VIII Pl. II Outils des sculpteurs en Terre et en Plâtre	1771 Paris
149.	Dierbach Joh.Heinr.	Handbuch d.medicinisch pharmazeutischen Botanik Verl. Karl Groos	1819 Heidelberg
150.	Donges Fritz	Zusammenstellung verschollener, täuschender, fälschender oder gefälschter Dokumente in der Streitfrage um Schillers Ende Mitteil.d.Berliner Gesellsch.f. Anthropologie, Ethnologie u. Urgesch. S. 73-90	1971/73 Berlin
151.	Falk Ferd. August	Lehrbuch der praktischen Toxikologie Verlag Enke	1880 Stuttgart
152.	Feldhaus Franz Maria	Die Technik der geschichtlichen Zeit. 2. Aufl. Moors Verlag München	
153.	Forshuvudt Sten Smith Hamilton Wassén Anders	Napoleon's Illness 1816-1821 Archiv für Toxikologie 20/S.210-219	1964
154.	Frank Joseph	Handbuch der Toxicologie Verlag Schaumburg Co.	1800 Wien
155.	Gmelin Joh.Friedr.	Allgemeine Geschichte der Pflanzengifte Verlag Raspe	1803 Nürnberg
156.	Grüner Oskar u. Reinhard R.	Ein photographisches Verfahren zur Schädelidentifizierung Deutsche Zeitschr.f.gerichtliche Medizin Bd. 47 S. 247-256 11 Abb.	1969
157.	Grüner Oskar u. Helmer R.	Vereinfachte Schädelidentifizierung nach dem Superprojektionsverfahren mit Hilfe einer Video-Anlage. Zeitschr.f.Rechts-Medizin 80, S. 183-187 Springerverlag	1977 Stuttgart
158.	Grüner Oskar	The Identification of Skulls. Historical and Practical Applications	1960 Stuttgart

159. Guth Peter — Nachweis der Blutgruppeneigenschaft ABO und MN aus eingetrockneter Haut und Nägeln. Inst.f.Gerichtl. Medizin d. Universität Pacs S.177

160. Haitinger Max — Fluorescenzmikroskopie, ihre Anwendung in der Histologie und Chemie Akademische Verlagsgesellsch. M.B.H — 1938 Leipzig

161. Halle Samuel — Gifthistorie des Tier-Pflanzen- und Mineralreiches nebst Gegengiften. Verlag Maurer — 1787 Berlin

162. Helmer Richard — Möglichkeiten und Methoden der zellkernmorphologischen Geschlechtserkennung an Körpergeweben und Sekretspuren. 93 S. Verlag Schmidt-Römhild — 1969 Lübeck

163. Hermann Ludimar — Lehrbuch der experimentellen Toxikologie S. 312-318 — 1874 Berlin

164. Heupke-Lubarsch-Petri Else — Handbuch der speziellen Anatomie und Histologie. Pathologische Anatomie und Histologie der Vergiftungen. S. 289-495 Springer Verlag — 1930 Berlin

165. Höpker Wolfgang — Übersicht über die Mängel der pathologischen Bearbeitung von Sektionen. Dissertation — 1975 Kiel

166. Huschke Wilh.Ernst — Bericht über Schillers Krankheit und Obduktion. Ablichtung d. Originals — 1805 Weimar

167. Keil W.u. Papsdorf H. — Untersuchung zur Blutgruppenbestimmung an Fingerabdrücken. ABO (H) Antigene des menschlichen Schweißes. Kriminalistik und Forensische Wissenschaft Heft 30, S. 45-61 — 1977

168. Merkel u. Walcher K. — Gerichtsärztliche Diagnostik und Technik Verlag Hirzel — 1945 Leipzig

169. Nasse Friedrich — Leichenöffnungen zur Diagnostik und pathologischen Anatomie. I. Reihe 194 S. — 1821 Bonn

170. Ponsold Albert u. 36 Mitarbeiter — Lehrbuch der Gerichtlichen Medizin III. Auflage 645 S. Verlag Thieme — 1967 Stuttgart

171. Prokop Otto — Forensische Medizin II. Auf. — 1966/Berlin

172. Rabl Rudolf — Bewertungen der Sektionen früher und heute. Schl.-Holst. Ärzteblatt II S. 31 ff — 1978 Kiel

173.	Rabl Rudolf	Die Wertung der Sektionen im Wandel der Zeiten. Virchows Archiv f.Pathologie.Anatomie u. Physiologie d. Klinischen Medizin. Bd. 321 S. 142 ff	1952
174.	Schiller Friedr.	Werke I. S. 45:Sektionsprotokoll eines Mitschülers Georg Müller Verlag	1778/1901
175.	Schwerd Wolfgang	Zum Beweiswert der MB-Differenzierung aus Blutspuren. Zeitschr.f.Rechtsmedizin. 80/S. 293-298 Springerverlag	1978
176.	Simon Axel	Gerichtsmedizinischer Kommentar zur Schiller-Rekonstruktion durch Gerassimow 1961 in Weimar Gegenbaurs Morpholog. Jahrbuch 113. Band S. 500	1969 Leipzig
177.	Sobernheim Simon Fr.	Handbuch der praktischen Toxikologie Verlag Förster-Schüppel	1838 Berlin
178.	Wildberg Christ.Fr. Ludw.	Anweisung zur gerichtlichen Zergliederung	1817
179.	Wirth Wolfgang Hecht Gerhard Gloxhuber Christian	Toxikologie-Fiebel II. Aufl. S. 333 ff	1971 Stuttgart
180.	Wittlich Bernhard	Graphologische Charakterdiagramme Graphologie, Sektion 29	1956 München

V. L e i c h e i m S t r a f r e c h t

181.	Crusen Erich	Strafbare Handlungen an Gräbern und Leichen Diss.	1890 Halle
182.	Funken Ernst	Strafrechtlicher Schutz des Leichnams. Diss.	1934 Köln
183.	Hirsch Dietrich	Leichenzerstückelung Diss.	1942 Wien
184.	Jüngst Werner	Die Leichenzerstückelung Diss.	1932 Münster
185.	Klingbeil Waldemar	Kopf- und Maskenzauber in der Vorgeschichte und bei den Primitiven Teil III.	1932 Berlin
186.	Kochner Gustav	Die kriminelle Leichenzerstückelung Diss.	1948 München
187.	Lucht Fr. Wilhelm	Die Strafrechtspflege in Sachsen-Weimar-Eisenach unter Carl August. S. 32-111	1929 Berlin-Leipzig
188.	Merkel Erich	Der Leichenraub. Historische und dogmatische Studie. med. Diss.	1904 Leipzig

189.	Oertmann Paul	Die Aneignung von Bestandteilen einer Leiche. Leipziger Zeitschr.f. Deutsches Recht 19.Jahrg.Sp.511 ff	1925 Leipzig
190.	Pieper Alois	Beitrag zur kriminellen Leichenzerstückelung Med. Diss. 1928	1929 Jena
191.	Ridder Otto	Criminelle Leichenzerstückelung Med. Diss.	1897 Berlin
192.	Schorn	Die Behandlung des Leichenfrevels im geltenden und kommenden Strafrecht. Deutsche Zeitschrift f.d. gesamte Gerichtliche Medizin Bd. 14 S. 365 ff	1930
193.	Torkel Horst	Die Rechtswidrigkeit klinischer Sektionen. Neue Kölner rechtswissenschaftl. Abhandlungen	1957 Berlin

VI. Pharmazie und Botanik

194.	Hager Hermann	Handbuch der Pharmazeutischen Praxis Bd. 4 262 S. 7-9	1973 Berlin
195.	Kröber Ludwig	Das neuzeitliche Kräuterbuch S. 328 ff. Deutscher Apothekenverlag	1948 Stuttgart
196.	Liebreich Oskar Langaard Alex.	Compendium der Arzneiverordnung 5. Aufl.	1902 Berlin
197.	Pabst G.	Köhlers Medizinalpflanzen Bd. II	1888 Gera
198.	Schlechtendal Dietr. Franz Leonhard v.	Flora von Deutschland 5. Aufl. Bd. 27 S. 88 u. 374	1888 Gera
199.	Schneider Wolfgang	Lexikon der Arzneimittelgeschichte Bd. V. Teil I. S. 388 Pflanzliche Drogen	1974 Frankfurt

VII. Goethe

200.	Almquist Ernst	Große Biologen S. 25/26 Lehmanns Verlag	1931 München
201.	Bratranek Franz Thomas	Naturwissenschaftliche Korrespondenz von Goethe	1874 Leipzig
202.	Caro E.	La philosophie de Goethe Revue de deux Mondes XXXV annees	
203.	Du Bois-Reymond Emil	Goethe und kein Ende	1883 Leipzig
204.	Kohlbrugge J.G.F.	Historisch-kritische Studien über Goethe als Naturforscher 155 S.	1913 Würzburg-Utrecht
205.	Reinhard K.	Goethe und Schopenhauer als Widersacher exakter Naturwissenschaft. Sendbogen f. Dühringsche G.H. u. Lebensführung Nr. 53	1932 Zittau

Nachträge:

206.	Andreas W.	Über die Sektion der Leiche Augusts von Weimar Archiv d.Gesch.d. Medizin Bd. 29 Heft 1 u.2 S. 110-113	1936
207.	Bergmann A.	Krankheit und Tod des Prinzen Constantin v. Sachsen-Weimar Sudhoffs Archiv f.Gesch.d.Med. Bd. 28, S. 113-120	1935
208.	Conradi-Bleibtreu Ellen	Im Schatten des Genius 150 S. Verlag Aschendorf	1981 Münster/W.
209.	Holzmann-Bohatta	Deutsche Anonymenlexikon 1501 - 1850 Bd. 4./Ziffer 1079	1907 Weimar
210.	Bratranek Franz Thomas	Erläuterungen zu Goethes Faust II Herausgeber Dr. I. Schram Stidtsbibliothek Salzburg-Kloster	1957 Neuburg
211	Huschke Wolfgang	Stammfolge Huschke aus Greußen in Thüringen. Verlag Degener	1924 München
212.	Kallius Erich	Anatomie und bildende Kunst	1924 München
213.	Schmidt Karl	Schillers Sohn Ernst S. 490 ff	1893 Paderborn
214.	Schneider Wolfgang	Lexikon der Arzneimittelgeschichte 9. Bde. S. 124 ff	1968/75 Braunschweig
215.	Ben Weidler Sten Forshuvudt	Assassination at St. Helena	1983 Mitchell
216.	Theopold Wilhelm	Schiller und die Medizin seiner Zeit	Press Vancouver

VIII. Nachschlagewerke und Lexika:

1. Brockhaus Lexikon
2. Meyers Lexikon
3. Kürschners Lexikon
4. Kindlers Lexikon
5. Schweizer Lexikon
6. Herder Lexikon
7. Lexikon 2000
8. Österreichisches Biographisches Lexikon
9. Encyclopaedia Britannica
10. Lexikon der Pädagogik Bd. 3, Bern 1952
11. Encyclopédia Francaise, Grande Larousse
12. Encyclopedia Americana
13. Herder Lexikon der Weltliteratur
14. Kosch, Deutsches Literaturlexikon
15. Wurzbach, Biographisches Lexikon
16. Frauwallner-Giebisch-Heinzel, die Weltliteratur
17. Merker/Stammler, Reallexikon der Deutschen Literaturgeschichte
18. Who's who in Central and East-Europe
19. Wer ist's/Wegener
20. Allgemeine deutsche Biographie
21. Allgemeine Deutsche Biographie, Nachtrag
22. Erich Trunz, Faustkommentare, Autorenverzeichnis S. 647-655
23. Kratkaja Literaturnaja Enziklopedia Moskwa 1967
24. Bolschaja sovjetskaja Enziklopedia Moskwa 1974
25. Encyclopedia universalis. Biographie universelle ancienne et moderne de Loa-Mac 1968.
26. Colliers Encyclopedia 1967
27. Arnim. Internationale Personalbiographie 1800-1943 Stuttgart
28. Slownik, Jezyka Polskiego, Warschau 1962
29. Slownik Spisovneho jazyka 1960
30. Illustrowana Enzyclopedja, Warschau, Krakau, Pzedmiezie 1927
31. Wielka Enzyklopedia, Pszechna 1927
32. Diccionais de USO del Espanol
33. Heinsius, Bücherlexikon 1894-1899
34. Chr. Gottlob Kaysers vollständiges Bücherlexikon 1891-94
35. Vapereau G. Dictionaire universel des contemporains 6. ed. Paris 1893
36. British Museum General catalogue of printed books. Voll 145/1962, 4 Titeleinträge
37. Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothéque nationale, Paris, Vol. 100/ 1930, 1 Titeleinträge
38. National Union Catalog, Pre-1956 imprints Vol. 343/1974, 8 Titeleinträge
39. Hans Henning Faust-Bibliographie Teil 2, Bd. 2/1970, 7 Titeleinträge
40. Goedeke Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen 4. Bd. V. Abt., Faust, Ergänz. 3. Aufl., Berlin 1960
    Ziff. 30 Louvier/39 S. 1922, S. 508, Anmerkung: Verirrung!
    Ziffer 4. S. 516, Louvier. 16 S. Hamburg 1922, Anmerkung: Verirrung!
    beide Schriften sind nicht von Louvier, sondern v. Steinzänger dem Sohn.